

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 48

Mit 115 Abbildungen



1994

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P
ZA 4772, 48, 1994 -

PS 0640



ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co, Stuttgart

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter/innen an diesem Band	4
Bildnachweis	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Zur weltlichen Ikonographie einer spätmittelalterlichen Kreuzplatte in Oberstenfeld: Das Rad als Wagnerzeichen von <i>Friedrich Karl Azzola</i>	7
Die Markgröniger Lateinschule im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit von <i>Thomas Schulz</i>	15
Vom Tollhaus zum Museum. Die Geschichte des Hauses Schorndorfer Straße 38 und seiner Bewohner von <i>Erich Viehöfer</i>	33
100 Jahre Bottwartalbahn von <i>Albrecht Gübring</i>	53
Julius Marx. Ein jüdisch-schwäbischer Unternehmer aus Freudental von <i>Theobald Nebel</i>	85
Der Luftkrieg im Kreis Ludwigsburg 1939 bis 1945 von <i>Adolf Leibbrand</i>	117
Berichte und Notizen	
Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1993/94 (<i>Wolfgang Läßle</i>)	157
Jahresbeitrag	169
Rückblick auf das Jahr 1993 (<i>Albert Sting</i>)	170
Buchbesprechungen	189
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1994	195

Mitarbeiter/innen an diesem Band

Dr. Azzola, Friedrich Karl, Professor, Trebur
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Dr. Cordes, Günter †, Archividirektor, Sigmaringen
Gühring, Albrecht, Archivamtmann, Möglingen
Hänsler, Paul, Lorch-Waldhausen
Läpple, Wolfgang, Städt. Archivamtsrat, Asperg
Leibbrand, Adolf, Ingersheim
Dr. Molitor, Stephan, Oberarchivrat, Marbach a. N.
Nebel, Theobald, Rektor a. D., Besigheim
Dr. Schmierer, Wolfgang, Archividirektor, Tamm
Schneider, Regina, Archivamtfrau, Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg
Dr. Schulz, Thomas, Kreisarchivar, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Archivrat, Ludwigsburg
Dr. Sting, Albert, Direktor der Karlshöhe a. D., Löchgau
Dr. Viehöfer, Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums LB, Marbach a. N.
Zimmerstädt, Karl-Heinz, Prokurist, Steinheim an der Murr

Bildnachweis

S. 8–10	Vom Verfasser
S. 11	Stadtbibliothek Nürnberg
S. 12, 13	Vom Verfasser
S. 17–23	Einzelnachweise bei den Abbildungen
S. 29	Vom Verfasser
S. 34	Vom Verfasser (Abb. 1) Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Abb. 2)
S. 35–42	Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg
S. 45	Stadtarchiv Ludwigsburg (Abb. 9/10)
S. 45/46	Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg
S. 48	Stadtarchiv Ludwigsburg (Abb. 13)
S. 48–49	Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg
S. 54–82	Einzelnachweise bei den Abbildungen
S. 91–111	Vom Verfasser
S. 125–155	Einzelnachweise bei den Abbildungen bzw. Sammelnachweis S. 123

Vorwort

Es ist dem Schreiber dieses Vorworts, als schreibe er nur Vorworte, so rasch verfliegen die Jahre, und so rasch gilt es immer wieder, einen neuen Band Ludwigsburger Geschichtsblätter mit begleitender Rede an die Leserschaft zu entlassen. Dabei mischt sich in die Klage über die Flüchtigkeit der Zeit die Freude, der stattlichen Reihe der Geschichtsblätter einen weiteren Band hinzufügen zu können. Zugleich löst das Schreiben des Vorworts Reflexionen über die Welt und unsere Befindlichkeit aus, wie es eine regelmäßig zum Jahresabschluß zu verrichtende Tätigkeit mit sich zu bringen pflegt. Die Reflexionen ergeben, daß wir viele Dinge nicht verstehen, so nicht den Balkankrieg vor unserer Haustür und das trübe Bild, das Europa und die Vereinten Nationen dabei bieten, so nicht die Zunahme des Verbrechens, die Arbeitslosigkeit, die Umweltzerstörung. Es bekümmern uns die zunehmende Undurchsichtigkeit und Unberechenbarkeit der Zustände und Geschehnisse, und wir suchen darum oft genug nur noch im Tage und in unserem Tagewerk einen Halt. Da kann ein Blick in die Vergangenheit, ein Hinhören auf schon Gesagtes, wenn auch nicht trösten, so doch zeigen, daß wir mit solchen Empfindungen nicht allein sind und daß andere sie schon vor uns und zu anderen Zeiten gehabt haben. So schrieb die weltkluge Ricarda Huch am 2. Dezember 1931 an Marie Baum: »Es ist mir das Allerwiderwärtigste an der Zeit, daß alles viel zu kompliziert und versteckt ist, als daß man sich ein Urteil bilden könnte. Hinter allem, was gesagt und geschrieben wird, steckt Gott weiß was für eine Parteiabsicht . . . der Augenblick ist das einzig Sichere.«

Doch nun zum neuen Band, der heuer zum achtundvierzigsten Male erscheint. Mit der Arbeit von Adolf Leibbrand wird eine längst fällige und reich illustrierte Dokumentation zum Luftkrieg 1939–1945 über dem heutigen Kreisgebiet vorgelegt, die von jenen, die seine Zeugen waren, nicht ohne Bewegung aufgenommen werden wird. In den Schicksalen des Hauses Schorndorfer Straße 38 in Ludwigsburg und seiner Bewohner, dargestellt von Dr. Erich Viehöfer unter dem Titel »Vom Tollhaus zum Museum«, spiegelt sich wechselvolle Ludwigsburger Stadtgeschichte, in dem Aufsatz von Albrecht Gühring über die Schmalspurbahn durchs Bottwartal ein Stück württembergisch-schwäbischer Eisenbahngeschichte. Dr. Thomas Schulz stellt die Markgröninger Lateinschule vor. Sie ist beispielhaft für die Lateinschulen im alten Württemberg während des späten Mittelalters und inn der frühen Neuzeit. Das Leben des Julius Marx aus Freudental (1888–1970), eines jüdischen Unternehmers, schildert Theobald Nebel und Friedrich Karl Azzola beschäftigt sich mit dem Rad als Wagnerzeichen auf einer spätmittelalterlichen Kreuzplatte in Oberstenfeld. Den Band mit seinen abwechslungsreichen Beiträgen runden ab der Rückblick auf das Jahr 1993, verfaßt von Dr. Albert Sting, die Berichte und Notizen zum Vereinsleben

sowie Buchbesprechungen. Es möge ihm eine freundliche Aufnahme beschieden sein.

Wie jedes Jahr gebührt Dr. Wolfgang Schmierer und Dr. Norbert Stein herzlicher Dank für die Redaktion und Stadt und Landkreis Ludwigsburg für die gewährte finanzielle Unterstützung. Ebenso gebührt Dank allen Mitgliedern, die durch ihre Mitarbeit und ihr Interesse den Verein mit Leben erfüllen.

Im November 1994

Dr. Wolfgang Bollacher

Zur weltlichen Ikonographie einer spätmittelalterlichen Kreuzplatte in Oberstenfeld: Das Rad als Wagnerzeichen

von Friedrich Karl Azzola

An der Südwand der Turmkrypta der ehemaligen Damenstiftskirche zu Oberstenfeld steht eine 1,89 m hohe, kreuzverzierte Grabplatte (Abb. 1), deren Umschrift¹ in Minuskeln wie folgt lautet:

Anno · re(demptionis)^{a)} · t[a]usent · funfhu(n) · /
dert · starb · her(r) · hans · wagner · der · elter · pfar: /
rer · zu · oberstenfeld · /
an · umser · lieben · fra[w]en · him(m)el · fart · dem · got gn(a)t geb /

Hierzu heißt es im Band Landkreis Ludwigsburg des großen Inventarwerks »Die Deutschen Inschriften«¹:

»Hans Wagner d. Ä. war Stiftspfarrer zu Oberstenfeld und Dekan des Landkapitels Marbach. Das Oberstenfelder Seelbuch vermerkt einen Jahrtag, den er zusammen mit seinem Bruder (?) Hans Wagner d. J., gleichfalls Pfarrer zu Oberstenfeld, gestiftet hat. – Das Rad im Kreuzfuß ist als redendes Wappenzeichen der Familie Wagner zu verstehen.«

Hans Wagner war Geistlicher, wie aus den beiden Kelchen beiderseits des schlichten lateinischen Kreuzes hervorgeht. Zugleich ist das Rad im Fuß des Kreuzes auf Abb. 1 als sein Namenszeichen aufzufassen, doch kann sein Familienname Wagner nicht aus dem Objekt selbst abgeleitet werden, denn dann müßte er Rad oder Räder heißen. Demnach kann nur von einer Bedeutung des Rades in einem übertragenen Sinn ausgegangen werden. Tatsächlich war das Rad im Spätmittelalter das Handwerkszeichen der Wagner, die man im mitteldeutschen Raum auch Stellmacher nennt. Als Beispiele seien hier zwei inschriftlose Steinkreuze aus Weil der Stadt² (Abb. 2) und aus Welfelsholz³ (Abb. 3) beigegeben. Die Darstellungen der Wagner im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg,⁴ wo der Wagner stets bei der spanabhebenden Bearbeitung eines Rades mit einer langschneidigen Doppelbartaxt gezeigt wird (Abb. 4), bestätigen die Deutung des Rades als historisches Handwerkszeichen der spätmittelalterlichen Wagner/Stellmacher.

Bei beiden Steinkreuzen in Weil der Stadt und in Welfelsholz nimmt das historische Handwerkszeichen, das Rad, die zentrale Position, also das Schnittfeld der Kreuzbalken ein. Sofern die frühen, spätmittelalterlichen Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher in Anlehnung an die Darstellungen im Nürnberger Hausbuch⁴ eine Bereicherung durch eine langschneidige Doppelbartaxt⁵ erfuhren, wurden diese Äxte dem zentral angeordneten Rad lediglich hinzugefügt. Ein vorzüg-

a) Oder reparationis, redemptoris? Gemeint ist der 15. August des Jahres 1500.



Abb. 1: Aus einem hellen Sandstein gefertigte Kreuzplatte des Pfarrers Hans Wagner der Ältere von 1500 in der Krypta der ehemaligen Damenstiftskirche zu Oberstenfeld mit einem sechsspeichigen Rad als Namenszeichen (189×93,5 cm)



Abb. 2: Aus einem roten Sandstein gefertigtes spätmittelalterliches Steinkreuz in der Altarfront der Heilig-Kreuz-Kapelle zu Weil der Stadt, mit einem sechsspeichigen Rad als historisches Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher (89,5×59,5 cm)



Abb. 3: Aus einem hellen Sandstein gefertigtes spätmittelalterliches Steinkreuz am Ortsrand von Welfesholz, Landkreis Hettstedt, mit einem zwölfspeichigen Rad als historisches Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher (134×103 cm)

Anno dñi mccc xxxi An aller Seltag Starb Hans Wagner
Der Cuy Bruder



Abb. 4: Hans Wagner, ein Wagner, 1431, der 107. Bruder im Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg beim Bearbeiten eines Rades längs der Faser mit einer langschneidigen Doppelbartaxt

liches Beispiel hierzu ist das Wagnerzeichen auf dem spätmittelalterlichen Steinkreuz von Büchenbronn⁶ auf Abb. 5, heute ein Stadtteil von Pforzheim. Es kann demnach eine langschneidige Axt ein historisches Wagnerzeichen lediglich bereichern, doch nicht selbst als originäres, singulares Wagnerzeichen interpretiert werden, diente doch die langschneidige Axt bis in unsere Gegenwart allen holzbearbeitenden Berufen als Werkzeug zum Behauen von Holz längs der Faser. Insofern ist die langschneidige Axt unspezifisch und als eindeutiges Handwerkszeichen ungeeignet. Deshalb ist das Produkt des Wagners – das Rad – und nicht sein Werkzeug – die langschneidige Axt – sein historisches, spätmittelalterliches Handwerkszeichen.

Stellt die Kombination eines Rades mit – in der Regel – einer langschneidigen Doppelbartaxt wie auf dem Steinkreuz bei Büchenbronn ein aufwendiges, frühes Wagnerzeichen dar, so verwundert nicht, daß gerade diese auffällig reiche spätmittelalterliche Komposition auch zum Wappenzeichen aufsteigt. Als Beispiel zeigt Abb. 6 die Grabplatte der Christina geb. zu Waldburg von 1470 in der Wormser Magnuskirche.⁷



Abb. 5: Aus einem roten Sandstein gefertigtes spätmittelalterliches Steinkreuz am Ortsrand von Büchenbronn, Stadt Pforzheim, mit einem siebenspeichigen Rad und einer langschneidigen Doppelbartaxt als historisches Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher (72×75 cm)



Abb. 6: Aus einem roten Sandstein gefertigte Grabplatte der Christina geb. zu Waldburg, Ehefrau des Nikolaus von Weiterweiler, 1470, innen an der Südwand der Magnuskirche zu Worms mit einem sechsspeichigen Rad und einer langschneidigen Doppelbartaxt als Wappenzeichen (212×86,5 cm)

Zusammenfassung

Das singuläre, spätmittelalterliche Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher ist das zumindest sechsspeichige Rad. Dank dieser ikonographischen Funktion konnte das Rad auch als Namenszeichen für den Familiennamen Wagner herangezogen werden. Bei aufwendigeren, spätmittelalterlichen Handwerkszeichen der Wagner/Stellmacher trat die traditionsreiche, langschneidige Doppelbartaxt hinzu. Dieser aufwendigen Zeichenkomposition kann man sogar als spätmittelalterliches Wappenzeichen begegnen.

Anmerkungen

- 1 Die Deutschen Inschriften, hg. von den Akademien der Wissenschaften, 25. Band (Heidelberger Reihe 9. Band): Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg, gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss und Hans Ulrich Schäfer, Wiesbaden 1986, Inschrift Nr. 183, 117–118 mit Abb. 64 auf Tafel XXIII. Nach gemeinsamen Bemühungen mit Herrn Dr. Rüdiger Fuchs von der Inschriftenkommission der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur wird das Ende der Umschrift hier geringfügig abgeändert wiedergegeben.
- 2 Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar. Stuttgart 1981, S. 13 mit Abb. 11 auf S. 2 des Bildteils.
- 3 Walter Saal: Steinkreuze und Kreuzsteine im Bezirk Halle. Halle (Saale) 1989, S. 20 unter Nr. 5 mit Abb. 48. Bisher findet sich die nächstliegende Deutung des zwölfspeichigen Rades auf dem spätmittelalterlichen Steinkreuz von Wolfesholz, Kreis Hettstedt, als historisches Wagnerzeichen nirgendwo in der Literatur.
- 4 »Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, Deutsche Handwerkerbilder des 15. und 16. Jahrhunderts«, hg. von Wilhelm Treue, Karlheinz Goldmann, Rudolf Kellermann, Friedrich Klemm, Karin Schneider, Wolfgang von Stromer, Adolf Wißner und Heinz Zirnbauer, München 1965, Textband S. 122 mit Abb. auf S. 271 des Bildbandes; im Original das Blatt 51 v.
- 5 Hans-Tewes Schadwinkel und Günther Heine: Das Werkzeug des Zimmermanns, Hannover 1986, insbes. S. 69–111: Äxte – Beile.
- 6 Bernhard Losch (wie Anm. 2) S. 192 mit Abb. 320. Karl-Heinz Hentschel: »Das Büchenbronner Wagnerkreuz«, in: Badische Heimat Jg. 72, Heft 4 (Dezember 1992), S. 659–663.
- 7 Die Deutschen Inschriften 29. Band (Mainzer Reihe 2. Band): Die Inschriften der Stadt Worms, gesammelt und bearbeitet von Rüdiger Fuchs, Wiesbaden 1991, Inschrift Nr. 266 auf S. 185 mit Abb. 69 auf Tafel 24.

Die Markgröninger Lateinschule im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*

von Thomas Schulz

Unsere heutige Zeit kennt keine Schulart, die sich auch nur annähernd mit den alten Lateinschulen vergleichen ließe. Daher stellt sich zunächst fast zwangsläufig die Frage: Was war das eigentlich, eine Lateinschule?

Eine knappe Antwort findet sich in einem Aufsatz, der 1904 in der Zeitschrift »Das humanistische Gymnasium« veröffentlicht wurde. Dort heißt es: »Unter Lateinschulen versteht man in Württemberg die beschränkteren, meist überaus einfach organisierten und dürftig ausgestatteten, als Gemeindeangelegenheit behandelten ›höheren Schulen, die im Unterschied zu Gymnasien‹ ihren Lehrgang nur bis zur Konfirmation, also bis zum 14. Lebensjahr, höchstens bis zum Landexamen, also etwa bis zur Stufe der preußischen Obertertia einschließlich, ab und zu auch nur bis zur Untertertia oder Quarta ausdehnen . . . Der charakteristische Typus derselben ist die zweiklassige und mit zwei Lehrern besetzte Schule.«

Diese Definition verschweigt allerdings ein ganz wichtiges Merkmal, und zwar jenes Charakteristikum, das den Lateinschulen letztlich ihren Namen gab: die dominierende Stellung des Unterrichtsfachs Latein innerhalb des Lehrplans. Der Verfasser der zitierten Sätze brauchte diesen Sachverhalt freilich noch nicht eigens zu erwähnen. Er durfte ihn als allgemein bekannt voraussetzen, existierten doch damals, im Jahre 1904, in Württemberg immerhin 63 dieser – aus heutiger Sicht betrachtet – sonderbaren Lehranstalten, von denen sich übrigens viele – so auch die Markgröninger Lateinschule – noch bis in die 1920er Jahre, einige sogar bis in die 1930er Jahre hinein erhalten konnten.

In der einschlägigen Literatur kann man häufig lesen, die Lateinschulen seien – zumindest in Altwürttemberg – Schöpfungen der Reformationszeit gewesen. Dies trifft jedoch nur zum Teil die Wahrheit. Richtig ist zwar, daß in Württemberg den Lateinschulen wie dem Schulwesen insgesamt Mitte des 16. Jh. neue Organisationsstrukturen gegeben wurden. Aber die bekannten und ohne Zweifel auch sehr bedeutenden Schulreformen der Herzöge Ulrich und Christoph hatten keineswegs die Neugründungen von städtischen Lateinschulen zum Ergebnis. Durch sie wurden lediglich schon längst bestehende Einrichtungen verändert, vereinheitlicht und verbessert. Denn die Wurzeln der städtischen Lateinschulen reichen in das frühe Spätmittelalter zurück – in eine Epoche des allgemeinen Umbruchs, in der im Wirtschaftsleben wie in der Verwaltung die Schriftlichkeit zunehmend an Bedeutung gewann und in der mit dem Aufblühen der Stadtkultur seit der späten Stauferzeit das Bildungsbedürfnis des Bürgertums stark zugenommen hatte. Mit diesem Bildungsbedürfnis, auch mit dem politischen Selbstbewußtsein der Städte ließ es sich nicht länger vereinbaren, daß – wie noch im Hochmittelalter – die Schulen nahezu ausschließlich den Klerikern vorbehalten blieben und am Schul-

* Leicht überarbeitete Fassung des am 10. Februar 1994 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

unterricht die Laien im allgemeinen keinen nennenswerten Anteil nehmen konnten. Gefordert waren Schulen, die sich nicht nur dem Klerikernachwuchs widmeten, sondern Bildung, Kenntnisse im Lesen und Schreiben auch solchen Bürgersöhnen vermittelten, die für einen weltlichen Beruf bestimmt waren. So entstanden vereinzelt schon im 12. und 13. Jh., in größerer Verbreitung dann seit dem 14. Jh. sogenannte Stadt- oder Pfarrschulen, die als neue Schulgattung neben die älteren Kloster- und Stiftsschulen traten und allmählich ein immer dichter werdendes Netz lokaler Lehranstalten ausbildeten. An der Wende vom 15. zum 16. Jh. besaß schließlich fast jede württembergische Amtsstadt ihre Lateinschule.

Mit der Einrichtung solcher Schulen hatten die Städte das traditionelle Bildungsmonopol der Kirche durchbrochen. In den Stadtschulen war für den angehenden Beamten, Kaufmann oder Handwerker ebenso Platz wie für den künftigen Geistlichen. Sie wurden zu Erziehungs- und Ausbildungsstätten für eine breitere geistige Elite, für die politische und wirtschaftliche Führungsschicht in Stadt und Land – für eine bürgerliche Oberschicht, die ihr Ansehen und ihren Einfluß, ihre beherrschende Stellung innerhalb der kommunalen Selbstverwaltung und ihr immer stärker werdendes Eindringen in die wichtigen Positionen bei der Regierung und Verwaltung des Landes nicht zuletzt dem Erwerb von Bildung verdankte.

Hinsichtlich des Lehrplans unterschieden sich die städtischen Schulen freilich nicht oder doch nur unwesentlich von den Kloster- und Stiftsschulen. Hier wie dort stand das Lateinlernen im Mittelpunkt des Unterrichts – und dies aus verständlichen Gründen. Denn die Beherrschung der lateinischen Sprache war ja keineswegs nur Selbstzweck der Gebildeten. Ihre Kenntnis bedeutete vielmehr praktisches Fachwissen, das den Schülern Erwerbsquellen und sozialen Aufstieg eröffnete. Latein war für viele Berufszweige die alltägliche Verkehrs- und Gebrauchssprache: in der Kirche und in der Diplomatie; an der Universität, wo ausschließlich lateinisch doziert und disputiert wurde; für die Gelehrten, die in lateinischer Sprache schrieben; für Juristen, Mediziner und Beamte. Die Fähigkeit, Latein zu reden, zu schreiben und zu verstehen, war – wie es in einer Stuttgarter Schulordnung aus dem 15. Jh. hieß – »eine Grundfeste, Fundament und Weg, ohne die die Schüler andere Künste nicht wohl erlangen mögen«. Der geübte Umgang mit der lateinischen Sprache galt also als selbstverständliche Voraussetzung aller höheren Bildung.

Wir dürfen nun allerdings den Standard des Unterrichts an den spätmittelalterlichen Stadtschulen nicht zu hoch einschätzen. Und ganz sicher wäre es falsch, wenn man annehmen würde, die Absolventen dieser Schulen hätten die Werke der verschiedenen antiken und spätantiken Schriftsteller in- und auswendig kennengelernt. Dies war nicht das Ziel des Unterrichts. Es ging nicht darum, den Schüler zu einem perfekten Lateiner im herkömmlichen Sinne zu machen oder ihm gar das Gedankengut klassischer Autoren nahezubringen, sondern es ging in erster Linie darum, ihm den Gebrauch der Verkehrssprache Latein zu ermöglichen. Entsprechend beschränkte man sich für gewöhnlich darauf, den Schülern – nachdem sie Lesen und Schreiben gelernt hatten – Elementarkenntnisse der lateinischen Sprache zu vermitteln, sie insbesondere mit den Regeln der lateinischen Grammatik vertraut zu machen, was natürlich nicht ausschloß, daß man in diesem Zusammenhang in Auszügen den einen oder anderen Autor las. Wichtiger war aber, daß die Schüler, die miteinander und mit dem Lehrer nur Lateinisch sprechen durften, in der fremden Sprache sich auszudrücken lernten.



*Abb. 1: Markgröningen 1682. Aus dem
Leonberger Forstlagerbuch von Andreas Kieser
(Vorlage u. Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; Signatur H 107/8 Nr. 5).*

Neben dem dominierenden Latein ist als zweites bedeutendes Unterrichtsfach noch die Musik zu nennen. Die Gemeinden legten stets besonderen Wert darauf, daß der Lehrer Gesangsunterricht erteilte und vor allem mit seinen Schülern regelmäßig die – natürlich lateinischen – Choralgesänge einübte. Dieser Gesangsunterricht lenkt den Blick auf ein weiteres charakteristisches Merkmal der spätmittelalterlichen Schule: auf den Kirchendienst der Schule und auf die auch für die städtischen Schulen gültige enge Verbindung von Schule und Kirche. Neben dem Unterricht war für Lehrer und Schüler die wichtigste Aufgabe die Hilfe bei der liturgischen Ausgestaltung des Gottesdienstes und anderer kirchlicher Feiern. Daß die Lehrer und Schüler den Kirchengesang bestritten, galt ebenso ganz selbstverständlich als ihre Pflicht, wie ihre Teilnahme an Hochzeiten, Beerdigungen, Aniversarien, Prozessionen, Wallfahrten und ähnlichen feierlichen Anlässen.

Über das Ausmaß, in dem die Schule durch die Kirche in Anspruch genommen wurde und in dem sich der Kirchendienst auf den Schulbetrieb auswirkte, lassen sich nur schwer allgemeingültige Aussagen machen. Die Verhältnisse mögen von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule verschieden gewesen sein. Es darf aber ohne Zweifel überall als recht groß angenommen werden – wie brauchen uns ja nur das bekanntermaßen so überaus reich gegliederte gottesdienstliche Leben der spätmittelalterlichen Kirche, die damalige Vielfalt und Vielzahl an religiösen Kulthandlungen vor Augen zu halten. Wie groß diese Inanspruchnahme unter Umständen sein konnte, zeigt das Beispiel Schwäbisch Hall. Für die dortige Schule wurde ausgerechnet, daß in vorreformatorischer Zeit Lehrer und Schüler etwa 780mal im Jahr bei Gottesdiensten und anderen kirchlichen Anlässen singen mußten.

Auch wenn dieses Beispiel nicht unbedingt als repräsentativ anzusehen ist, so bleibt doch allgemein festzuhalten, daß die Schule als Hilfsanstalt der Kirche fungierte und der Kirchendienst insbesondere für den Schulmeister eine starke Belastung darstellte, die viel Zeit und gewiß auch viel Kraft kostete. Für viele Schulmeister war die Erfüllung von kirchlichen Pflichten andererseits aber auch geradezu eine Existenzfrage. Denn der Kirchendienst bescherte ihnen nicht nur mehr Arbeit, sondern brachte ihnen zugleich auch zusätzliche Einnahmen an Geld oder Naturalien – Einnahmen, auf die vor allem die Schulmeister in den kleineren und mittleren Städten dringend angewiesen waren, da sie in aller Regel für den eigentlichen Schuldienst nur ein sehr bescheidenes Entgelt erhielten. Nebenbei sei bemerkt – und aus heutiger Sicht kann dies nachgerade als das unvergängliche Symbol für die einstige enge Verflechtung von Schule und Kirche bezeichnet werden –, daß wir in vielen Fällen eben diesem Kirchendienst des Schulmeisters die erste urkundliche Erwähnung und somit den ältesten zuverlässigen Beleg für das Vorhandensein einer Schule zu verdanken haben.

Dies gilt auch für Markgröningen, wo wir den frühesten Hinweis auf die Existenz einer Schule in der Stiftung einer Jahrzeit, also einer Seelenmesse, finden, die im Jahre 1354 die Bürgerin Gertrud Utz dotiert hatte und in der dem Schulmeister als Gegenleistung für seine Beteiligung an der Jahrzeit eine bestimmte Summe Geld ausgesetzt wurde. Wir sind damit beim eigentlichen Thema: einige Aspekte zur Geschichte der Markgröninger Lateinschule darzustellen, in der Hauptsache aus dem Zeitraum von der Mitte des 16. Jh. bis zum Beginn des 19. Jh. Auch auf die Entwicklung der Schule in den letzten 120 Jahren ihres Bestehens einzugehen, hätte den gegebenen Rahmen dieser Darstellung bei weitem gesprengt. Verhältnismäßig knapp müssen – freilich aus einem anderen Grund – auch die Ausführungen zur Lateinschule des Spätmittelalters ausfallen. Denn von den Markgröninger Schulverhältnissen in der Zeit vor der Reformation haben wir kaum Kenntnis. Das in den verschiedenen Archiven vorhandene Quellenmaterial läßt die Forschung in diesem Punkt weitgehend im Stich. Es kann deshalb auch nicht mit letzter Gewißheit gesagt werden, wann es zur Einrichtung der Markgröninger Lateinschule gekommen ist. Wir wissen nur, dank der bereits erwähnten Jahrzeitstiftung der Gertrud Utz, daß es spätestens 1354 eine Schule gegeben haben muß. Wir dürfen allerdings annehmen, daß diese Schule damals schon länger bestand – nur: anders als etwa für Esslingen, Waiblingen oder Weil der Stadt, um drei Beispiele aus der näheren Umgebung anzuführen, wo Schulmeister bereits 1267 bzw. 1281 genannt sind, haben wir für Markgröningen keinen älteren urkundlichen Nachweis.

Als ziemlich sicher darf gelten, daß das Schulpatronat von jeher in der Hand der Stadt lag, d. h. über die Besetzung der Schulstelle, über die Wahl, Annahme oder Entlassung eines Schulmeisters allein Bürgermeister, Gericht und Rat zu entscheiden hatten. Und auch alle übrigen Angelegenheiten der Schule konnte die Stadt selbständig und in eigener Verantwortung regeln; ein Aufsichts- oder Eingriffsrecht etwa des Landesherrn oder einer kirchlichen Instanz bestand nicht. Ferner ist bekannt, daß der Schuldienst zumindest in späterer Zeit vom Stadtschreiber versehen wurde. Dies war nun keineswegs eine Markgröninger Besonderheit, sondern eine für Stadtschreiber durchaus übliche Nebentätigkeit, die vielerorts zu den ihnen ausdrücklich zugewiesenen Aufgaben gehörte. Dabei wurde oft nicht genau zwischen einfachem deutschen und gehobenem lateinischen Unterricht

unterschieden. Ein Stadtschreiber war aber in der Regel eine hochgebildete Person und aufgrund seiner Ausbildung auf jeden Fall in der Lage, auch lateinischen Unterricht zu erteilen.

Diese Ämterkombination macht übrigens noch einmal deutlich, daß in Markgröningen wie auch in den meisten anderen Städten das Schulmeisteramt allein einen Mann nicht ernähren konnte. Die Schulgelder, die von den Schülern bezahlt werden mußten, und die Einnahmen aus dem Kirchendienst reichten nicht aus; der Schulmeister brauchte noch weitere Einkünfte. Und wenn man ihm nicht ein ordentliches Salär aus der Stadtkasse bezahlen wollte, so mußte man eben die Schule mit einem anderen Amt verbinden – etwa mit dem Mesneramt, wie z. B. in Bietigheim und Besigheim, oder mit der Stadtschreiberei. Die Schule wurde also lange Zeit gewissermaßen nur im Nebenamt versehen, und in Markgröningen ist es zur Verselbständigung des Schulmeisteramts, zu seiner Trennung vom Stadtschreiberamt dann erst während der Reformationszeit gekommen.

Wieviel Schüler damals am Unterricht teilnahmen, läßt sich aufgrund fehlender Quellen nicht sagen. Sicher ist allerdings, daß eine beachtliche Zahl von ihnen später eine Universität besuchte, die Schulmeister also ganz offensichtlich mit einigem Erfolg arbeiteten. Hermann Roemer nennt in seinem in den Ludwigsbur-



Abb. 2: Lehrer mit Schülern.

Holzchnitt aus Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens, Augsburg 1479. Der einem Schüler aufgesetzte Eselskopf galt als Symbol für Dummheit, Trägheit und Faulheit und wird in mehreren mittelalterlichen Schulordnungen als Strafmittel erwähnt (Emil Reicke, Magister und Scholaren. Illustrierte Geschichte des Unterrichtswesens. Leipzig 1901; ND Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf-Köln, 1971).

ger Geschichtsblättern 9/1923 veröffentlichten Aufsatz über die Lateinschule immerhin rund 50 Markgröninger, die im Laufe des 15. Jh. in Heidelberg, Freiburg oder Tübingen studiert hatten. Zu ergänzen wäre noch, daß im gleichen Zeitraum sich zum Beispiel an den Universitäten in Wien und Erfurt 23 bzw. 28 Studenten einschrieben, die als Herkunftsbezeichnung »Gröningen« oder »Grüningen« angaben, wobei freilich offenbleiben muß, ob es sich dabei immer um Markgröningen handelt. Und auch an den ausländischen Universitäten tauchte so mancher Markgröninger auf: So etwa 1486/87 in Cremona Benedikt Morder, der außerdem noch in Heidelberg, Köln, Tübingen und Freiburg studierte; oder Konrad Lyher, Sohn des gleichnamigen Vogts, der sein 1462 in Heidelberg begonnenes Studium 1476 in Pavia mit der Promotion zum Doktor beider Rechte abschloß; oder auch – um ein letztes Beispiel zu nennen – der bekannte Ambrosius Volland, der nach Studienjahren in Tübingen und Heidelberg schließlich in Padua den Doktorhut erwarb.

Damit möchte ich meine Ausführungen zur Markgröninger Schule des Spätmittelalters abschließen. Ihre Geschichte ist nur in den eben beschriebenen groben Umrissen zu fassen und muß, wie bereits gesagt, in vielerlei Hinsicht leider im dunkeln bleiben. Ein genaueres Bild läßt sich erstmals für die Zeit um die Mitte des 16. Jh. gewinnen. Und dabei wird zugleich deutlich erkennbar, daß sich damals unter dem Einfluß und als Folge der tiefgreifenden politischen und kirchlichen Veränderungen des Reformationszeitalters auch im Schulwesen ein grundlegender Wandel vollzog.

Als die eigentliche und entscheidende Neuerung stellt sich dabei heraus, daß die Landesherrn – die es bisher den Städten, Klöstern und Stiften überlassen hatten, ob und wie intensiv sie Schulen betrieben – jetzt im Sinne einer obrigkeitlich gesteuerten Schul- und Bildungspolitik das Schulwesen ihres Landes neu regelten. Konkret bedeutet dies, daß das bisher ausschließlich in kommunaler oder kirchlicher Zuständigkeit geführte Schulwesen nun durch landesherrliche Verordnungen einheitlich organisiert, einer zentralen Verwaltung unterstellt und somit letztlich quasi verstaatlicht wurde – eine Politik, die in Württemberg schon bald nach der Rückkehr Herzog Ulrichs im Jahre 1534 einsetzte mit dem Ziel, das Bildungswesen im Land zu verbessern und die Lateinschulen im besonderen zu fördern.

Den Hebel dazu bot die Einziehung des bisherigen Kirchenguts durch den Staat. Denn die Zuweisung eines Teils der bisherigen Kircheneinkünfte an die sogenannten Armenkästen und somit an die Städte und Gemeinden wurde stets mit der Auflage verbunden, aus dem Ortskirchenvermögen künftig neben der Armenpflege und bestimmten Bau- und Besoldungskosten auch die Aufwendungen für Schule und Schulmeister zu bestreiten. Damit wurde durch landesherrlichen Eingriff geregelt, auf welche Weise die Schulen finanziert werden sollten.

Wann genau dies in Markgröningen geschah, läßt sich nicht mit letzter Sicherheit sagen. Fest steht jedoch, daß der wohl seit Beginn der 1540er Jahre an der Markgröninger Schule tätige Schulmeister Paul Paiack oder Pejacus im Jahre 1549 zusätzlich zu den Schulgeldern nahezu 27 Malter Dinkel, acht Malter Hafer und vier Eimer Wein sowie rund 60 Pfund in Geld erhielt und daß dies alles aus drei verschiedenen Kassen gereicht wurde, nämlich vom Heiligen, der Präsenz und der Geistlichen Verwaltung. Der Schulmeister bezog also jetzt ein festes Gehalt, d. h., das nunmehr von der Stadtschreiberei abgetrennte Schulmeisteramt bekam eine im Vergleich zu den vorigen Verhältnissen wesentlich solidere finanzielle Grundlage.

Zur Entlastung des Schulmeisters war bereits 1543 ein zweiter Lehrer oder besser gesagt: ein Hilfslehrer angestellt worden. Die Zahl der Schüler aus der Stadt und auch aus den Amtsorten hatte derart stark zugenommen, daß es – wie Vogt Michel Volland in einem Bericht an Herzog Ulrich schrieb – dem Schulmeister »zuvil und schier onmeglich, dieselbigen alle der Notturft nach zu leren und zu versehen«. Dabei handelte es sich freilich nicht nur um Lateinschüler. Denn die Markgröninger Schule war zu jener Zeit durchaus noch eine kombinierte lateinische und deutsche Schule, und die Aufgabe des als Provisor oder Kollaborator bezeichneten zweiten Lehrers bestand zunächst hauptsächlich wohl darin, die sogenannten deutschen Schüler zu unterrichten. Zur Trennung beider Schularten ist es erst Ende der 1560er Jahre gekommen, als man eine dritte Lehrerstelle ausschließlich für den deutschsprachigen Unterricht einrichtete und somit neben die Lateinschule eine von dieser unabhängige deutsche Schule mit einem eigenen deutschen Schulmeister trat. An der Lateinschule unterrichtete fortan der Kollaborator die jüngeren Schüler, während der lateinische Schulmeister – jetzt auch Präzeptor genannt – sich nun ganz auf die älteren Lateinschüler konzentrieren konnte.

Der entscheidende Schritt hin zu einer umfassenden und grundlegenden Neuordnung des württembergischen Schulwesens erfolgte schließlich unter Herzog Christoph. Der Sohn und Nachfolger Herzog Ulrichs hat im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der evangelischen Kirche nach dem Interim seit 1552 die verschiedenen bildungspolitischen Maßnahmen seines 1550 verstorbenen Vaters konsequent weiterentwickelt und dann in der bekannten Großen Kirchenordnung von 1559 zu einem systematisierten Abschluß bringen lassen. Die in der Kirchenordnung enthaltene ausführliche Schulordnung legte ein Fundament, das die württembergischen Schulen auf Jahrhunderte prägte. Sie sorgte für eine landeseinheitliche Regelung der Schulverhältnisse und schrieb detailliert vor, wie das Schulwesen im Herzogtum organisiert werden sollte. Der Landesherr zog damit endgültig eine Kompetenz an sich, die früher ausschließlich in der Hand der kommunalen Selbstverwaltung gelegen hatte.

Für die Markgröninger Lateinschule ergaben sich daraus einige wesentliche Veränderungen. So stand es zum Beispiel nicht mehr länger im freien Ermessen der Stadt, welche Person sie als Präzeptor oder Kollaborator ihrer Schule anstellte. Die Verwendung eines Teils der eingezogenen Kirchengüter für die Lehrerbesoldung hatte der Regierung eine Handhabe gegeben, auch bei der Stellenbesetzung ihren Einfluß geltend zu machen. Zwar war es nach wie vor das Recht von Bürgermeister, Gericht und Rat, den Schulmeister zu wählen. Doch der Mann ihrer Wahl mußte jetzt eine Prüfung vor dem Kirchenrat in Stuttgart ablegen – in der er seine Kenntnisse und die Befähigung zum Lehramt, vor allem aber seine Rechtgläubigkeit nachzuweisen hatte –, und der Gewählte brauchte, um sein Amt antreten zu können, die formelle Bestätigung durch die herzogliche Behörde. Das Wahlrecht der Stadt war also durch ein Konfirmationsrecht des Herzogs ergänzt oder besser gesagt: eingeschränkt worden. Auch die Entlassung eines Schulmeisters durfte die Stadt jetzt nur noch mit ausdrücklicher Genehmigung der Kirchenräte vornehmen, d. h. tatsächlich konnte der Präzeptor oder Kollaborator nur von der Regierung entlassen werden, was natürlich dazu beitrug, den Lehrern in ihrem Verhältnis zum Stadtmagistrat eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern.

Eine weitere wichtige Neuerung war, daß von nun an das gesamte Schulwesen als ein Zweig der Kirche der direkten Aufsicht des herzoglichen Kirchenrats bzw.

Konsistoriums unterstand und die Schulmeister in regelmäßigen Abständen von Staats wegen kontrolliert wurden. Diese Kontrollen fanden zum einen im Rahmen der zunächst im halbjährlichen, seit 1597 in jährlichem Turnus abgehaltenen Kirchenvisitationen statt, bei denen der Visitor – in der Regel der Dekan eines benachbarten Kirchenbezirks – die Leistung und auch den Lebenswandel der Lehrer sowie den allgemeinen Stand der Schule überprüfte, um anschließend darüber nach Stuttgart zu berichten. Zum anderen kam einmal im Jahr der Rektor des Stuttgarter Pädagogiums, der als eine Art Landesschulrat fungierte, zu einer gesonderten Visitation der Lateinschule in die Stadt, über deren Ergebnis dann ebenfalls ein Bericht verfaßt wurde. Und schließlich gab es noch als örtliche Aufsichtsinstanz das sogenannte »Scholarchat«, dem der Stadtpfarrer und der Vogt sowie zwei bis drei Mitglieder des städtischen Gerichts oder Rats angehörten. Der Spezial als Schulvorstand oder die ganze Kommission sollte mindestens einmal monatlich in der Schule nach dem Rechten sehen. Die Präzeptoren und Kollaboratoren wurden also recht häufig inspiziert, und die mit der Schulaufsicht beauftragte Behörde – das Konsistorium – konnte verhältnismäßig schnell erkennen, ob ein Lehrer gute oder schlechte Arbeit leistete und im letzteren Fall entsprechend reagieren.

Durch die Große Kirchenordnung waren jedoch nicht nur die Rechtsverhältnisse der Schule, sondern auch der Schulbetrieb selbst strikt reglementiert worden. Der in ihr enthaltene ausführliche und auf insgesamt fünf Klassen angelegte Lehrplan zählte genau auf, welcher Stoff im Unterricht zu behandeln sei und anhand welcher Schulbücher dies geschehen sollte. Überdies wurde ein fester Stundenplan vorgeschrieben, der täglich sechs Unterrichtsstunden – je drei vor- und nachmittags – vorsah. Demnach begann die Schule bereits morgens um 6 Uhr und dauerte zunächst, mit einer einstündigen Pause dazwischen, bis 10 Uhr. Der Nachmittagsunterricht fand dann von 12 bis 2 Uhr sowie 3 bis 4 Uhr statt.

Der Lehrplan war, wie gesagt, auf insgesamt fünf Klassen angelegt. In der 1. Klasse, in die man im Alter von sechs bis acht Jahren eintrat, lernten die Kinder das Lesen und Schreiben. Als Lehrbücher dienten ihnen dazu der kleine lateinische Katechismus von Johannes Brenz und insbesondere der sogenannte »Donat«, eine lateinische Grammatik, die im 4. Jh. von einem Mann namens Aelius Donatus verfaßt worden war, sowie die Schulgrammatik von Philipp Melancthon. Die Schüler wurden also von Beginn an anhand des Lateinischen unterrichtet, Deutsch lesen und schreiben erlernten sie nebenbei. Eine Vorschrift, wonach die Kinder vor dem Eintritt in die Lateinschule zunächst in der deutschen Schule Lesen und Schreiben lernen sollten, erging erst im Jahre 1793.

In Klasse 2 begann dann das Lateinreden. Die Kirchenordnung hatte streng festgelegt, daß die Schüler in der Schule nicht deutsch, sondern lateinisch miteinander reden sollen. Vor allem aber wurde weiter Grammatik gepaukt, und als geeignete Lektüre sind jetzt neben dem Katechismus die *Disticha Catonis*, eine aus frühchristlicher Zeit stammende Sammlung von Sittensprüchen, sowie die *Mimen* des Publilius Syrus und die *Dialogi* von Sebaldu Heiden vorgesehen. In der 3. Klasse las man Äsops Fabeln, Terenz und ausgewählte Briefe Ciceros. Außerdem übersetzten die Schüler nun einmal in der Woche einen vom Lehrer diktierten Text ins Lateinische und wurde durch Abschreiben von Texten das Schnell- und Richtigschreiben geübt. In Klasse 4 wurden weiterhin Terenz, dann Ciceros Schriften »*De senectute*« und »*De amicitia*« gelesen und kam Griechisch hinzu, in

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
6–7 Uhr	Grammatik Wortkunde	Grammatik Wortkunde	Grammatik Wortkunde	Grammatik Wortkunde	Grammatik Wortkunde	Grammatik Wortkunde
7–8 Uhr	Schüler gehen heim zur Morgensuppe (Frühstück)					
8–10 Uhr	Grammatik	Grammatik	Grammatik	Grammatik	Grammatik	Sonntags- evangelium
	Zum Ende dieses Unterrichtsabschnittes wird jeweils ein Katechismusstück aufgesagt					
10–12 Uhr	Mittagssuppe zu Hause und Arbeit für Lehrer und Schüler in der Landwirtschaft					
12–2 Uhr	Singen Grammatik Wortkunde	Singen Grammatik Wortkunde	Singen Grammatik Wortkunde	Singen Grammatik Wortkunde	Singen Katechismus	Singen Grammatik Wortkunde
2–3 Uhr	Pause: eventuell Arbeit zu Hause in der Landwirtschaft					
3–4 Uhr	Grammatik	Grammatik	Grammatik	Grammatik	Katechismus	Grammatik
	der Unterricht wird mit dem Hersagen eines Katechismusstücks geschlossen					

Abb. 3: Stundenplan für die zweite Klasse der Lateinschule nach der Großen Kirchenordnung von 1559 (450 Jahre Evangelische Landeskirche in Württemberg. Kataloge der Ausstellungen. Teil 3: 450 Jahre Kirche und Schule in Württemberg. Calwer Verlag Stuttgart, 1984).

der 5. Klasse kamen zusätzlich Rhetorik und Dialektik sowie als neue Autoren Livius und Vergil.

Der Unterricht an der Lateinschule war also auch in nachreformatorischer Zeit sehr einseitig. Er beschränkte sich auf die alten Sprachen, Katechismus und Singen, das ab der 2. Klasse auf dem Stundenplan stand und wenigstens einmal am Tag für etwas Abwechslung sorgte. Andere Fächer wie etwa Mathematik, Geographie, Geschichte oder Naturlehre fehlten noch völlig und fanden erst Ende des 18. Jh. Aufnahme in den Lehrplan.

Der Lehrplan der Kirchenordnung von 1559 konnte in vollem Umfang allerdings nur am Stuttgarter Pädagogium – dem Vorläufer des heutigen Eberhard-Ludwig-Gymnasiums – verwirklicht werden, das als einzige Schule des Landes fünf Klassen umfaßte. In Tübingen gab es immerhin vier Klassen, alle anderen Lateinschulen jedoch hatten weniger Klassen. Dadurch war aber den Landlateinschulen, zu denen auch die Markgröninger Schule gehörte, indirekt ein fester Auftrag zugewiesen worden: Sie sollten etwa den Lehrstoff der drei ersten Klassen behandeln, so daß ihre 14- bis 15jährigen Abgänger – sofern die Kenntnisse ausreichten – danach in die 4. Klasse des Stuttgarter Pädagogiums oder in die unterste Klasse des akademischen Pädagogiums in Tübingen oder in eine der 1556 von Herzog Christoph eingerichteten Klosterschulen eintreten konnten, von wo aus dann der Weg zur Universität bzw. ins Tübinger Stift führte.

Als vorrangige Aufgabe der Lateinschulen galt dabei die Vorbereitung auf die

Klosterschulen, in denen vor allem die künftigen Pfarrer des Landes auf ihr Studium vorbereitet wurden. Vor der Aufnahme in eine Klosterschule stand freilich eine strenge Prüfung – das berühmte, einmal im Jahr in Stuttgart abgehaltene württembergische Landexamen. Jeder Präzeptor, der etwas auf sich hielt und in der Hoffnung auf eine Beförderung bei den Behörden auf sich aufmerksam machen wollte, mußte daher den Ehrgeiz haben, möglichst viele seiner Schüler erfolgreich durch das Landexamen zu bringen, so daß dessen Anforderungen – die Schüler wurden in Latein und Griechisch, später auch in Hebräisch geprüft – in der Praxis bald mehr als der in der Kirchenordnung vorgeschriebene Lehrplan den Maßstab für die Leistungen und das Ziel des Unterrichts setzten.

Von den Präzeptoren, die seit der Mitte des 16. Jh. an der Markgröninger Lateinschule unterrichteten, kennen wir für die erste Zeit nur die Namen und einige wenige Daten. Auf den bereits erwähnten Paul Pejacus – ein gebürtiger Steiermärker, der 1538/39 in Tübingen studiert hatte, dann als Schulmeister zunächst nach Bietigheim gegangen war und anschließend rund 20 Jahre in Markgröningen gearbeitet hatte – ist 1562 ein gewisser Martin Listenius gefolgt, der dann 22 Jahre später durch Georg Stephanus abgelöst wurde, unter dem die Schule eine gute Entwicklung nahm und im Jahre 1593 immerhin 56 Schüler zählte, 14 davon in der Klasse des Präzeptors. Dieser Georg Stephanus war im übrigen der erste Markgröninger Präzeptor, der den akademischen Titel eines Magisters führte.

Als sein Nachfolger wurde 1597 der damals knapp 40jährige Johann Glareanus gewählt, der drei Jahre in Tübingen studiert und dann vor seinem Wechsel nach Markgröningen insgesamt 20 Jahre lang als Kollaborator an den Lateinschulen in Marbach und Backnang gedient hatte. Über ihn kann man im Kirchenvisitationsprotokoll des Jahres 1601 lesen: »Was Wandel und Leben belangt, hat Schulmeister noch das alt Lob, trinkt gern Wein, steckt sich in Schulden. Ist nit ein guter Haushalter. Vielleicht es auch an seiner Hausfrauen mangelt, wie etliche dafür halten.« Seine Leistungen als Lehrer hingegen waren offenbar durchaus zufriedenstellend, ebenso die des seit 1596 an der Schule tätigen Kollaborators Hans Nagel, notiert doch der Visitor abschließend: »Beide Schuldienner sind mit der Jugend fleißig gnug, wird an schuldiger Verrichtung des Schuldiensts nichts klagt.«

Auf Glareanus, der 1618 nach über 40 Jahren im Schuldienst in den verdienten Ruhestand entlassen wurde, folgte Georg in Arena – ein Mann, der 1589 in Tübingen den Magistergrad erworben hatte und dann als Präzeptor nacheinander in Stuttgart, Böblingen, Herrenberg und zuletzt von 1605 an in seiner Heimatstadt Schorndorf eingesetzt gewesen war, also bereits wie schon sein Vorgänger über eine langjährige Berufserfahrung verfügte, als er das Markgröninger Präzeptorat antrat. Dem Synodusprotokoll von 1621 – dem einzigen noch erhaltenen Protokoll aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – ist zu entnehmen, daß Präzeptor in Arena in seinen beiden ersten Jahren in Markgröningen gute Zeugnisse erhalten hatte, daß man sich aber jetzt über ihn beklagte: Er sei unfleißig, gehe in die Kräuter, setze Bäume, erledige »Weiberarbeit«, »henke die Schul an ein Nägelein« und lasse die Schüler oft allein. Er und seine Nachlässigkeit seien schuld, daß man zur Zeit keinen einzigen Schüler habe, der für die Klosterschule tüchtig sei. Der Präzeptor ließ diese Vorwürfe allerdings nicht auf sich sitzen. Wortreich wußte er sich zu verteidigen und gab dem Visitor zu Protokoll, daß *er* in der Schule gewiß nichts versäume. Aber er habe lauter junge Schüler, 6- bis 9jährige, die noch zu

schwach seien. Auch er wolle lieber stärkere und ältere Kinder unterrichten, lieber Vergil lesen und Dialektik und Rhetorik lehren als mit Anfängern umgehen – eine Erklärung, die vom Synodus ohne Vorbehalt akzeptiert wurde.

Präzeptor Georg in Arena starb im November 1626 an der Pest. An seine Stelle trat sein Sohn Melchior, ebenfalls ein Tübinger Magister, der bereits als Präzeptor in Balingen und Göppingen gearbeitet hatte, in Göppingen aber nicht so recht glücklich geworden war, weil man dort – so seine Aussage vor dem Konsistorium – die Präzeptoren nur verachte und nicht in Ehren halte. Die Berufung an die Markgröninger Schule hat er deshalb mit besonderem Dank angenommen.

Die kontinuierliche Entwicklung der Lateinschule wurde nun jäh unterbrochen durch die schrecklichen Kriegs- und Notjahre, die nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht vom 6. September 1634 über unser Land hereinbrachen. Melchior in Arena wechselte im Sommer 1635 als Präzeptor nach Winnenden, da man ihn in Markgröningen nicht mehr bezahlen konnte. Sein Nachfolger Christoph Brunner, bisher Schulmeister in Schwieberdingen, sollte in Personalunion deutscher und lateinischer Schulmeister sein, gab das Amt aber nach wenigen Monaten wieder auf, und der im Dezember 1635 in gleicher Doppelfunktion berufene Paul Biberstein ist bereits im Jahr darauf gestorben. In der Folgezeit blieb das Präzeptorat bis 1639 und dann, nachdem es für drei Jahre der spätere Diakon Philipp Lang versehen hatte, wieder von 1642 bis 1649 unbesetzt. d. h. damals gab es in Markgröningen überhaupt keine Lateinschule mehr. Denn auch die Stelle des Kollaborators war ab März 1635 unbesetzt geblieben – im übrigen noch bis 1660, also insgesamt 25 Jahre lang.

Bevor ich nun auf die weitere Geschichte der Markgröninger Lateinschule bis zu Beginn des 19. Jh. zu sprechen komme, sei zunächst kurz auf zwei Gutachten eingegangen, die den allgemeinen Stand des württembergischen Lateinschulwesens in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg charakterisieren. Das erste stammt von Erasmus Schabhardt, 1659 bis 1679 Rektor des Stuttgarter Pädagogiums und gleichzeitig in seiner Eigenschaft als einer der zwei Pädagogarchen im Land mit der alljährlichen Visitation der verschiedenen Lateinschulen beauftragt. 1662 kam Schabhardt zu dem ernüchternden Ergebnis, daß der Zustand der württembergischen Lateinschulen in der Tat traurig sei. Die Schüler könnten meist nur erbärmlich Lateinisch, Griechisch die Präzeptoren selbst nicht; die Regeln der Dialektik und Rhetorik würden nur mechanisch auswendig gelernt. Und das ganze Unheil rühre von dem allgemein herrschenden Vorurteil her, daß, wer ein Präzeptor werde, entweder einen Exzeß begangen haben müsse oder wegen seiner Unwissenheit zu keinem Kirchenamt brauchbar sei.

Auch ein rund zwei Jahrzehnte später verfaßtes Gutachten der Stuttgarter Synodalaräte vermittelt ein ausgesprochen düsteres Bild von den damaligen Verhältnissen an den Lateinschulen. Dort heißt es, die Leistungen der Lateinschulen seien äußerst gering. Die Schuld liege teils am Lehrplan, teils an der Lehrmethode, zum Teil auch an den Eltern der Schüler. An den Eltern, weil sie ihre Kinder nur unregelmäßig zur Schule schicken und häufig Kinder zum Studium bestimmen, die wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen zu keinem anderen Beruf taugen – auch weil sie ihre Söhne möglichst bald in einer der Klosterschulen versorgt sehen wollen und daher danach trachten, die Kinder ungeachtet ihres Leistungsstands möglichst früh in die oberste Klasse zu bringen. Dies alles konnte natürlich für den allgemeinen Unterrichtserfolg nicht eben förderlich sein. Die Hauptschuld an der

ganzen Misere des lateinischen Schulwesens wurde jedoch eindeutig den Lehrern gegeben. Sie seien größtenteils untüchtig, besäßen selbst kein solides Wissen, seien im Unterricht »faule Hummel«, die sich nicht vorbereiten und lieber sich als den Schülern Ferien gönnen. Mit ihrem groben Verhalten, mit ihrem Schreien und Fluchen würden sie den Schülern »großen scandalum« geben. Vielfach könne man unter ihnen Leute finden, die wegen Ehebruchs oder anderer Delikte vom Kirchendienst ausgeschlossen und in den Schuldienst geschickt worden seien. Daher komme, so das Fazit der Gutachter, auch die große Verachtung, unter der der ganze Präzeptorenstand zu leiden habe und die Abneigung gegen den Lehrerberuf, zu dem sich fast nur solche Leute hergeben würden, die sich im Kirchendienst nicht halten könnten.

Soweit die aus zwei zeitgenössischen Quellen entnommene Beschreibung des allgemeinen Zustands des württembergischen Lateinschulwesens in der zweiten Hälfte des 17. Jh. Wie sah es nun aber damals in Markgröningen aus?

Als Präzeptor amtierte von 1649 bis 1660 Magister Johann Ludwig Majer, zuvor zehn Jahre lang Kollaborator in Tübingen, wo er jedoch zuletzt in den Verdacht geraten war, einen Schüler so brutal mit dem Stock geschlagen zu haben, daß dieser einige Tage später an den Folgen der Schläge gestorben sei. Zwar konnte dieser Vorwurf nicht eindeutig bewiesen werden – Majer wurde deshalb auch nicht bestraft. Aber als Lehrer war er in Tübingen nicht mehr länger tragbar, weshalb ihn das Konsistorium im März 1649 nach Markgröningen schickte, freilich nicht, ohne ihm die ausdrückliche Ermahnung mit auf den Weg zu geben, künftig – so der Wortlaut des entsprechenden Protokolleintrags – »bescheidener mit der Jugend umzugehen, auch des Weins sich fein mäßig zu gebrauchen, als woher etwa seine Morosität entspringen möchte«.

Und Majer scheint sich an diese Ermahnung gehalten zu haben. Zumindest fallen die ersten Zeugnisse aus seiner Zeit in Markgröningen durchweg positiv aus. Da kann man in den Visitationsprotokollen z. B. lesen: »In der Schule ist er fleißig und sonst sittsam«, oder: »Specialis und Magistrat sind mit ihm wohl zufrieden.« Doch 1660, als die Lateinschule bereits wieder 33 Schüler zählte, heißt es plötzlich: »Das Leben zwar ist untadelig, die Information aber schlecht.« Vom Visitor erfährt man auch sogleich den Grund: Majer hatte nämlich im Jahr zuvor einen schweren Schlaganfall erlitten, sein Gedächtnis sei jetzt »gar schwach«. Zur Unterstützung des kranken Präzeptors wurde deshalb auch die seit 1635 vakante zweite Schulstelle wieder besetzt, zunächst jedoch mit wenig Erfolg, heißt es doch im Visitationsprotokoll, der Kollaborator Johann Georg Scherer führe »ein heillooses, dissolutes und obscures Leben, deswegen die Schul sehr übel mit ihm versehen sei«. Präzeptor Majer wurde im Herbst 1660 durch Georg Mangold ersetzt, aber nicht etwa in den Ruhestand entlassen, sondern trotz seines äußerst schlechten Gesundheitszustandes – er konnte oft nicht einmal mehr sprechen – als Kollaborator nach Bietigheim geschickt. An der dortigen Schule mußte er sich noch mehr als zwei Jahre abquälen, ehe das Konsistorium endlich ein Einsehen hatte und den geplagten Mann seiner Pflichten entband, wobei man ihm – was damals keineswegs selbstverständlich war – in Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste eine bescheidene, von der Geistlichen Verwaltung in Bietigheim zu bezahlende Rente bewilligte.

Der neue Präzeptor Georg Mangold stammte aus der Oberpfalz, war also ein »Ausländer«. Er hatte in Altdorf und Straßburg studiert und von 1653 an sein Brot als Präzeptor zunächst in Waiblingen, später in Backnang verdient. Seine Leistun-

gen in Markgröningen fanden allgemein die Anerkennung seiner Vorgesetzten. 1663 etwa hieß es über ihn bei der Visitation: »Lehre und Leben sind gut.«

Ganz anders hingegen beim nächsten Präzeptor, Magister Johann Georg Keuerleber, der 1665 an die Stelle des an das Stuttgarter Pädagogium beförderten Mangold trat, nachdem er zuvor drei Jahre lang das Präzeptorat in Güglingen bekleidet hatte. Unter der Leitung dieses als zänkisch, seltsam, unruhig und wunderlich charakterisierten Mannes, der schon während seiner Güglinger Zeit wegen seines Unfleißes und Ungehorsams auf Anweisung des Konsistoriums wiederholt mehrtägige Arreststrafen im sogenannten »carcer bibliacus« in Stuttgart absitzen mußte, verzeichnete die Markgröninger Lateinschule einen schnellen Niedergang. 1667 saßen in seiner Klasse nur noch drei Schüler, und in der Stadt wird man heilfroh gewesen sein, als Keuerleber 1670 nach Neuffen versetzt wurde.

Bei der Wahl seines Nachfolgers taten die Verantwortlichen freilich erneut keinen guten Griff. Sie fiel auf einen ehemaligen Dominikanermönch aus Wien namens Johann Wilhelm Olitori, der nach seinem Übertritt zum evangelischen Glauben im Oktober 1661 Aufnahme in das Tübinger Stift gefunden und dann ab 1663 als Präzeptor bzw. Kollaborator an den Lateinschulen in Dornstetten, Wildbad und Waiblingen gearbeitet hatte. Über ihn und seine Frau, der vom Markgröninger Magistrat auf Probe die Leitung der Mädchenschule übertragen worden war, kann man im Kirchenkonventsprotokoll vom 14. Oktober 1670 lesen, daß sie sich »fast alle Tage toll und voll saufen und ihrer anvertrauten Jugend mit sehr ärgerlichem Wandel vorstünden, dadurch nichts dann lauter Laster entstehen könnten und müssen«. Man beschloß, die Frau sofort aus ihrem Amt zu entlassen, den Präzeptor aber nochmals nachdrücklich zu einem besseren Lebenswandel anzuhalten. Olitori erwies sich jedoch als ein hoffnungsloser Fall. 1672, als gerade noch vier Schüler seinen Unterricht besuchten, notierte der Visitator: »Gegen ihn sind die vorigen Klagen wiederholt und um Ausschaffung urgiert worden. Weil er in der Schule nur ärgerlich, bei dem Gesang schädlich, der Musik hinderlich, mit Worten und Werken militarisch und gar nicht exemplarisch sei.« Noch im gleichen Jahr wurde er entlassen und durch den Magister Johann Georg Hingher ersetzt.

Aber auch der neue Präzeptor, der an der Markgröninger Lateinschule seine erste feste Stellung antrat, konnte die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Schon bei der Bestätigung seiner Wahl durch das Konsistorium mußte sich Hingher – dessen Vater Stiftsprediger in Stuttgart und somit selbst Mitglied des Konsistoriums war – die eindringliche Ermahnung mit auf den Weg geben lassen, sich »künftig besser als bisher geschehen in vita et moribus zu halten, seinem officio fleißig abzuwarten und seinen Vorgesetzten allen Respekt zu erweisen, damit einige fernere Klagen nicht vorkommen mögen«. Und im Synodusprotokoll von 1676 – Hingher war mittlerweile im vierten Jahr in Markgröningen – findet sich der ebenso vieldeutige wie eindeutige Vermerk: »Ist in informatione gut, in vita aber, aber, aber . . .« Was dieses dreifache »aber« konkret bedeutete, erfährt man schließlich aus dem Protokoll des übernächsten Jahres, in dem es heißt: »Hat sich auswärts und zu Hause über ein völlig Jahr höchst ärgerlich mit Voll- und Dolltrinken also verhalten, daß es ihm aus dem unerhörten dissoluten Leben ein vollkommen Delirium verursacht, dadurch er zum Dienst untüchtig worden«. Noch im gleichen Jahr wurde Hingher entlassen, und es ist gewiß nicht nur ein

Zufall, daß die Entlassung kurz nach dem Tod seines Vaters erfolgte, dessen Einfluß als Konsistorialrat es der Sohn wohl zu verdanken hatte, daß er das Präzeptorenamt nicht schon früher verlor.

An die Stelle Hinghers, der zuletzt »Raserei halber« sogar in Ketten gelegt werden mußte und schließlich als Geisteskranker auf dem Hohenneuffen eingesperrt wurde, trat Magister Johann Jacob Cless, ein Sohn des langjährigen, 1670 verstorbenen Markgröninger Dekans David Cless. Mit Cless hatte man nach rund 13 Jahren endlich wieder einen tüchtigen Präzeptor erhalten, der allerdings die Schule bereits 1681 wieder verließ, um Pfarrer in Pflugfelden zu werden. Auch seine beiden Nachfolger, die Magister Johann Friedrich Schmid und Johann David Brählin, erwiesen sich als relativ gute Lehrer, wechselten aber ebenfalls nach nur wenigen Jahren auf eine bessere Stelle.

1693 kam Johann Hermann Friesen auf das Präzeptorat – ein gebürtiger Kölner, der einst in Prag katholische Theologie studiert und sich den Minoriten angeschlossen hatte, dann aber konvertierte und nach einer vorübergehenden Anstellung als Hofmusikant in Stuttgart seit 1682 als Präzeptor zunächst im hohenlohischen Pfedelbach, später in Weinsberg und Beilstein arbeitete und bereits 53 Jahre alt war, als er die Markgröninger Lateinschule übernahm. Friesens Visitationszeugnisse fielen recht unterschiedlich aus. Einerseits wurden durchweg sein Fleiß und auch sein guter Lebenswandel gelobt. Andererseits zeigte man sich mit seinen Leistungen von Anfang an nur eingeschränkt zufrieden. 1695 z. B. hieß es: »Ist in der Information nicht unrecht, aber daneben gar meisterlos.« Und fünf Jahre später notierte der Visitor: »Der Unterricht in Latein ist mittelmäßig, in Griechisch und Poesie gar schlecht.« Alles in allem ergibt sich das Bild eines Präzeptors, der zwar viel guten Willen bewies, aber dennoch nur wenig erreichte. Dies gilt insbesondere für seine letzten Jahre, als ihm – je länger, je mehr – das Alter zu schaffen machte, er zunehmend unter Krankheiten litt und zuletzt, wie es der Magistrat einmal formulierte, »wegen üblen Gesichts und Gehörs bei der Jugend nur noch schlechten Respekt hatte«. Friesen spürte schließlich selbst, daß er seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen war: Bei der Visitation von 1706 bat der inzwischen 67jährige »mit Tränen um Manutenez in seinem Alter und um einen ruhigen Präzeptoratsdienst«. Auch die Stadt forderte damals nachdrücklich seine Ablösung. Doch das Konsistorium wollte davon nichts wissen: Friesen mußte bis zu seinem Tod am 1. Juli 1707 in Markgröningen bleiben.

Auf zwei verhältnismäßig gute Präzeptoren, die von 1707 bis 1712 bzw. von 1712 bis 1721 an der Schule tätigen Magister Friedrich Jacob Schmid und Johannes Ruos, und einen weiteren – eher schlechten – Lehrer, den aus Markgröningen stammenden Magister Johann Jacob Ratzel, folgte dann 1725 der Magister Ludwig Friedrich Hegel, der nach dem Studium einige Zeit in seiner Heimatstadt Stuttgart als Privatlehrer gearbeitet hatte und in Markgröningen seine erste feste Stelle antrat. Die ersten Visitationsberichte über ihn lauteten durchaus positiv: Er sei in der Schule fleißig, informiere sorgfältig und wohl, liebe einen stillen Wandel. Doch nach ein paar Jahren wurde plötzlich anderes berichtet. 1733: »Präzeptor hat gute Studia, ist aber im Informieren sehr verdrossen, so daß die Schule mehr ab- als zunimmt.« 1734: »Gibt der Augenschein, daß die Schule dormalen nicht im besten Stand; die Hauptursache mag sein, daß der Mann zum Dozieren und Informieren sehr verdrossen und moros ist.« Und ein Jahr später heißt es lapidar: »Die Schule ist in großer Dekadenz.«



Abb. 4: Die Lateinschule war bis 1806 im Haus Kirchplatz 7 untergebracht. Die beiden Klassenräume, bis 1796 nur durch eine Bretterwand voneinander getrennt, befanden sich im zweiten Stock, darüber die Wohnung des Präzeptors mit zwei Stuben, Schlafkammer, Küche, Speise- und Magdkammer. Das Gebäude stammt aus dem letzten Drittel des 15. Jh. Sein heutiger Besitzer wurde nach der Renovierung 1989 vom Schwäbischen Heimatbund mit dem Peter-Haag-Preis für Denkmalpflege ausgezeichnet.

Das Beispiel des Präzeptors Hegel weist uns auf etwas hin, was für viele seiner Kollegen galt. Die meisten all jener Präzeptoren, insbesondere des 18. Jh., von denen wir aus den Visitationsprotokollen wissen, daß sie ihr Amt mehr schlecht als recht versahen, waren eigentlich gar nicht so unqualifiziert. Aber als ausgebildete Theologen betrachteten sie den Schuldienst lediglich als einen Durchgangsposten, den sie nach Beendigung ihres Studiums notgedrungen hatten annehmen müssen, weil für sie gerade keine Pfarrstelle frei war. Im Grunde wünschten sie nichts sehnlicher, als (wie es in den Protokollen immer wieder heißt) »vom Schulstaub befreit« zu werden und endlich eine Verwendung als Pfarrer oder wenigstens Diakon zu finden – ein Wunsch, der freilich oft erst nach über zehnjährigem Warten, bei vielen Präzeptoren aber auch nie in Erfüllung ging. Daß diese Lehrer mit der Zeit unzufrieden wurden und sie je länger, je mehr die Lust an der Aufgabe verloren, mehr oder weniger begabten Schülern sechs Tage in der Woche die Elementarkenntnisse der lateinischen Sprache einzupauken, kann eigentlich kaum verwundern.

Als das Hauptmotiv, das insbesondere die studierten Theologen unter den Markgröninger Präzeptoren immer wieder auf einen möglichst schnellen Stellenwechsel drängen ließ, ist neben dem verständlichen Wunsch, im erlernten Beruf tätig zu sein, vor allem die schlechte Bezahlung ihres Schuldienstes zu nennen. Nach Ausweis der sogenannten Kompetenzbücher (das sind Verzeichnisse über die Dienstehelnden sämtlicher Pfarrer und Lehrer des Landes) hatte der Markgröninger Präzeptor zum Beispiel im Jahre 1738 – zusätzlich zum freien Wohnrecht im Schulhaus – Einkünfte an Geld und Naturalien im Gesamtwert von 175 Gulden. Er rangierte damit auf der Gehaltsskala der württembergischen Lateinschulmeister im unteren Drittel. Wie wenig attraktiv das Markgröninger Präzeptorat für einen Theologen auch in finanzieller Hinsicht war, zeigen einige Vergleichszahlen: Der Markgröninger Stadtpfarrer und Spezial erhielt Geld und Naturalien im Wert von 369 Gulden, also doppelt soviel wie der Präzeptor. Der Diakon sowie die Pfarrer in Tamm und Münchingen kamen auf etwa 240 Gulden, die Pfarrer in Unterriexingen bzw. Möglingen auf 232 und 216 Gulden. Und selbst die nicht gerade üppig besoldeten Pfarrer in Bissingen, Schwieberdingen und Pflugfelden waren mit 200 Gulden noch immer um einiges besser gestellt als der Markgröninger Lateinschulmeister.

Für den Präzeptor Hegel ging der Traum vom Pfarramt nicht in Erfüllung, sehr zum Nachteil der Schule. 1739, als in seiner Klasse nur noch zwei Schüler saßen, vermerkte der Visitor: »Die Klage über diesen Mann ist die alte, daß er in seinem officio träge und faul und eine Ursache sei, daß die hiesige Lateinschule ganz in Abgang komme, also daß die Leute ihre Kinder anderswohin zu ihrem Schaden in die Schule tun müssen.«

An die Stelle Hegels trat im Sommer 1740 der bereits 46jährige Magister Johann Casimier Friz, zuvor seit 1737 lateinischer Schulmeister in Gochsheim. Friz war übrigens einst Pfarrer in Hirschlanden gewesen, aus diesem Amt jedoch 1730 wegen Ehebruchs entlassen worden – also ein Mann, dessen Karriere einen deutlichen Knick aufwies und der nach vielen Jahren ohne Anstellung vom Konsistorium durch die Übertragung der Schulstelle in Gochsheim eine neue Chance erhalten hatte. Dem neuen Präzeptor gelang es zwar sehr schnell, das Vertrauen der Eltern zu gewinnen und die Schule aus ihrer schweren Krise herauszuführen – innerhalb von zwei Jahren stieg die Schülerzahl von fünf auf 17 an –, doch im

Grunde genommen war auch er kein guter Lehrer. So heißt es z. B. im Synodusprotokoll von 1742: »Ist zwar fleißig in der Schule, hat aber nicht die beste Gabe zu informieren.« Und drei Jahre später hielt das Scholarchat, also die örtliche Schulaufsicht mit dem Dekan und dem Vogt an der Spitze, dem ehemaligen Pfarrer vor, daß er »den Schulknaben, wenn er sie über die Lectiones befragt und sie nicht alsbald antworten, ihnen sogleich auf die Bahn hilft und sie nicht selbst den Antworten bedeuten und antworten lassen, wodurch die Knaben trüg gemacht und von allem Nachdenken abgehalten werden«. Und, um ein letztes Beispiel anzuführen, im Januar 1754, einen Monat vor seinem Tod, wurde bemängelt, daß er es versäume, seinen Schülern die notwendigen Grundlagen der lateinischen Sprache beizubringen, indem er im Unterricht weder die grammatikalischen Regeln genügend beobachten noch die Deklinationen und Konjugationen repetieren lasse.

Wesentlich besser fielen hingegen die Visitationsvermerke aus, die man in den Synodusprotokollen über den nächsten Präzeptor, Johann Jacob Benz, lesen kann. 1755 z. B.: »Hat Kapazität, lebt ordentlich, ist fleißig und in der Zucht moderat.« Oder 1759: »Ist in Latein *und* Griechisch wohl gefaßt und bei der Gemeinde beliebt.« Doch Benz blieb nicht lange auf der Markgröninger Schulstelle. Da er weder bei der Stadt noch beim Konsistorium eine Aufbesserung seiner als unzulänglich empfundenen Besoldung erreichen konnte, wechselte er 1761 auf das einträglichere Präzeptorat in Weinsberg. Zu Benz ist ansonsten noch das Kuriosum anzumerken, daß er sich 1754 bei seiner Bewerbung um die Nachfolge des verstorbenen Präzeptors Friz nicht zuletzt mit dem Versprechen empfohlen hatte, im Falle seiner Wahl die unversorgte Tochter des Vorgängers zu heiraten.

Gute Zeugnisse erhielt lange Zeit auch Johann Heinrich Schönlin, der nach dem Weggang von Benz von der Stelle des Kollaborators, die er seit 1753 versah, auf das Präzeptorat vorrückte und der dieses Amt dann schließlich bis 1800, also über vier Jahrzehnte hinweg, bekleiden sollte. 1763 z. B. wird er vom Visitor als ein »guter Grammaticus« bezeichnet, der »munter und fleißig« informiere. Und die jetzt wieder regelmäßige Beteiligung von Schülern aus Markgröningen am alljährlichen Landexamen beweist, daß Schönlin nicht nur ein »munterer und fleißiger«, sondern auch ein erfolgreicher Lehrer war. 1768 nahmen sogar sieben seiner insgesamt zwölf Schüler am Landexamen teil – dies war eine außergewöhnlich hohe Quote – und von diesen sieben Schülern haben dann damals bzw. in einem der folgenden Jahre (die Prüfung durfte bis zu fünfmal wiederholt werden) immerhin fünf auch bestanden.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich hingegen für die letzten 20 Jahre des 18. Jh. Es zeigt, daß die gute Entwicklung, die die Schule unter der Leitung Schönlins zunächst genommen hatte, nicht von Dauer war. Im Gegenteil: Die Markgröninger Lateinschule fiel nun in ihrem Leistungsstandard weit hinter den Durchschnitt zurück – in den 1780er und 1790er Jahren ging aus ihr kein einziger Landexamenskandidat mehr hervor. Und über den erfahrenen und einst so erfolgreichen Präzeptor Schönlin kann man am Ende das Urteil lesen, daß er »als ein abgelebter Mann zur Bildung der Jugend die gehörige Tüchtigkeit nimmer habe«, weshalb man ihn schließlich im Jahre 1800 auf die Stelle des Kollaborators abschob und das Präzeptorat stellvertretungsweise dem jungen Magister Karl Eberhard August Ludwig übertrug.

Mit diesem Personalwechsel verband sich zugleich auch eine grundlegende Änderung hinsichtlich der inhaltlichen Arbeit an der Lateinschule. Der Visita-

tionsbericht des Jahres 1802 macht dies auf anschauliche Weise deutlich, denn dort heißt es: »Die lateinische Schule ist in einem guten Zustand. Lateinische und französische Sprache, Weltgeschichte, Erdbeschreibung, ein wenig Naturlehre und die Rechenkunst werden wie die Religion mit gutem Fortgang getrieben.« Der Unterricht an der Lateinschule war also jetzt um neue Fächer, um die sogenannten Realien, erweitert worden. Man hatte somit nun auch in Markgröningen in die Praxis umgesetzt, was bereits 1793 in einem umfassenden Generalreskript Herzog Carl Eugens allgemein angeordnet worden war. Auf der Studentafel dominierte zwar weiterhin der Lateinunterricht, aber die Zeit der Alleinherrschaft des Lateinischen als Bildungsinhalt und auch als einzige Unterrichtssprache war nun endgültig vorbei.

Damit ist gleichzeitig auch die Richtung angedeutet, in die sich die Lateinschule in der Folgezeit entwickeln sollte: weg von einer Schule, der als Hauptziel vorgegeben war, die Schüler auf das Landexamen vorzubereiten – hin zu einer Schule, deren Aufgabe es ausdrücklich ist, die Schüler (wie es Mitte des 19. Jh. einmal formuliert wurde) »teils für wissenschaftliche Studien, teils für höhere und gewöhnliche gewerbliche Berufsarten vorzubereiten«. Im Unterschied zu früheren Epochen wurde jetzt auch bei der Festlegung der Unterrichtsziele und des Lehrplans der zwar schon immer gegebenen, aber lange unberücksichtigt gebliebenen Tatsache Rechnung getragen, daß die Schüler der Lateinschulen in ihrer großen Mehrzahl eben nicht angehende Klosterschüler und Studenten waren, sondern später als Kaufleute, Handwerker, Weingärtner oder Bauern ihren Lebensunterhalt verdienen mußten.

Vom Tollhaus zum Museum

Die Geschichte des Hauses Schorndorfer Str. 38 und seiner Bewohner*

von Erich Viehöfer

Einleitung

Wer in der Schorndorfer Straße am Komplex des alten Gefängnisses vorbeikommt, dessen Blick fällt zuerst auf das prächtige Ensemble des Schützchen Palais. Das direkt sich anschließende Gebäude Nr. 38 wird dabei leicht übersehen. Auch auf Bildern ist es nur ganz selten vertreten. Dabei hat diese »graue Maus« die abwechslungsreichste Geschichte von allen Gebäuden der Anstalt. Und der Geschichte dieses Hauses und seiner Bewohner soll hier nachgegangen werden.

1748: Erbaut als Teil des »Tollhauses«

Das Haus Schorndorfer Str. 38 entstand als Teil des »Tollhauses«, als Vorläufer der psychiatrischen Krankenhäuser des Landes. Das 1736 gegründete Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshaus war nicht in erster Linie für Strafgefangene gedacht, sondern diente als »multifunktionale Anstalt« zur Aufnahme aller sozialen Randgruppen, von Bettlern bis zu Waisenkindern. Daher lag es nahe, auch noch Geisteskranke hier unterzubringen.

Schon unter Herzog Eberhard Ludwig hatte es Pläne gegeben, in Ludwigsburg ein »Dollhaus« für ganz Württemberg einzurichten.¹ Krankenspitäler, wie z. B. Stuttgart, nahmen zwar auch geisteskranken Patienten auf, waren aber räumlich und personell dieser Aufgabe nicht gewachsen. Unter Herzog Karl Eugen wurde 1745 zunächst erhoben, »wie viele dergleichen Leute, die sich ins Tollhaus qualifizieren, ohngefähr im Lande sich befinden«.² Dann wurde das Anwesen des ehemaligen Hofgärtners Balthasar Philipp Wolff erworben, das zwischen dem Zucht- und Arbeitshaus und dem Jägerhaus lag. Das Anwesen bestand aus zwei Flügelbauten, Hof, Garten und Gartenhaus; insgesamt war es drei Morgen groß. Diese vorhandenen Bauten wurden abgerissen. An ihre Stelle trat der Gebäudekomplex des Tollhaus. Nach den Plänen des Baumeisters Johann Friedrich Weysing entstanden zwei rechtwinklig aufeinanderstoßende Gebäude. Das Baumaterial nahm man von einer halbfertigen Kaserne am Feuersee, welches der Herzog »dem Zucht- und Arbeitshaus für das von ihm bezogene Militärtuch an Zahlungsstatt überließ«.³

Die Zellen der Geisteskranken waren im hinteren Gebäudeteil (später »Bau 1« genannt). Und zwar für die unruhigen Kranken (»furiosi«) im Erdgeschoß und für die ruhigen Gefangenen (»melancholici«) im 1. Stock.

* Leicht überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 11. November 1993 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.



Abb. 1: Ansicht Haus Schorndorfer Straße 38

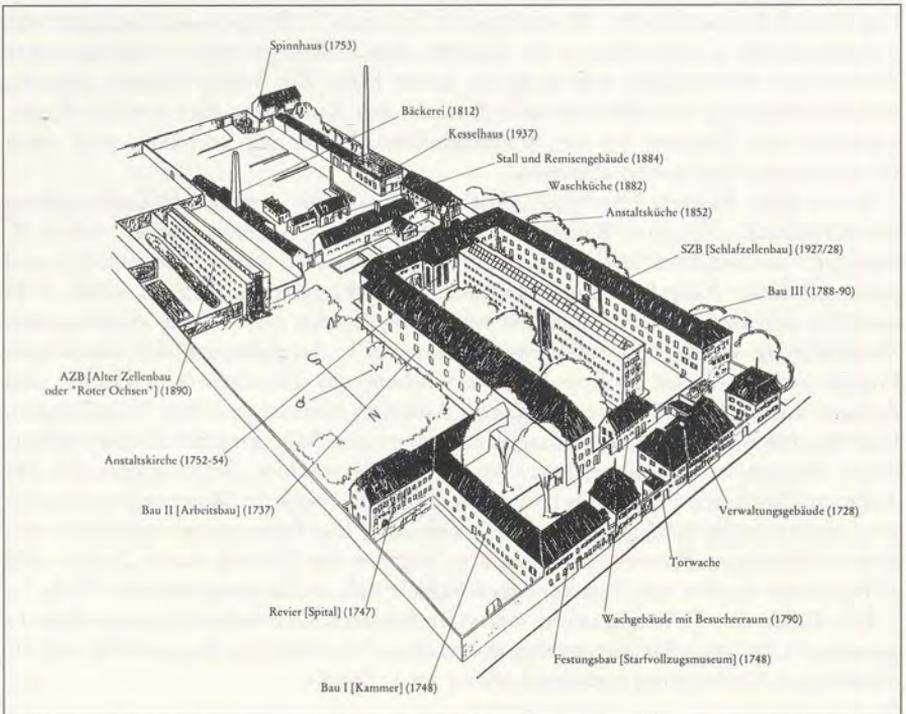


Abb. 2: Gesamtansicht der Anstalt

Die Behandlung der Kranken in den ersten Jahrzehnten erscheint erstaunlich modern. So versuchte man erste Ansätze zu einer Arbeitstherapie, indem man die Kranken in den Betrieb des Zucht- und Arbeitshauses integrierte, ihnen leichte Arbeiten zuwies. Aus finanziellen Gründen wurde dieser fortschrittliche Ansatz aber nicht fortgeführt und die Geisteskranken mehr und mehr nur noch verwahrt.

Gitter und Türen trennten den hinteren Bereich der Geisteskranken vom Vorderhaus an der Schorndorfer Straße. Im Erdgeschoß dieses Hauses gab es einen Saal für »gemeinsame Zwecke der Tollen und Kranken« sowie die Wohnung des sogenannten Tollmeisters.⁴ Im 1. Stock befand sich die Wohnung und Kanzlei des »Zucht- und Arbeits-Hauß-Buchhalters« Tobias Altermann. Ihm unterstand auch die finanzielle Abrechnung und die wirtschaftliche Organisation des Tollhauses. Die Gebäude des Tollhauses erwiesen sich im Laufe der Jahre als zu klein. Um 1770 zogen Tollmeister und Buchhalter in das freigewordene »Pfleghaus« (Schorndorfer Str. 26; rechter Pavillon). 1780 entstand das Neue Tollhaus (»Bau 3«). Dort kam Justinus Kerner in Berührung mit den Geisteskranken, wovon er anschaulich in seinem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« erzählt.

1812 wurde das Tollhaus von Ludwigsburg nach Zwiefalten verlegt in das heutige Psychiatrische Landeskrankenhaus.

Fabrik- und Schulmeisters Wohnung

Der erste erhaltene Grundriß von 1777⁵ nennt das Haus den »Schulmeister und Fabrique-Meister Bau«.

Die beiden Fabrikmeister bewohnten das Erdgeschoß des Hauses. Beide gehörten zum Personal der herzoglichen Tuchfabrik, die schon bei der Gründung im Zucht- und Arbeitshaus eingerichtet worden war. Aus den hergestellten Tuchen wurden z. B. die Uniformen der württembergischen Soldaten oder die Livreen der Diener im Schloß hergestellt.

Der 1. Fabrikmeister – er wohnte auf der linken Seite – war zuständig für das Tuchmagazin, die Buchhaltung und alle finanziellen Transaktionen. Der 2. Fabrikmeister – er wohnte auf der rechten Seite – war zuständig für die Ausgabe von Wolle und Garn sowie für das Wiegen und Messen der fertigen Tücher.

Durch einen Hinterausgang gelangten die beiden Fabrikmeister auf dem kürzesten Weg zur Färberei, die sich direkt an das Haus anschloß. Die Färberei, wohl kaum mehr als ein Holzschuppen, wurde abgerissen, als man 1784 eine Walke für die Tuchfabrik in Bietigheim baute und auch das Farbhaus dorthin verlegte. Die Bietigheimer Walke (später: »Alte Ölmühle« genannt) wurde 1987 abgerissen.

Im Erdgeschoß wohnten noch lange Jahre Angestellte der Tuchfabrik: so z. B. der Fabrikmeister Wilhelm Kübler oder der »Wag- und Sortirmeister« Georg Dieterich Kauffmann.

Das Waisenhaus und seine Schule

Im Obergeschoß des Hauses befand sich die Wohnung des Waisenhausschulmeisters. Das Waisenhaus war zusammen mit dem Zucht- und Arbeitshaus eingerichtet worden. Eine räumliche Trennung zwischen den Kindern und den Sträflingen

gab es nicht. Beide Gruppen lebten unter einem Dach (im östlichen Flügelbau; »Bau 2«) und arbeiteten gemeinsam in der Tuchfabrik. Ein Zustand, den schon Zeitgenossen wie der berühmte Aufklärer Friedrich Nicolai scharf kritisiert haben.

Die »Waisenkinder« hatten in vielen Fällen ihre Eltern gar nicht verloren. Sie waren unehelich geboren, oder ihre Eltern waren Zigeuner oder Gauner gewesen. Indem man sie ihren Eltern wegnahm, versuchte man sie durch Zwangserziehung zu nützlichen Untertanen zu bilden. So z. B. den Sohn des in Vaihingen/Enz hingerichteten Johann Friedrich Schwahn, des »Sonnenwirtle«. Im Schulbericht des Anstaltsgeistlichen wurden seine Leistungen ausdrücklich gelobt: »Wir haben helle Köpfe, wie des bekannten Sonnenwirtle Buben, der freilich schwappeln kann, aber doch der erste ist und wenn er sich besinnt, in Antworten sich hervortut.«⁶ Andere Waisenkinder waren schwierigere Fälle: sie brachen den Opferstock in der Anstaltskirche auf und stahlen das Geld daraus.

Entweichungen scheinen häufiger vorgekommen zu sein. So floh Johann Christoph Reinhardt, der Sohn des berüchtigten Räuberhauptmanns Hannikel, ein Jahr nach seiner Einweisung aus dem Waisenhaus. Sein Vetter Johannes Duli verschwand vier Wochen später mit zwei anderen Waisenkindern. Bereits drei Tage später wurde er aber wieder zurückgebracht (»von der Desertion wieder eingeliefert«).

Für den Schulunterricht von 100–150 Kindern war der Schulmeisterbau zu klein. Als »WaysenKinderSchule« diente der Verbindungsbau zwischen der Kirche und dem östlichen Flügelbau (»Bau 2«). Schulunterricht fand morgens von 6 Uhr bis 8 Uhr statt. Anschließend arbeiteten die Waisenkinder in der Tuchfabrik bis 17 Uhr. Es folgten bis 19 Uhr noch einmal zwei Schulstunden.

Auf dem Dachboden des Hauses Schorndorfer Str. 38 fand sich eines der vorgeschriebenen Schulbücher: Das »Biblische Schatzkästlein«; laut Untertitel eine »Sammlung von biblischen Sprüchen Psalmen und Gebettern; Zum Gebrauch der Schulen in dem Herzogthum Württemberg«. Um das Druckprivileg für dieses Buch zu erhalten, mußte die Müllersche Buchdruckerei in Stuttgart innerhalb von 5 Jahren 50 Freixemplare dieses Buches an das Zucht- und Arbeitshaus liefern.⁷

Waisenhauslehrer und Pietist: Israel Hartmann

Das Amt des Schulmeisters am Waisenhaus versah 51 Jahre lang – von 1755 bis 1806 – Israel Hartmann. Er wurde bekannt als einer der »Väter des altwürttembergischen Pietismus«.⁸ Zu den abendlichen Privaterbauungsstunden, »die er sonntäglich in seiner großen Stube hielt«, kamen Adlige ebenso wie Bürger und Handwerksburschen. Am 8. August 1774 besuchte der Schweizer Theologe, Philosoph und Schriftsteller Johann Kaspar Lavater seinen Freund Israel Hartmann in Ludwigsburg. Abends versammelte sich die pietistische Gemeinschaft im Schulmeisterbau. Hartmann vermerkte in seinem Tagebuch: »Die ganze Stube war voll. Lavater las Luk. 18 und sprach herrliche Worte vor Menschen aus allen Ständen. Zum Schluß betete er.«⁹ Diese pietistischen Stunden fanden bis 1803 im Hause statt, dann untersagte Kurfürst Friedrich diese Gemeinschaften.

Auch die Familie seiner Frau Rosina, geborene Burk, gehörte zum Kern des württembergischen Pietismus. Ihr Bruder Philipp David Burk, Dekan in Markgröningen, war ein persönlicher Schüler und Schwiegersohn von Albrecht Bengel.

Abseits dieser pietistischen Zirkel erntete Hartmanns ältester Sohn, Gottlob David Hartmann, frühen Ruhm und Anerkennung. Am Anfang einer glänzenden Laufbahn starb er aber 1775, erst 23 Jahre alt, als Professor der Philosophie an der Akademie des Herzogs von Kurland.

Seinem Sohn verdankte Israel Hartmann (und das Haus) seinen berühmtesten Besucher: Johann Wolfgang von Goethe. Auf der Rückkehr von der zweiten



Abb. 5: Israel David Hartmann

Schweizreise kamen Goethe und der Herzog von Weimar am 15. Dezember 1779 in Ludwigsburg an. Nach der Begrüßung im »Waldhorn« wurde zuerst das Militärwaisenhaus besichtigt. In seinem Tagebuch schreibt Hartmann: »Nachher ging's ins Zucht- und Arbeitshaus. Schon war der Herzog da. Sie wurden ins Tuchmagazin, Küche, Gefängnisse, Kirche und dann in die Schule geführt. In der Schule sagte Göthe dem Herzog, das sei der Vater des Professors Hartmann. Der Fürst wandte sich um gegen mich und sagte einiges, das ich nicht verstand, nur dies: »Er hat einen harten Dienst.« Es ging durch die Spinnerei und Tuchmacherei in die Schlafkammern und dann durch das Tollhaus in mein Haus. Auf der Stiege empfangen meine Frau und ich die hohen Besuche. Mein Kleiner, Immanuel Israel, stand neben uns. Göthe sagte dem Herzog, der Kleine sei H.s Bruder. Der Herzog bot ihm die Hand und streichelte ihm das Gesicht. – Für die Waisen ließen sie einen Karolinen zurück.«¹⁰

Israel Hartmann starb am 4. April 1806. Er wurde auf dem Waisenhausfriedhof begraben, der im Bereich der heutigen Luitpoldkaserne angelegt worden war.

Nachfolger von Hartmann sollte der Schulreformer Carl August Zeller werden. Zugleich sollte in Ludwigsburg ein Seminar zur Lehrerausbildung geschaffen werden. Da aber die Stelle in Ludwigsburg zu niedrig dotiert war, auch von seiten des streng pietistischen Waisenhauspfarrers Widerstand zu erwarten war, erhielt



Abb. 6: Funde vom Dachboden: Grapen (Dreifuß)

Zeller eine Stelle als Schulinspektor in Heilbronn.¹¹ In Heilbronn baute Zeller eine Musterschule nach den pädagogischen Prinzipien von Pestalozzi auf und brachte auswärtigen Lehrern seine Lehrmethode bei.¹²

Zu diesen Lehrern gehörte auch der neue Waisenhauslehrer von Ludwigsburg, Heinrich David Braun. Er hatte 20 Jahre lang als Provisor von Hartmann gearbeitet und wurde nach dessen Tod (1806) Nachfolger als Präzeptor und Hausbewohner. Braun, nebenbei auch noch »Hofmechanikus«, führte an der Waisenhausschule die Methoden von Pestalozzi ein und machte jüngere Lehrer aus Ludwigsburg und Umgebung mit den neuen Lehrmethoden vertraut.

Auf dem Dachboden des Hauses fanden sich aber nicht nur alte Schulbücher, sondern auch Fayencen aus der benachbarten Porzellan- und Fayencemanufaktur. Zur Zeit von Braun, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh., existierte nämlich eine gemeinsame Einrichtung der Porzellanmanufaktur und des Zucht- und Arbeitshauses: das vom Hofbildhauer Antonio Isopi geleitete Künstlerinstitut. In einem

»an die Porzellanfabrik anstoßenden Gebäude«¹³ des Waisenhauses wurden Waisenknaben als Maler und Modelleure ausgebildet. Unter anderem auch von Braun selbst, der »im Zeichnen und Malen« ausgebildet war.¹⁴ Das Künstlerinstitut bestand nur wenige Jahre; es wurde 1816 aufgehoben.

Brauns Ehe blieb kinderlos. An Kindesstatt nahm er seinen früh verwaisten Neffen Ernst Friedrich Kauffmann im Haus auf. Er war am 27. November 1803



Abb. 7: Ernst Friedrich Kauffmann

nur wenige Schritte vom Schulmeisterbau entfernt geboren worden, im Haus Schorndorfer Str. 26 (Erinnerungstafel). Sein Vater und sein Großvater waren als Tollmeister in der Anstalt tätig gewesen. Kauffmann wuchs im Haus seines Onkels auf. Braun unterrichtete ihn im Rechnen, später auch in Geometrie und Physik. Dafür unterstützte Kauffmann seinen schwer erkrankten Onkel im Schulunterricht. Bereits mit 16 Jahren arbeitete er als Musiklehrer. Als am 24. Juni 1825 Heinrich David Braun im Alter von 56 Jahren starb, zog Ernst Friedrich Kauff-

mann zum Studium nach Tübingen. Als Mathematiker und Liederkomponist ist er bekannt geworden. In Ludwigsburg erinnert an ihn die Ernst-Kauffmann-Straße im Schloßlesfeld.

Auch für das Waisenhaus bedeutete das Jahr 1825 einen tiefen Einschnitt; es wurde von Ludwigsburg nach Weingarten verlegt.

Vom Lehrer zum Speisemeister: Gotthilf Ernst Gebhardt

Mit dem Wegzug des Waisenhauses aus Ludwigsburg war die Entwicklung von der multifunktionalen Anstalt der Barockzeit zur reinen Strafanstalt abgeschlossen. 1824 wurde Ludwigsburg »Arbeitshaus« für Freiheitsstrafen zwischen sechs Monaten und fünf Jahren. 1825 übernahm Oberjustizrat von Klett die Leitung des Arbeitshauses. Klett, der stark von den Herrenhutern geprägt war, stärkte durch eine gezielte Personalpolitik erneut die pietistische Richtung.

Zu den wichtigen Personalstellen gehörte auch die Stelle des Schulmeisters. Dieser unterrichtete nicht mehr, wie bisher, die Waisenkinder, sondern nur noch die »männlichen und weiblichen Gefangenen der Anstalt«.¹⁵ Die Wahl fiel auf Gotthilf Ernst Gebhardt, einen »Mann von tiefer Gottesfurcht und Glaubensinnigkeit«.¹⁶ Er bezog 1825 die Schulmeisterwohnung. Auf dem Dachboden haben sich Neujahrsschreiben aus Schmiden gefunden, wo Gebhardt vorher Lehrer gewesen war. Zuletzt hatte er als Lehrer und Oberaufseher beim Esslinger Lehrerseminar gearbeitet. Diese 1811 gegründete Ausbildungsstätte verwirklichte, was schon Jahre vorher in Ludwigsburg geplant gewesen war.

In seiner neuen Tätigkeit unterrichtete Gebhardt nun die Gefangenen »in den gewöhnlichen Schulfächern«¹⁷ (Lesen, Schreiben, Rechnen), dazu im Kirchengesang. Sonntags diente er als Vorsänger und Organist bei den Gottesdiensten in der Anstaltskirche. Ein wichtiges Kriterium für seine Anstellung war gewesen, daß ihm bescheinigt wurde, »besonders fertig im Klavier- und Orgelspielen« zu sein.¹⁸ Dazu leitete er Erbauungsstunden und Andachten der Gefangenen sowie das Vorlesen »nützlicher, für die besonderen Bedürfnisse der Gefangenen geeigneter Bücher«.¹⁹ Für seine Arbeit erhielt Gebhardt ein Gehalt von 450 fl. und dazu drei Klafter Tannenholz. Die »Bewilligung einer festgesetzten jährlichen Vacanzzeit für den Lehrer« (also Urlaub) hielt die Königliche Strafanstaltenkommission für »nicht angemessen«.²⁰ Seine Frau, Nane Gebhardt, führte beim Spinnen und Nähen der weiblichen Gefangenen Aufsicht; sie besorgte auch Spinn-, Strick- und Nähaufträge aus der Stadt und der Umgegend. Zur Aufbesserung der mäßigen Besoldung ihres Mannes übernahm sie es auch, die Wäsche der unverheirateten Aufseher zu waschen.

1832 vertauschte Gebhardt die Lehrerstelle mit dem Amt des Speisemeisters des Arbeitshauses, das er bis zu seinem Tode (1851) ausübte. Nachdem er Speisemeister geworden war, mußte er die Schulmeisterwohnung räumen. Mit seiner Familie zog er in den östlichen Flügelbau (»Bau 2«).

Im gleichen Jahr (1832) wurde sein Sohn, Ernst Gebhardt, geboren. Geprägt durch das stark religiöse Elternhaus, wurde er später ein bekannter Missionar und Komponist. Ernst Gebhardt starb 1899; sein Grab befindet sich auf dem Alten Friedhof in Ludwigsburg.

Die Bewohner der Schulmeisterwohnung wechselten in den folgenden Jahren in

rascher Folge. Mal mußten sie gehen, wie im Fall des Provisors Dinkelacker aus Esslingen, weil sie bei Dienstantritt »die Schullehrer-Dienstprüfung noch nicht erstanden«²¹ hatten; meist aber wurden die Lehrer nach kurzer Zeit wieder versetzt.

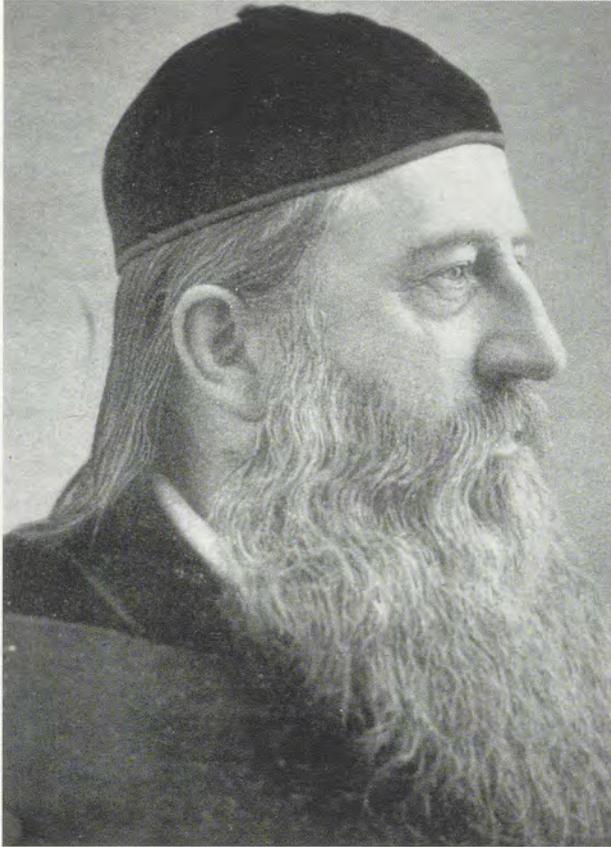


Abb. 8: Ernst Gebhardt

1829: Zivilfestungsstrafanstalt

Von 1829 bis 1838 hatten die Lehrer des Arbeitshauses neben dem Schul- und Kirchendienst noch eine weitere Aufgabe: die Aufsicht und Verpflegung der im Hause befindlichen Festungsstrafgefangenen.

Auf der Zivilfestungs-Strafanstalt Hohenasperg mußten die Gefangenen für ihre Unterkunft (»Zimmersgeld und Bettzins«: 6 Kreuzer pro Tag), für die Heizung (12 Kreuzer pro Tag) und für Verpflegung (20–30 Kreuzer pro Tag) bezahlen. Auch die Waschkosten waren genau festgelegt: ein Hemd kostete 3 Kreuzer, ein Paar Socken 1½ Kreuzer, ein Handtuch 1 Kreuzer.²² Im Jahre 1829 verfügte das Justizministerium: »Festungs-Straf-Gefangene, welche den hiervor bezeichneten

Ersatz zu bezahlen nicht im Stande sind, werden an den Vorstand des Arbeitshauses in Ludwigsburg zur Aufnahme in das dort für Festungs-Straf-Gefangene eingerichtete besondere Gebäude eingeliefert.«²³

Das »besondere Gebäude« war das Haus Schorndorfer Straße 38. Im Sommer 1829 wurde die leerstehende, ehemalige Waisenhaus-Inspektorswohnung neu eingerichtet. Die Ludwigsburger Abteilung der Festungsstrafanstalt bestand nur aus drei Räumen für maximal 10 Gefangene. Zur Arbeit waren diese Gefangenen meist nicht verpflichtet. Nur Strafgefangene 2. Grades mußten täglich 10 Stunden Akten abschreiben, vor allem für die Gerichte. Das Pensum war dabei genau vorgeschrieben: pro Tag 14 Blatt Reinschrift, pro Seite mindestens 20 Zeilen und pro Zeile nicht weniger als 12 Silben.²⁴

Niedrige Arbeiten brauchten diese Gefangenen nicht zu verrichten. Das Reinigen der Zimmer, das Einheizen, das Auftragen der Speisen und andere häusliche Einrichtungen erledigte ein Hofschäffer des Arbeitshauses. Tagsüber beaufsichtigte sie ein Aufseher des Arbeitshauses, nachts der im gleichen Gebäude wohnende Lehrer. Der Lehrer hatte auch für das Essen der Festungsgefangenen zu sorgen.

Bereits im Jahre 1838 wurde diese Abteilung wieder aufgelöst; sämtliche Festungsgefangenen wurden auf den Hohenasperg gebracht. Geblieben ist aber seit dieser Zeit die offizielle Bezeichnung für das Haus Schorndorfer Str. 38: nämlich »Festungsbau«. Und diese Bezeichnung soll hier – auch der Kürze wegen – verwendet werden.

1839: »Anstalt für jugendliche Verbrecher«

In die freigewordenen Räume des Festungsbaus zog eine »Anstalt für jugendliche Verbrecher« ein, das erste Jugendgefängnis von Württemberg. Im 19. Jh. begann man erstmals, jugendliche und erwachsene Strafgefangene räumlich zu trennen (»Separation«). Der Strafvollzug an beiden Gruppen unterschied sich nur insofern, daß jugendliche Gefangene (Schul-)Unterricht erhielten.

Das württembergische Justizministerium bestimmte am 12. Mai 1839: »Jugendliche Verbrecher sind, bis zur Aufnahme derselben in einer abgesonderten Abtheilung eines der Kreis-Gefängnisse Fürsorge getroffen seyn wird, einstweilen an den Vorstand des Arbeitshauses in Ludwigsburg in das bisher für unbemittelte Festungs-Straf-Gefangene daselbst bestimmt gewesene besondere Gebäude einzuliefern.«²⁵

Im Haus wurden keine größeren Umbauten vorgenommen. Insgesamt fünf Räume gehörten zur »Anstalt für jugendliche Verbrecher«. Diese Räume waren karg eingerichtet. Es gab keine Schränke oder Spinde; die Effekten wurden in Tornistern aufbewahrt, die auf Regalbrettern aufgestellt waren. Gearbeitet wurde im Haus selbst, und im sogenannten »Spinnhaus«, wo zwei Räume speziell für die Jugendlichen bestimmt waren. Dort wurde Garn gesponnen, gestrickt und genäht. Aber auch zum Abführen von Schutt, zum Reinigen der Höfe und zum Spalten und Sägen von Holz setzte man die Jugendlichen ein.²⁶

Durchschnittlich waren in diesem Teil der Anstalt 20 Gefangene im Alter zwischen 10 und 16 Jahren untergebracht, 16 Knaben und 4 Mädchen. Fast alle waren wegen Eigentumsdelikten verurteilt worden (93%) und stammten aus der ärmsten Klasse (»völlig vermögenslos«).²⁷

Die Aufsicht über die Knaben hatte – auch außerhalb der Unterrichtsstunden – der Lehrer, der ja im gleichen Haus wohnte. Die Aufsicht über die jugendlichen Gefangenen weiblichen Geschlechts übertrug man Pauline Flad. Sie war von der Herrenhuter Brüdergemeine in Königsfeld (Schwarzwald) an das Arbeitshaus Ludwigsburg abgestellt worden und hatte zunächst im Auftrag des »Vereins zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene« die weiblichen Insassen des Arbeitshauses betreut.²⁸ Als Pauline Flad 1841 an das Arbeitshaus Markgröningen wechselte, übernahm die Frau des Lehrers die Stelle einer Aufseherin für die weiblichen Gefangenen.

Im Oktober 1846 erfolgte »die Übersiedlung der jugendlichen Gefangen, 34 männliche und 8 weibliche, in die zu Hall errichtete besondere Strafanstalt für jugendliche Gefangene«.²⁹

Wohnung für Buchhalter und Wundarzt

Die jugendlichen Strafgefangenen waren die letzten Gefangenen, die im Festungsbau untergebracht waren. Von nun an dienten die Räume des Hauses ausschließlich als Dienstwohnungen für Bedienstete der Anstalt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jh. für die Buchhalter; ganz ähnlich wie 100 Jahre früher war unten links die Wohnung des Oekonomie-Buchhalters und unten rechts die Wohnung des Fabrikbuchhalters.

Näheres wissen wir von dem Buchhalter Wilhelm Ungeheuer: Er wurde 1829 geboren und kam mit 14 Jahren als Verwaltungsgehilfe an die Strafanstalt Schwäbisch Hall. Als Kanzleihilfe wechselte er 1857 an das Arbeitshaus Ludwigsburg, wo er bald darauf Buchhalter wurde. Als Inspektor war er seit 1883 für das gesamte Kassen- und Rechnungswesen zuständig. Die Beförderung hatte auch zur Folge, daß er die Dienstwohnung im Festungsbau räumte und in das Verwaltungsgebäude zog, wo er noch bis 1904 (damals war er bereits 75 Jahre alt!) als Rechner die Hauptbücher führte.

Ganz ähnlich verlief es bei seinen Nachfolgern Banz und Wieland. Beide wohnten als Buchhalter zunächst im Festungsbau und zogen nach ihrer Ernennung zum Inspektor umgehend in das Verwaltungsgebäude, wo auch der Anstaltsleiter wohnte.

Noch zu Zeiten von Ungeheuer zog der Wundarzt und Geburtshelfer Ludwig Merz in das Haus. Er war der letzte Hauswundarzt in der Anstalt. Mit seinem Tod (1898) endete die lange Reihe der Chirurgen oder Wundärzte, die seit Gründung der Anstalt die kranken Gefangenen versorgt hatten.

Die akademischen Hausärzte des Zucht- und Arbeitshauses arbeiteten nur nebenamtlich. Ihre Aufgaben beschränkten sich auf das Verschreiben von Medikamenten und die Oberaufsicht über das Spital. Die Wundärzte dagegen hatten Residenzpflicht; Dr. Merz z. B. wohnte vor seinem Umzug in den Festungsbau bis 1879 im Spital.

Die Wundärzte hatten die Gefangenen bei ihrer Einlieferung zu untersuchen, sie führten das Spital (unter der Oberaufsicht des Hausarztes). Sie nahmen chirurgische Eingriffe vor, waren aber auch zuständig für das Rasieren und Haarschneiden, wofür sie Rasiermesser u. ä. auf eigene Rechnung anschaffen mußten. Zu Zeiten von Dr. Merz konnte er das Rasieren von geeigneten Gefangenen erledigen lassen,



Abb. 9: Inspektor Banz



Abb. 10: Buchhalter Wieland



Abb. 11: Amputationsbesteck

mußte dann aber für die genutzte Arbeitskraft einen bestimmten Betrag an die Kasse der Strafanstalt bezahlen.

Beim Beruf des Vaters lag es nahe, daß der Sohn, August Merz, am 28. Juli 1889 im Haus eine »Agentur in chirurgischen Artikeln« eröffnete.³⁰ Diese Agentur betrieb er bis 1898 im Haus. Nach dem Tod des Vaters mußte die Familie die Dienstwohnung räumen und zog für einige Jahre in die Schorndorfer Str. 52. Ab



Abb. 12: Wundarzt Merz

1901 wohnte August Merz in der Vorderen Schloßstr. 5, wo er seine Agentur weiterbetrieb, bis er sich Mitte der 1920er Jahre aus dem Ludwigsburger Geschäftsleben zurückzog.

1903: Wohnung des katholischen Hausgeistlichen

In der ersten Hälfte des 20. Jh. wurde der Festungsbau zum katholischen Pfarrhaus.

Katholische Gefangene hatte es immer in der Ludwigsburger Anstalt gegeben. Mitte des 18. Jh. (1746) betrug ihr Anteil rund 10%.³¹ Sie wurden aber nur

sporadisch von Geistlichen ihrer Konfession betreut. Nur an Ostern wurde die Beichte abgenommen. Ein katholischer Gottesdienst wurde nicht geduldet.

Der evangelische Anstaltsgeistliche kam durch seinen täglichen Umgang mit den katholischen Gefangenen immer wieder in den Verdacht der »Proselytenmachelei«. Tatsächlich gelang es dem Pfarrer Johann Ulrich Schöll, den berüchtigten Räuber Johann Baptist Herrenberger, Gaunername: »Konstanzer Hans«, zum Übertritt zur evangelischen Konfession zu bewegen. Im 19. Jh. stieg der Anteil der Katholiken unter den Gefangenen auf 30% an.³² Grund war vor allem die Vergrößerung Württembergs durch das katholische Oberschwaben. Die katholischen Gefangenen wurden aber weiter nur nebenamtlich betreut, und zwar vom katholischen Stadt- und Garnisonspfarrer von Ludwigsburg.

Erst 1897 wurde die Stelle eines katholischen Hausgeistlichen am Zuchthaus Ludwigsburg geschaffen. Erster katholischer Hausgeistlicher wurde Franz Xaver Mayer, der als Kaplan von Steinbach-Comburg zugleich katholischer Geistlicher am Landesgefängnis in Schwäbisch Hall war.³³ Neben dem Zuchthaus in Ludwigsburg war er auch für die Filialstrafanstalten auf dem Hohenasperg (Invalidenstrafanstalt und Zivilfestungsstrafanstalt) zuständig. Zu den seelsorgerischen Aufgaben von Mayer gehörte in erster Linie das Abhalten der sonntäglichen Gottesdienste, die vormittags und nachmittags in der Anstaltskirche abgehalten wurden. Auch mußte er »mindestens je einmal innerhalb 14 Tagen«³⁴ die Gefangenen in Einzelhaft besuchen. In Ludwigsburg eine neue Aufgabe, denn die Einzelhaft war erst mit dem ersten Zellenbau, bekannt als der »Rote Ochsen«, im Jahr 1890 eingeführt worden.

In einem Vortrag trug Mayer seine Erfahrungen aus Hall und Ludwigsburg den anderen katholischen Anstaltsgeistlichen vor. Dieser Vortrag wurde in den »Blättern für Gefängniskunde« abgedruckt und erschien auch als Sonderdruck. Spätere Handbücher verwiesen auf Mayers Aufsatz als einer grundlegenden Arbeit zu diesem Thema.³⁵

Am 2. Februar 1917 übernahm wieder ein Kaplan aus Steinbach die Stelle des katholischen Anstaltsgeistlichen: Karl Mayerhausen.³⁶ Neben seiner Tätigkeit in der Landesstrafanstalt leitete Mayerhausen beim Diözesan-Bildungsausschuß der katholischen Verbände die »Abteilung für Theater und Musik«. Zusammen mit seiner Schwester Maria, die als »Wirtschafterin« seinen Haushalt im Festungsbau führte, gab er 1930 einen »Führer durch die Theater- und Buchliteratur für die Weihnachtszeit« heraus.

Die beiden katholischen Anstaltsgeistlichen Mayer und Mayerhausen wohnten jeweils fast 20 Jahre im Festungsbau. Im Gegensatz dazu verblieben ihrem Nachfolger, Gerhard Steinhauser, nur wenige Jahre. Steinhauser stammt aus Oberschwaben; er wurde 1889 in Eggers-Weingarten geboren. Im Ersten Weltkrieg war er Soldat. Auf dem Portätphoto sind an Auszeichnungen links das EK II und rechts das Frontkämpferkreuz zu erkennen. Seit 1936 war er katholischer Anstaltsgeistlicher am Zuchthaus Ludwigsburg und wurde 1940 Militärpfarrer, behielt aber seine Stelle in Ludwigsburg und seine Wohnung im Festungsbau. Steinhauser kehrte aber nicht mehr zurück: Er starb am 6. Januar 1946 in russischer Gefangenschaft in Slanzy bei Prag.³⁷

Sein Stellvertreter, Karl Domagalla, führte bis 1947 die Dienstgeschäfte; als Stellvertreter durfte er aber nicht die Dienstwohnung im Festungsbau beziehen.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine Zäsur bei den Hausbewohnern. Zweihundert



*Oben links:
Abb. 13: Pfarrer Mayerhausen*

*Oben rechts:
Abb. 14: Pfarrer Mayer*

*Links:
Abb. 15: Pfarrer Steinhauser*

Jahre lang hatten nur höhere Beamte (Lehrer, Pfarrer, Buchhalter) hier wohnen dürfen. Im Jahr 1943 zog der erste »gewöhnliche« Aufsichtsbeamte ein: Oberwachtmeister May, dessen Wohnung in der Körnerstraße ausgebombt worden war.³⁸ Nach 1945 verschwand der exklusive Charakter des Hauses endgültig. Interessante Bewohner gab es aber weiterhin. So zog z. B. der gelernte Buchdrucker Erich Baumann ein, der als Strafanstaltsinspektor die Zentrale Beschaffungsstelle des Strafvollzugs in Ludwigsburg leitete. Seine große Leidenschaft war aber die Photographie. Nach einigen Jahren gab er seine Arbeit im Strafvollzug auf, zog aus dem Festungsbau aus und begann mit der Fußballweltmeisterschaft 1954 seine steile Karriere als Sportphotograph.³⁹

Noch einmal wurde die Tradition als Schulmeisterbau wieder aufgenommen, als Dr. Robert Beck die Wohnung im ersten Stock übernahm. Dr. Beck war seit 1949 Lehrer beim Landesgefängnis Ludwigsburg. Zugleich war er als erster Psychologe beim Direktor des Gefängniswesens für alle Strafanstalten zuständig. Im Ludwigsburger Gefängnis befand sich zu dieser Zeit im Verwaltungsgebäude die Abteilung V (Strafvollzug) des Justizministeriums. Dr. Beck leitete auch die »Württembergisch-badische Strafvollzugsschule« in Ludwigsburg. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte es in Ludwigsburg Lehrgänge zur Ausbildung der Aufsichtsbeamten gegeben. Zu diesem Zweck wurde auch eine eigene Lehrmittelsammlung angelegt, die den Grundstock für das heutige Strafvollzugsmuseum bildet.

Regierungsrat Kleiner, der Vorgänger von Dr. Beck, beschrieb 1950 die Sammlung: »Da Geschautes wesentlich einprägsamer ist, ist mit der Strafvollzugsschule ein Museum verbunden, in dem in fünf Räumen Lehrmittel untergebracht sind. Wir finden da Material zu kriminal- und erbbiologischen Studien, Fälle von Entweichungen, von Gefangenen gefertigte Ausbruchswerkzeuge, die Entwicklung der Freiheitsstrafe und des Gefängnisbaues im In- und Ausland, Arbeiten der Freizeitgestaltung, ein Archiv (beginnend 1736), eine einschlägige Lehrbücherei u. a. m.«⁴⁰



Abb. 16: Erich Baumann



Abb. 17: Dr. Robert Beck

Die Justizvollzugsschule Baden-Württemberg führt diese Tradition weiter. Alle Abschlußlehrgänge kommen in das Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg. Dr. Beck richtete sich nach seiner Pensionierung eine psychologische Praxis im Haus ein, die bis Mitte der 1970er Jahre existierte.

In den 1960er Jahren war aber das Haus vom Abriß bedroht gewesen. Ein groß angelegter »Sanierungsplan« aus dem Jahr 1961 sah den Abriß fast aller Gebäude vor.

Über den Festungsbau schrieb das Gutachten:

»Bestand: Gebäude Schorndorfer Str. 38
Baujahr 1748 (steht unter Denkmalschutz)
enthält 4 Beamtenwohnungen, die in sehr schlechtem Zustand sind; das Gebäude eignet sich nicht für Wohnzwecke.

Verbesserungsvorschläge:

Gebäude abbrechen. Zustimmung des Staatl. Denkmalamts ist zu erwarten.
Ersatzwohnungen schaffen.«⁴¹

Diese Pläne wurden aber – Gott sei Dank! – niemals verwirklicht.

1988: Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg

Das Ludwigsburger Gefängnis wurde aber nicht umgebaut, sondern letztlich kam es zu einem Neubau in Heimsheim.

Als der Umzugstermin immer näher rückte, wurde 1986 ein »Förderverein Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg e. V.« gegründet. Gründungsmitglieder waren zum einen historisch interessierte Beamte der Vollzugsanstalt, unter ihnen der Anstaltsleiter, Regierungsdirektor Schumacher, und der letzte Hausbewohner, Herr Richter. Zum anderen waren es Ludwigsburger Bürger; hier wäre besonders Kreisrat Becker zu nennen, der in den ersten Jahren den Förderverein führte. Ziel des Vereins war es, den drohenden Verlust der zahlreichen Rechtsaltertümer im Ludwigsburger Gefängnis zu verhindern. Auf den Festungsbau verfiel man, weil dort gerade zu dieser Zeit ein langjähriger Bewohner ausgezogen und eine weitere Nutzung als Dienstwohnung nicht mehr beabsichtigt war. In tausenden Stunden ehrenamtlicher Arbeit haben Vereinsmitglieder das Museum aufgebaut und arbeiten auch heute noch aktiv mit.

Der Förderverein stellte auch den Verfasser im Dezember 1986, zunächst im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, ein. Und der Förderverein ist auch weiterhin der Träger des Museums. Das Haus sollte nicht nur Hülle für irgendein Museum sein, sondern ist selbst das wichtigste Exponat. So wurde der alte Grundriß aus dem 18. Jh. beibehalten, obwohl natürlich bei Gruppenführungen schnell drangvolle Enge herrscht.

Auch die barocken Fenster mit ihren Originalbeschlägen wurden beibehalten, obwohl sie chronisch undicht sind, was Generationen von Hausbewohnern schon geärgert hat.

Seit 1846 hatte es keine Gefangenen mehr im Festungsbau gegeben. Daher gab es auch keine Gefängniszellen im Haus. Heute können im Museum neben dem Nachbau einer Einzelzelle aus dem Schlafzellenbau mit originalen Einrichtungsgegenständen auch zwei Guillotinen besichtigt werden. Am 22. September 1988

wurde das Strafvollzugsmuseum mit einem Festakt in der Anstaltskirche eröffnet. Den Festvortrag hielt Herr Professor Dr. Paul Sauer.

Verkauf und Zukunft des Hauses

Der südliche Teil des Anstaltsgeländes wurde vom Land Baden-Württemberg an die Stadt Ludwigsburg verkauft. Die Bauten in diesem Teil wurden abgerissen. Die neuen Wohnhäuser stehen bereits im Rohbau.

Den nördlichen Teil des Anstaltsgeländes erwarb am 12. 9. 1991 die Firma Doblinger Industriebau. Zu dem verkauften Bereich gehört auch das Museumsgebäude. Doch überließ der Käufer das Gebäude für die nächsten 25 Jahre auf dem Wege des Nießbrauchs dem Strafvollzugsmuseum.

Doch war der Bestand des Hauses und des Museums erneut bedroht, als in der Neujahrsnacht 1993 ein Feuer im Alten Tollhaus ausbrach, das erst in letzter Minute von der Ludwigsburger Feuerwehr eingedämmt werden konnte. Von außen war nicht viel zu sehen. Erst ein Blick in das Innere zeigt das Ausmaß der Schäden. Der vom Feuer betroffene Teil wurde im Frühjahr abgerissen. Es war der tiefste Eingriff in die Bausubstanz seit 1748, seit der Erbauung. Der offene Südgiebel ist zur Zeit provisorisch mit einer Plane abgedeckt.

Inzwischen hat der Umbau der denkmalgeschützten Gebäude in ein Seniorenstift begonnen. Ein Blick auf das Modell des künftigen Seniorenstifts zeigt die durchgreifenden Veränderungen rund um das Haus: Direkt an das Museumsgebäude wird sich der Neubaubereich des Seniorenstifts anschließen. Zwischen dem Museum und dem Jägerhaus wird ein Wohn- und Geschäftshaus die Lücke füllen.

Nur noch das Haus Schorndorfer Str. 38, das Strafvollzugsmuseum, wird künftige Generationen an die über 250jährige Geschichte der Ludwigsburger Anstalt und ihrer Bewohner erinnern.

Anmerkungen

- 1 Grüsser, Otto Joachim: Vom »Tollhaus« in Ludwigsburg zur Königlichen Heilanstalt Winenthal. Psychiatrie im Spannungsfeld von Aufklärung und Romantik, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Band 2. Aufsätze. Stuttgart 1987, S. 373–410. (Grüsser 1987), hier: S. 373.
- 2 Zitiert nach Bertsch, Albert: Das ehemalige »Tollhaus« in Ludwigsburg, in: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg Nr. 15, 15. 8. 1909, S. 225–230 (Bertsch 1909), hier: S. 226.
- 3 Bertsch, Albert: Zwanzig Jahre Zuchthaus. Erlebnisse und Gedanken. Stuttgart 1926. (Bertsch 1926), S. 36.
- 4 Bertsch, Albert: Das Herzogliche Zucht- und Arbeitshaus in Ludwigsburg 1736–1806. 1912 (Bertsch 1912), S. 77.
- 5 HStAS A 244 Bü 199.
- 6 Zit. nach Bertsch 1912, S. 100.
- 7 Bertsch 1912, S. 163.
- 8 Grube, Walter: Israel Hartmann. Lebensbild eines altwürttembergischen Pietisten, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 12, 1953, S. 250–270. (Grube 1953), hier: S. 250.
- 9 Zit. nach Bertsch, Albert: Israel Hartmann. Ein Schulmeisterleben aus dem 18. Jahrhundert. Stuttgart 1910, (Bertsch 1910), S. 63.

- 10 Zit. nach Bertsch 1910, S. 83.
- 11 Schmid, Eugen: Geschichte des württembergischen evangelischen Volksschulwesens von 1806 bis 1910. Stuttgart 1933. (Schmid 1933), S. 17.
- 12 Schmid 1933, S. 21–23.
- 13 Belschner, Christian: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten. Dritte Auflage. Ludwigsburg 1969 (Belschner 1969), S. 311.
- 14 Belschner 1969, S. 310.
- 15 Ausschreibung der Lehrerstelle 1828. StAL E 356 d I, Bü 52.
- 16 Bucher, A. J.: Ein Sänger des Kreuzes. Bilder aus dem Leben von Ernst Gebhardt. Basel 1912. (Bucher 1912), S. 4.
- 17 StAL E 356 d I, Bü 52.
- 18 Zit. nach Bucher 1912, S. 5.
- 19 Dienst-Vorschrift für die Lehrer an den höheren gerichtlichen Straf-Anstalten. 1845. § 2.
- 20 StAL E 356 d I, Bü 52.
- 21 StAL E 356 d I, Bü 52.
- 22 Civil-Festungs Arrest und Straf-Anstalt. Amts-Grundbuch. (Hohenasperg) Angefangen im Jahr 1829.
- 23 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg 1829, S. 72.
- 24 Amtsgrundbuch (Hohenasperg). 2. Heft. S. 7.
- 25 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg 1839, S. 373.
- 26 Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben 1840/41. StAL E 226/426 Bu 558.
- 27 Riecke, Emil: Ueber Strafanstalten für jugendliche Verbrecher, mit vorausgeschickter kritischer Uebersicht der gegenwärtig bestehenden Strafanstalten-Systeme im Allgemeinen. Heilbronn 1841 (Riecke 1841), S. 51.
- 28 Riecke 1841, S. 41.
- 29 Bechstein, Karl Eberhard Friedrich: Beschreibung des Arbeitshauses zu Ludwigsburg. 1858, S. 8.
- 30 Gewerbe-Änderungs-Register 1883/1890. StadtAL L 105. Bd. 260.
- 31 Bertsch 1912, S. 134.
- 32 Sauer, Paul: Im Namen des Königs. Strafgesetzbuch und Strafvollzug im Königreich Württemberg von 1806 bis 1871. Stuttgart 1984 (Sauer 1984), S. 201.
- 33 Amtsblatt des Königlich Württembergischen Justizministeriums vom Jahr 1897, S. 71.
- 34 Mayer, Franz Xaver: Ueber die Zellenbesuche der Hausgeistlichen, in: Blätter für Gefängnis-kunde 41, 1907. S. 213–267, hier: S. 213.
- 35 Bumke, Erwin: Deutsches Gefängniswesen. Ein Handbuch. Berlin 1928. S. 275/276.
- 36 Amtsblatt des Königlich Württembergischen Justizministeriums 1917, S. 33.
- 37 StadtAL: Kriegsgefallenenkartei.
- 38 StadtAL: Hausliste Schorndorfer Str. 38 vom 24. 6. 1945.
- 39 Matussek/Gehner: Der Traum vom Sieg. Kampf und Kult in der Sportfotografie. Hamburg 1986. S. 280.
- 40 Kleiner: Die württ.-badische Strafvollzugsschule, in: Zeitschrift für Strafvollzug 1, 1950, 8. S. 49–56, hier: S. 50.
- 41 Denkschrift über die baulichen Maßnahmen zur Sanierung des Landesgefängnisses Ludwigsburg. September 1961 S. 14.

100 Jahre Bottwartalbahn

von Albrecht Gühring

Vor 100 Jahren, am 9. Mai 1894, wurde als erste württembergische Schmalspurbahn die inzwischen fast völlig demontierte Bottwartalbahn zwischen Marbach und Beilstein (seit 1900 bis Heilbronn) eingeweiht. Ein Rückblick auf diese Bahn gibt zugleich Gelegenheit, die Anfänge der Eisenbahngeschichte des Oberamts Marbach zu beleuchten.

Das Oberamt hat erst spät Anschluß an das württembergische Eisenbahnnetz erhalten. Nachteilig wirkte sich seine Umrahmung im Westen, Süden und Osten von verkehrsbeherrschenden Bahnen, den sogenannten Durchgangslinien, die den Verkehr an sich zogen, aus. Bereits seit der Mitte des 19. Jh. bemühte man sich im Oberamt Marbach um den Bau der Murrthalbahn, deren Verwirklichung fast 30 Jahre dauern sollte. Die Eingaben der Oberamtsgemeinden in den 1860er Jahren blieben ohne Erfolg, erst im Januar 1870 empfing der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Karl Freiherr von Varnbühler, die »Deputation, welche in Betreff der Murrthaleisenbahn ihre Wünsche vortragen will« in Stuttgart. Die genaue Trassenführung der Murrthalbahn sah bis 1873 keinen sicheren Anschluß der Oberamtsstadt vor. Erst durch ein Gesetz vom 22. März 1873 wurde die längerfristige Planung der Strecke von Schwäbisch Hall nach Bietigheim über Backnang und Marbach festgelegt. Durch das Gesetz vom 19. Juni 1874 wurde beschlossen, den Bau der Bahnstrecke von Hesselental nach Bietigheim über Marbach in Angriff zu nehmen. Die Vollendung der Strecke wurde per Gesetz 1876 besiegelt.

Die 25,72 Kilometer lange Trasse Bietigheim-Backnang wurde schließlich in den Jahren 1877 bis 1879 unter Oberbaurat von Abel als Oberingenieur erbaut. Die Sektionsvorstände für den Bahnbau waren die Inspektoren Bock in Bietigheim, Krauß in Marbach und Möll in Backnang. Für den Hochbau waren Krauß in Marbach und Naschold in Sulzbach zuständig.

Die Linie erreichte nach der Station Beihingen den Neckar, über den sie mittels einer auf sechs Pfeilern ruhenden Brücke geführt wurde. Die Pfeiler wurden teils aus Buntsandsteinquadern vom Welsberg bei Calw und teils aus Steinen aus den Keuperbrüchen von Oberstenfeld errichtet. Die enorme Spannweite von 355 Metern wurde gewählt, um den Mühlen eine nachteilige Verminderung des Überschwemmungsprofils zu ersparen. Die Brücke mit ihrer Eisenkonstruktion der Gebrüder Benkieser in Pforzheim wurde vom November 1877 bis Juli 1878 errichtet.

Für den Bahnhof Marbach (223 Meter über dem Meeresspiegel), der 4,66 Kilometer von der letzten Station Beihingen entfernt war, wurde ein Platz im Norden der Stadt gewählt. Zum Zeitpunkt des Bahnbaus war die 5,19 Kilometer von Marbach entfernte Station Kirchberg an der Murr der nächste Halt. Die Station Erdmannhausen-Rielingshausen wurde erst 1899 eingerichtet. Der Bahnanschluß bedeutete für Marbach besonders im Bereich zwischen Neckarbrücke und Bahnhof einen erheblichen Einschnitt in Teile der ältesten historischen Bausubstanz. Die außerhalb der Stadt gelegene spätgotische Alexanderkirche hatte den großen Stadt-

brand von 1693 fast schadlos überstanden und war noch vollständig von der mittelalterlichen Wehrmauer umgeben. Durch den Eisenbahnbau wurde der gesamte nördliche Teil der Mauer abgebrochen; zwei runde Wehrtürme an den Nordost- und Nordwestecken des Areals erlitten dasselbe Schicksal. Noch heute führt die Eisenbahnlinie nur wenige Meter an der Kirche vorbei. Dies wirkt sich nicht nur auf die Akustik, sondern vor allem auch auf die Bausubstanz sehr negativ aus. Eine andere Streckenführung wäre aber nicht möglich gewesen, da die Linie

100 Jahre Bottwartalbahn

Heilbronn
Sontheim
Talheim
Schozach
Ilsfeld
Auenstein
Beilstein
Oberstenfeld
Großbottwar
Hof u. Lembach
Kleinbottwar
Murr
Steinheim
Marbach

Eine Ausstellung über Entstehung, Betrieb, Stilllegung und Zukunft(?) einer Bahnstrecke

Rathausfoyer Marbach am Neckar vom 13. Mai bis 2. Juni 1994
Geöffnet: Montag - Donnerstag 8 - 12 und 14 - 17 Uhr, Freitag 8 - 12 Uhr, Sonntag 14 - 17 Uhr

Abb. 1: Plakat der 1994 in den ehemaligen Haltestationen gezeigten Wanderausstellung, gestaltet von Hellmuth G. Bomm, Backnang

schon von Richtung Beihingen her vorgegeben war. Auch mußte die Trasse auf Marbacher Seite die gleiche Höhe erreichen, auf der sie die Benninger Seite verließ. Diese hohe Trassenführung war mit ein Grund, weshalb der Bahnhof so weit nach Osten verlegt wurde.

Das 1877 erbaute dreigeschossige Empfangsgebäude des Bahnhofs Marbach war 589 Meter lang und 65 Meter breit. Neben den Dienst- und Warteräumen im Erdgeschoß befanden sich im Obergeschoß Wohnungen für Stationsvorsteher,

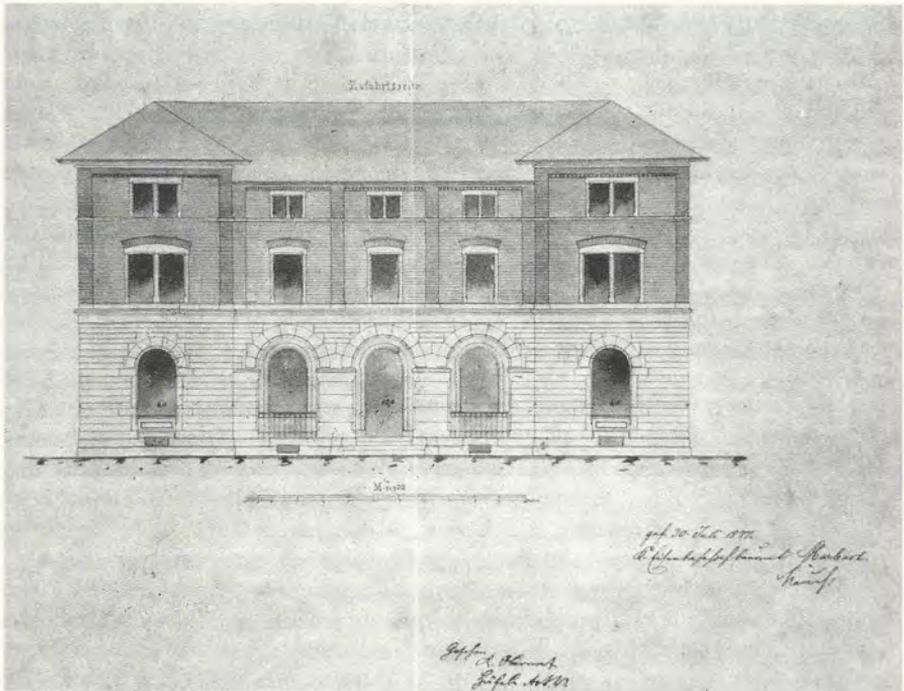


Abb. 2: Bauzeichnung des Bahnhofs Marbach von 1877
(Baurechtsamt Marbach)

Bahnmeister, Weichenmeister und Gehilfen. 1906 wurde das Gebäude durch einen eingeschossigen Anbau nach Osten erweitert. Die historische Architektur dieses Bahnhofs ist vom Klassizismus bestimmt. Dies wird durch den spiegelsymmetrischen Aufbau und die Rundbogentore und -fenster deutlich. Das noch heute erhaltene Empfangsgebäude stellt ein gut überliefertes Beispiel der unter den Ingenieuren Abel und Morlock entstandenen Bauten für die Königlich Württembergische Staatseisenbahn dar. Der Bahnhof steht als Kulturdenkmal unter Denkmalschutz.

Am 8. Dezember 1879 wurde die Eisenbahnlinie Bietigheim-Backnang eröffnet. Die knapp 26 Kilometer lange Strecke hatte durchschnittlich 400 000 Mark pro gebautem Bahnkilometer gekostet (der Kostenvoranschlag für das Marbacher Bahnhofsgebäude betrug rund 130 000 Mark). Der erste Zug fuhr von Backnang nach Bietigheim, wobei er in Marbach nur kurz anhielt. Erst bei der Rückfahrt wurden die Gäste begrüßt und in einem Festzug mit Musik zu einem Essen in die Stadt geleitet.

In der Folge wurde die Strecke täglich von drei Zügen in jeder Richtung befahren. Während der Fahrt von Marbach nach Backnang zwischen 31 und 38 Minuten benötigte, betrug die Fahrtzeit nach Bietigheim nur zwischen 24 und 27 Minuten. Nach Stuttgart gelangte man zunächst nur über Bietigheim. Hierfür wurden etwa anderthalb Stunden benötigt. Diese Zeit wurde erheblich verkürzt

man der Behauptung, daß das Bottwartal »eines der bevölkertsten Gebiete unseres Vaterlandes« gewesen sei, nicht zustimmen. Das bis weit in unser Jahrhundert hinein fast ausschließlich agrarisch strukturierte Gebiet zeigte noch um 1930 keinen nennenswerten Anstieg der Industriearbeiter bzw. Pendler innerhalb der Bevölkerung. Die Städte des Oberamts – Beilstein, Großbottwar und Marbach – hatten ebenfalls bis weit in das 20. Jh. hinein ihr ländliches Gepräge behalten.

Ein erfolgversprechender Anlauf wurde im Februar 1889 genommen, als im Bottwartalboten eine anonyme Einsendung bezüglich einer Bottwartalbahn abgedruckt wurde, in welcher der Wunsch geäußert wurde, es möchte von irgendeiner berufenen Seite eine allgemeine Bezirksversammlung angeregt werden, um der Sache mehr Gewicht zu geben. Treibende Kraft war der Landtagsabgeordnete des Bezirks Marbach, Hermann Stockmayer auf Lichtenberg (1842–1906), »ein bewährter, vielseitig gebildeter und praktisch erfahrener Landwirth und Weinbauer, der unser Thal und sein Bedürfnis aus eigener Erfahrung genau kennt«. Stockmayers Aktivitäten waren natürlich nicht ganz uneigennützig. Als einer der größten Landwirte im Oberamt Marbach hatte er von einer Eisenbahn, die unmittelbar vor seinem Gut Lichtenberg vorbeiführte, einen enormen Nutzen zu erwarten.

Am 17. Februar 1889 fand in Großbottwar eine erste lokale Besprechung statt. Der Großbottwarer Gemeinderat beschloß daraufhin am 23. Februar 1889, die Erstellung einer Sekundärbahn durch das Bottwartal anzustreben sowie Kosten für Vorarbeiten in Höhe von 4000 bis 6000 Mark zu übernehmen. Ebenso wurden Grund und Boden für den Bahnkörper unentgeltlich überlassen. Der gedruckte Protokollauszug wurde sowohl an das Oberamt als auch an alle Amtsgemeinden gesandt. In Marbach ging am selben Tag ein gedrucktes Schreiben des Landtagsabgeordneten Stockmayer vom 25. Februar ein, in dem er um die Beantwortung verschiedener Fragen zwecks einer statistischen Übersicht bezüglich des Verkehrs, des Handels und der Produkte im Bezirk bat.

Die auf diesem Schreiben befindlichen handschriftlichen Notizen des von 1883 bis 1903 amtierenden Marbacher Stadtschultheißen Traugott Haffner führen eine ganze Reihe von »Gegenargumenten für Marbach« auf, so zum Beispiel schwerer Absatz des Weinerzeugnisses, »wenn die Käufer per Bahn zum besseren Wein können«, Verlust der Fuhren vom Bahnhof ins Bottwartal, Verlust der Posthaltereie und der Fahrten aus und ins Bottwartal, Verlust der Zichorien- und Zuckerrübenfuhren sowie schlechterer Besuch der Marbacher Märkte, wenn die Märkte im Bottwartal besser zu erreichen wären. Besonders dick vermerkt Haffner: »Hauderer (= Lohnkutscher, Mitteilung von Dr. Hermann Schick, Marbach) werden eingehen!« Die Argumente sind auch zu verstehen, denn Marbach hatte seit zehn Jahren einen Eisenbahnananschluß, der für Handel und Verkehr zahlreiche Vorteile brachte. Besonders für die einheimische Landwirtschaft sah man in der Anbindung der Bottwartalorte an das Bahnnetz wirtschaftliche Nachteile, so den Verlust von Marktanteilen, auf Marbach zukommen. Die von Stockmayer gestellte Anfrage wurde trotzdem ausführlich beantwortet und gibt uns ein anschauliches Bild über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Marbach gegen Ende des 19. Jh. Neben einer Aufzählung der öffentlichen Ämter und Einrichtungen bis hin zur Gewerbebank und zur Eichenanstalt wird die Gesamtproduktion von Wein und Obst in den Jahren 1884, 1885 und 1888 aufgeführt. Die Ernte 1888 hatte 1872,20 Hektoliter Wein (Wert 45 278,50 Mark), 100 Zentner Steinobst (250 Mark) und 10 000 Zentner

Kernobst (20 000 Mark) ergeben. Haffner schreibt dazu: »Die Absatzorte liegen natürlich alle nicht im Bottwarthal oder in der Heilbronner Gegend.«

An sonstigen Produkten werden Zichorien für jährlich 200 000 Mark (eine Filiale der Zichorien-Fabrik Frank befand sich in Marbach) sowie jährlich ca. 20 000 Zentner Zuckerröhren angeführt, wobei für letztere der Bahntransport in die Zuckerfabrik Heilbronn als günstig angesehen wurde. Die Frage nach der Einfuhr von Rohmaterialien aus dem Bottwartal wurde mit jährlich ca. 200 bis 300 Wagen Nutzholz für die beiden Sägereien am Ort sowie jährlich 60 bis 70 Wagen Rinde für die hiesigen Gerbereien beantwortet. Ein Frachtbotengeschäft tätigte ca. 100 Pferdefuhren pro Jahr nach Heilbronn, um Waren für private Abnehmer aufzukaufen. Weiter erfahren wir, daß es 1889 in Marbach 252 selbständige Gewerbebetriebe mit 192 Gehilfen und Lehrlingen gab und das Steueraufkommen 81 059 Mark betrug.

Im einzelnen werden aufgeführt: eine Zichorienfabrik mit Dampfkessel, zwei Mahlmühlen mit Wasserkraft, zwei Sägereien samt Nebenbetrieben (Lohmühle und Furniersägeerei) mit Wasserkraft, eine Lohmühle mit Wasserkraft, eine Lederfabrik mit Dampfkessel, eine Maschinenfabrik mit Dampfkessel, eine Holzsägeanstalt mit Dampfkessel sowie eine Buchdruckerei und zwei Brauereien. Weiter werden eine Apotheke, acht Kaufmannsgeschäfte, eine Konditorei, zwei Tuchmacher sowie 14 kleinere Handels- und Agenturgeschäfte erwähnt, dazu zwei Frachtfuhrbotengeschäfte und drei Gärtnereien. An kleineren Gewerben zählt Haffner 35 Bäcker, Metzger und Wirte sowie 11 Rotgerbereien, 23 Schuhmacher und 10 Schreiner auf.

Die Frage nach der Marktfrequenz wird mit wöchentlich zwei Wochenmärkten und einem Schweinemarkt sowie jährlich zwei Krämer-, sieben Vieh- und vier Holzmärkten beantwortet. Die Wochenmärkte wurden damals von ca. 50 Verkäuferinnen und 100 Käuferinnen besucht, wobei der Umsatz mit ca. 150 Mark pro Käuferin, also 15 000 Mark pro Jahr, angegeben wird. Auf dem Schweinemarkt wurden durchschnittlich je 20 Schweine à 20 Mark, also 20 000 Mark pro Jahr umgesetzt. Der Krämermarkt umfaßte 196 Stände, wovon durchschnittlich 160 verpachtet waren. Der dadurch erzielte Umsatz pro Markt wurde auf ca. 30 000 Mark, also 90 000 Mark im Jahr, geschätzt. Auf den sieben Viehmärkten wurden pro Jahr knapp 3400 Stück Vieh mit einem Gesamtumsatz von ca. 470 000 Mark verkauft. Der Holzmarkt ergab einen jährlichen Umsatz von 20 000 Mark. Haffner errechnete den Jahresumsatz aller Marbacher Märkte mit 614 000 Mark.

Im Marbacher Gemeinderat wurde das Thema Bottwartalbahn erstmals am 12. März 1889 behandelt. Dieser beschloß, sich für den Bau einer Bahn ins Bottwartal auszusprechen und die Leitung der Angelegenheit dem Landtagsabgeordneten Stockmayer zu übertragen. Zugleich sollte nach Meinung der Gemeinde Marbach eine Vollbahn von Marbach bis Heilbronn angestrebt werden. Selbst beim Bau einer Sekundärbahn wollte man aber auf jeden Fall eine Normalspureisenbahn haben. Zugleich war man in Marbach der Meinung, daß die einzige Trasse für die Eisenbahn über den Buchhof nach Steinheim führen sollte, da so auf Marbacher Markung keine Vorarbeiten oder Grunderwerbungen nötig seien, da die bisherige Bahntrasse mitbenutzt werden könnte. Eine Führung über Murr lehnte man wegen dem befürchteten Verlust von wertvollem Weinberggebiet ab. Nach Ansicht des Marbacher Gemeinderats sollten sich an den Kosten der Vorarbeitung nur diejenigen Gemeinden beteiligen, die durch die Bahn neue Bahnhöfe erhalten würden.

Stadtschultheiß Traugott Haffner, der anfänglich gegen den Bau der Bottwartalbahn war, setzte sich nun um so mehr für ihre Entstehung ein. Er entwarf ein Schreiben an die Gemeinderäte der beteiligten Gemeinden, in welchem jede Gemeinde aufgefordert wurde, eine Garantieurkunde zu unterzeichnen, mit welcher sie sich prozentual an der Kostenübernahme von Vorarbeiten zu beteiligen hatten, falls die Bahn nach Vollendung dieser Arbeiten durch die Königliche Staatsregierung abgelehnt werden sollte. Marbach war mit 5,88% betroffen. Schriftführer des 1890 begründeten Eisenbahnkomitees für den Oberamtsbezirk Marbach war der Großbottwarer Präzeptor Stingel. Auf dem nach Marbach gesandten Protokoll vermerkte der Beilsteiner Schultheiß Härtner für seinen Kollegen Haffner: »Hast Du schon einen größeren Unsinn gelesen, als das Protokoll über unsere Commissionsitzung?« Härtner, der die Sitzung geleitet hatte, war mit dem Sitzungsprotokoll offenbar nicht einverstanden. Dieser Beilsteiner Stadtschultheiß Johannes Härtner wurde übrigens 1903 nach dem Tod Traugott Haffners dessen Nachfolger als Marbacher Stadtschultheiß.

Ein Meilenstein bei den Bemühungen um die Bottwartalbahn war eine gedruckte Eingabe des Komitees vom 19. Mai 1889 an das Königliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart, das damals für die Staatseisenbahnen zuständig war. Dabei wurde besonders die Weiterführung der Eisenbahnlinie von Beilstein bis Heilbronn gefordert, indem es für das Komitee eine »selbstverständ-

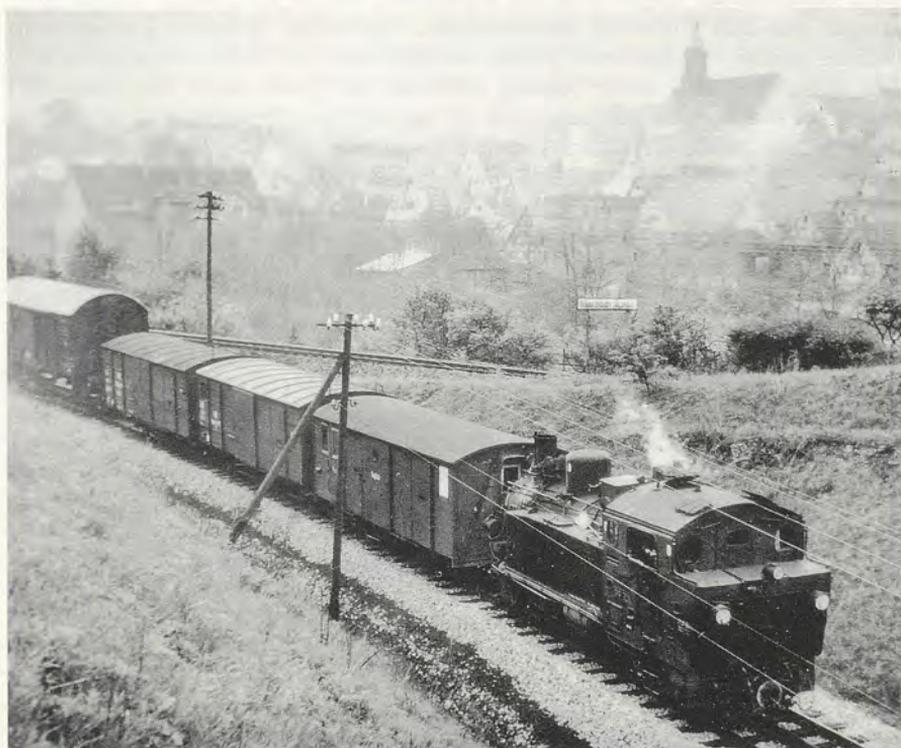


Abb. 4: Ausfahrt aus Marbach im Mai 1960 (Reinhard Todt)

liche Voraussetzung« war, »daß eine Eisenbahn von Marbach nach Beilstein ohne Fortsetzung nach Heilbronn gar nicht denkbar ist; denn nicht allein die allgemeinen Verkehrsinteressen erfordern diese Fortsetzung, sondern es ist auch das ganze Bottwarthal auf die Verbindung nach Heilbronn angewiesen, wohin auch der weitaus größte Teil des Verkehrs desselben geht«. Diese Zeilen wurden von Stadtschultheiß Haffner nach Bürgermeistermanier grün unterstrichen und mit einem »so!« versehen.

Gegen Jahresende 1889 trat Marbach auch in Verhandlungen mit Winnenden, das den Bau einer Eisenbahnstrecke Marbach–Winnenden–Plochingen als Konkurrenz zu der Linie Zuffenhausen–Untertürkheim realisieren wollte. Dieses Projekt wurde aber anscheinend zugunsten der Bottwartalbahn nach 1890 zunächst nicht mehr weiterverfolgt.

Nach längerer Unterbrechung traf sich das Aktionskomitee zur Erbauung einer Bottwartalbahn, wie es jetzt hieß, am 1. Juni 1890 erneut in Beilstein. Inzwischen war auch die Teiltrasse Beilstein bis Heilbronn ausgearbeitet worden. Damals war unumstritten, daß ein besonderer Bahnhof für die Bottwartalbahn am südlichen Ende der Stadt in der Nähe der Fabrik Knorr angelegt werden mußte. Die Forderung nach einer Normalspur für die gesamte Bahn wurde weiterhin erhoben.

Die Sitzung vom 12. Oktober 1890 fand ohne den Marbacher Stadtschultheißen statt. Anscheinend vergaß man, ihn einzuladen, was er mit bissigen Randbemerkungen auf dem Protokoll kommentierte. Inzwischen konnten Kostenvorschläge für drei verschiedene Projekte von Marbach bis Heilbronn gemacht werden. Zum Abschluß dieser Sitzung äußerten die Heilbronner, die dieses Mal Gastgeber waren, die Hoffnung, »daß zu der nächsten allgemeinen Versammlung die Anwesenden auf den Schwingen des Dampfrosses zusammenkommen dürfen«.

Doch so schnell kam die Sache nicht voran. Am 23. November 1890 trafen sich die Beteiligten erneut in Beilstein, um die verschiedenen Trassenalternativen und ihre Kosten zu diskutieren. Strittiger Punkt bei der Strecke Marbach–Beilstein war die Einbindung von Murr auf Kosten der Marbacher Weinberge. Die Weiterführung von Beilstein bis Heilbronn war zu diesem Zeitpunkt noch über Ilsfeld, Talheim, Sontheim, Flein und Gruppenbach geplant. Der Gesamtkostenvorschlag der Strecke von Marbach bis Heilbronn betrug fast 5,3 Mio. Mark.

Schließlich wurde die Trassenführung von Marbach über Murr nach Beilstein und von dort über Auenstein, Ilsfeld, Schotzach, Talheim und Sontheim nach Heilbronn festgelegt, wobei die Strecke von Beilstein bis Heilbronn in einem 2. Abschnitt verwirklicht werden sollte. Der Bau der Bahn wurde schließlich durch den Entwurf eines Gesetzes für die Beschaffung von Geldmitteln für den Eisenbahnbau in der Finanzperiode 1891–93 vom 13. März 1891 festgelegt. Über die Eisenbahn von Marbach über Beilstein nach Heilbronn ist darin zu lesen: »Die Erbauung einer Bottwarthalbahn hat seit vielen Jahren den Gegenstand von Petitionen und Erörterungen gebildet. Schon im Jahr 1843 sind Studien für eine Bahn von Cannstatt durch das untere Neckar-, Murr-, Bottwar- und Schotzachtal nach Heilbronn gemacht worden. Im Jahre 1873 wurde von dem Eisenbahnbauamt Stuttgart für die Teilstrecke Marbach–Großbottwar ein vollständiges generelles Projekt für eine Hauptbahn aufgrund von Terrainaufnahmen ausgearbeitet . . .«

Die weiteren, bereits erwähnten Fortschritte des Projekts werden aufgezählt und schließlich wird auf die Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 25. April 1890



Abb. 5: Bahnhof Großbottwar (Stadtarchiv Großbottwar)

eingegangen, bei der beschlossen wurde, sofern der Stand des bautechnischen Personals es erlaube, die Bottwartalbahn in das nächste Baugesetz (also das vorliegende) aufzunehmen. Damit war der Bau der Bottwartalbahn beschlossene Sache. Ein Wermutstropfen war jedoch die von der Regierung befürwortete Erbauung einer Schmalspurbahn mit 0,75 Meter Spurweite anstelle einer Normalspurbahn. Begründet wurde dies durch eine Kostenersparnis sowie durch die Unmöglichkeit der Aufnahme des Verkehrs einer Hauptbahn wegen der Steigungs- und Krümmungsverhältnisse. Weiter ging man davon aus, daß die meisten Güter von Heilbronn auf die Murraltbahn und umgekehrt nach wie vor über Bietigheim geleitet werden würden. Die geschätzte Ersparnis beim Bau einer Schmalspurbahn (Kosten rund 2 590 000 Mark) betrug ca. 425 000 Mark.

Bereits am 22. März 1891 traf sich das Eisenbahnkomitee in Beilstein, um die von der Regierung beschlossene Erbauung einer Schmalspurbahn zu diskutieren. Am 30. März 1891 wurde eine weitere dringende Sitzung abgehalten. Das Ergebnis waren leidenschaftliche Petitionen der Handels- und Gewerbekammer Heilbronn sowie des Eisenbahnkomitees und der Gemeinde Sontheim an die Königliche Regierung und die Abgeordnetenversammlung, in denen die große Wichtigkeit einer Normalspureisenbahn betont wurde. Eindringliche Begründungen lagen bei, so auch eine frühere Äußerung des Generalfeldmarschalls Graf Moltke, der eine einzige Spur für alle Schienenverbindungen gefordert hatte. Weiter heißt es »kein Thal war zu eng, kein Gelände zu durchschnitten, kein Felsen zu hart, die Einheitsspur drang durch. Sie ist eines der erhabensten Merkmale der Kultur des 19. Jahrhunderts, sie, die länderverbindende, Gegensätze ausgleichende, Frieden schaffende Einheitsspur«.

Es half alles nichts. Ein Extrablatt des »Postillon«, des Vorläufers der Marbacher Zeitung, gab am 14. Mai 1891 abends 6.58 Uhr bekannt, daß die Normalspur der

Bottwartaleisenbahn mit 51 gegen 28 Stimmen in der Abgeordnetenkommission des württembergischen Landtags abgelehnt worden war. So fügte man sich dem Unvermeidbaren und hoffte auf »die baldige Inangriffnahme des Baues einer nicht mehr abwendbaren »Schmalspurbahn««. In einer Sitzung in Steinheim am 4. Oktober 1891 kam jedoch ein altes Problem wieder auf den Tisch. Zwar war die Strecke bis Beilstein über Murr projektiert, jedoch wollten sich weder Murr noch Marbach damit einverstanden erklären. Die Gemeinde Murr legte, zum Unverständnis aller, keinen Wert auf den Bahnanschluß und Marbach beklagte bei der Streckenführung über Murr den Verlust von Weinberganlagen. So ging die Intention Marbachs nach wie vor dahin, die Strecke über den Buchhof und Erdmannhausen nach Steinheim zu führen. Stadtschultheiß Haffner wurde in dieser Sitzung stark angegriffen, der Zeitungsbericht über die Versammlung ist mit seinen bissigen handschriftlichen Randbemerkungen geschmückt. Allerdings war der Kommentar des Bottwartalboten vom 6. Oktober 1891 nicht gerade sanft. So wurde geschrieben, daß Marbachs ganze(!) Weinberganlage durch die festgesetzte Trasse vernichtet werde und daß Haffner all das aufgezählt habe, was Marbach etwa durch die Bahn verlieren könnte (»und hat besonderes Mitleiden mit dem Herrn Posthalter, dem wir Bottwartäler einen besseren Besuch seines Gasthofs durch die Bewohner Marbachs wünschen möchten«).

Der Zeitungsbericht endet: »Mit der Ausarbeitung der Trace Variante Steinheim-Buchhof-Marbach ist die Gemeinde Murr in das Stadium des Ausschlusses aus dem Bahnbereich getreten und wünschen wir der seither vernachlässigten Gemeinde Erdmannhausen Glück zu ihrem Auferstehen; auch Marbach wird so aus einem Gegner ein Förderer unserer Bahnbestrebungen.«



*Abb. 6: Einer der schönsten Ausblicke für Bahnfahrer:
Die Auffahrt durch die Marbacher Weinberge 1964 (Rolf Hahmann)*

»Der Beobachter«, die Zeitung der württembergischen Volkspartei, greift am 8. Oktober 1891 die Thematik auf: »Aus dem Oberamt Marbach wird uns geschrieben: Man sollte es kaum für möglich halten, daß es im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität noch eine Gemeinde giebt, welche sich gegen die Erbauung einer Eisenbahn sträubt, wenn ihr dieselbe nicht auf dem Präsentierteller dargebracht und von den anderen Gemeinden bezahlt wird. Die Gemeinde Murr bei Marbach ist aber auf dem besten Weg, zu dieser traurigen Berühmtheit zu gelangen. . . So bereitwillig sich die übrigen Gemeinden zeigten, so renitent benahm sich Murr, und so egoistisch war das Verhalten Marbachs. . . Der egoistische Standpunkt der Oberamtsstadt ist um so unbegreiflicher, als es den Marbachern wohl noch erinnerlich sein dürfte, daß sie seinerzeit nur mit Hilfe des Bottwartales die Bahn erhalten haben und daß es jetzt eine Pflicht der Dankbarkeit wäre, zur Erbauung einer Bottwartalbahn behilflich zu sein. Die Dankbarkeit ist freilich eine Pflanze, die nicht in jedem Boden wächst. In solchem Fall können es aber die Marbacher auch den Bewohnern des Bottwartales nicht übelnehmen, wenn, wie sich der Herr Stadtschultheiß von Marbach in der Versammlung so rührend ausdrückte, »der Zug des Herzens im Bottwarthal nicht Marbach zugeht.«

Schließlich gab die Gemeinde Murr am 17. Oktober 1891 »dem allgemeinen Drucke« nach und beschloß, wie auch die anderen Gemeinden den vollen Beitrag zu den Grunderwerbungskosten zu bewilligen. Wahrscheinlich war die bevorstehende rasche Ausarbeitung der Trasse über den Buchhof ausschlaggebend für die schnelle Entscheidung. Sehr zum Nachteil gereichte diese Lösung den Gemeinden Erdmannhausen und Rielingshausen, die durch die Streckenführung über Murr nicht in den Bereich der Bahn einbezogen wurden. Auch eine Eingabe der Erdmannhäuser bürgerlichen Kollegien vom 4. November 1891 an den Marbacher Gemeinderat mit der Bitte um Forcierung der Streckenführung über Erdmannhausen und den Buchhof konnte nichts mehr ändern.

Der Marbacher Gemeinderat beschloß am 6. November 1891, Stadtschultheiß Haffner zu beauftragen, in der am 7. November 1891 stattfindenden Sitzung des Eisenbahnkomitees die Zustimmung Marbachs zur Streckenführung nach Murr über die Marbacher Weinberge unter der Bedingung zu gestatten, daß der Marbacher Friedhof keinerlei Eingriff erfahren würde. Ebenso war man bereit, die geforderten 5% an den Grunderwerbungskosten aufzubringen.

Noch im Dezember 1891 wurde die Eisenbahnbausektion für die Bahnstrecke Marbach–Beilstein mit dem Sitz in Marbach errichtet. Dazu mußten für die Zeit des Eisenbahnbaues in Marbach vier bis fünf Zimmer von mittlerer Größe oder zwei bis drei Zimmer mit einem Saal zur Verfügung gestellt werden. Die Errichtung der Sektion in Marbach wurde im »Bottwarthalboten« stark kritisiert: »Gedämpft wird jedoch diese Freude bei manchem dadurch, daß der Sitz des Bauamts nicht in die Mitte der Strecke und nicht in die Gemeinde, welche den bedeutendsten Beitrag zu den Grunderwerbungskosten genehmigt hat und aus deren Mitte heraus die ganze Agitation entsprungen ist, vielmehr nun in die Stadt gelegt werden soll, welche nach langer Liebesmühe endlich dem Drange der beteiligten Bezirksgemeinden zur Erreichung ihres Verkehrsmittels nachgeben mußte.« Stadtschultheiß Haffner schrieb unmittelbar darauf im »Postillon« vom 19. Dezember eine Gegendarstellung, in welcher er die Gehässigkeit Großbottwars kritisiert, die sich seiner Meinung nach nicht mit der Stimmung der anderen Bottwartalgemeinden



Abb. 7: Ansichtskarte von Großbottwar mit Bahnhof (Stadtarchiv Marbach)

deckte. Sogar der »Staats-Anzeiger für Württemberg« nahm in seiner Ausgabe vom 19. Dezember dazu Stellung, indem die Wahl des Sitzes der Bausektion begründet wurde: »So zum Beispiel die Rücksicht auf die mit dem Bauamt dienstlich verkehrenden Personen, die bauleitenden Oberbeamten, die Bauunternehmer, Lieferanten etc., welche Marbach, als an der Eisenbahn liegend, leichter mit Kosten- und Zeitersparnis erreichen können als Großbottwar; ferner war zu berücksichtigen, daß die bedeutenderen Bauobjekte, worunter eine größere Brücke über die Murr, in der Nähe von Marbach auszuführen sind.« Schließlich pflichtete der Großbottwarer Stadtschultheiß in einem persönlichen Schreiben vom 20. Dezember 1891 Haffner bei.

Die Amtsversammlung des Oberamts Marbach bewilligte als nächsten Schritt am 2. April 1892 einen Zuschuß von 25 000 Mark zum Bahnbau, der unter den betroffenen Gemeinden des Oberamts aufgeteilt wurde.

Der Rest des Jahres 1892 sowie die erste Jahreshälfte 1893 war maßgeblich durch den Grunderwerb zum Bahnbau bestimmt.

Der »Postillon« bringt im Juli 1893 zahlreiche Anzeigen, die den Bau der Bahn betreffen. In der Ausgabe vom 8. Juli wird die Lieferung von 18 900 Stück Forchen-Schwellen ausgeschrieben. In der Ausgabe vom 29. Juli findet sich die erste Bauausschreibung der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen: »Vergebung von Eisenbahnbauarbeiten. Zur Ausführung der Eisenbahn von Marbach nach Beilstein werden die Arbeiten des 1ten Arbeitslozes der Bausektion Marbach zur Bewerbung ausgedoten. Dieses Arbeitslos beginnt bei Kilometer 0+370 auf der Markung Marbach und endigt bei Kilometer 4+100 auf der Markung Steinheim. Dasselbe ist 4482 Meter lang.« Die einzeln aufgeführten Kostenberechnungen werden mit zusammen 175 146,42 Mark angegeben. Dieses erste Baulos wurde am 22. August 1893 dem Bauunternehmer J. Mehl aus Stuttgart übertragen.

In der Ausgabe vom 12. August wurde der Bauauftrag für elf eiserne Bahnbrücken mit einem Gesamtgewicht von ungefähr 120 Tonnen angeboten. »Eine derselben mit 56 Tonnen Gewicht (Murrbrücke) soll bis 1. Januar kommenden Jahres, die übrigen sollen bis 15. April kommenden Jahres betriebsfähig sein.«

Zunächst wurden die Brücken und Bahnhofsgebäude errichtet. In der Ausgabe des »Postillon« vom 24. August steht darüber: »Oberstenfeld 21. August. Am letzten Samstag wurde unser Bahnhofsgebäude aufgeschlagen. Im Laufe dieser Woche wird auch das der Haltestelle Hof-Lichtenberg aufgerichtet werden, so daß in einigen Tagen alle Bahnhofsgebäude der ganzen Bottwarthalbahn aufgerichtet sind.« In Marbach, wo bereits ein Bahnhof bestand, wurden ein offener Schuppen zum Umladen der Güter von den Vollspurwagen auf die Schmalspurwagen und umgekehrt sowie ein Bahnsteig, ein Verladeplatz, eine Bodenwaage, ein Kronenstall und eine Wasserstation für die Schmalspurbahn errichtet. Außerdem wurden die Vollspurgleise entsprechend erweitert und die bestehende Drehscheibe zur Benützung für die Schmalspurfahrzeuge umgebaut. Die Errichtung einer Verladungsanlage von Normalspurwagen auf Rollschmel beschloß die Umbauarbeiten in Marbach.

Bereits am 30. August 1893 war mit den Bauarbeiten der eigentlichen Bahnstrecke begonnen worden. Die zwei restlichen BauLOSE von Steinheim bis Großbottwar und von Großbottwar bis Beilstein wurden Anfang September bzw. Anfang Oktober 1893 ausgeschrieben. Die gesamte Streckenlänge von 14,37 Kilometern machte innerhalb des württembergischen Eisenbahnnetzes (31. 12. 1894: 1717,48 Kilometer) 0,86% aus.



*Abb. 8: Die Murrbrücke zwischen Marbach und Murr
(Gebr. Gunzenhäuser, Freiberg a. N.)*

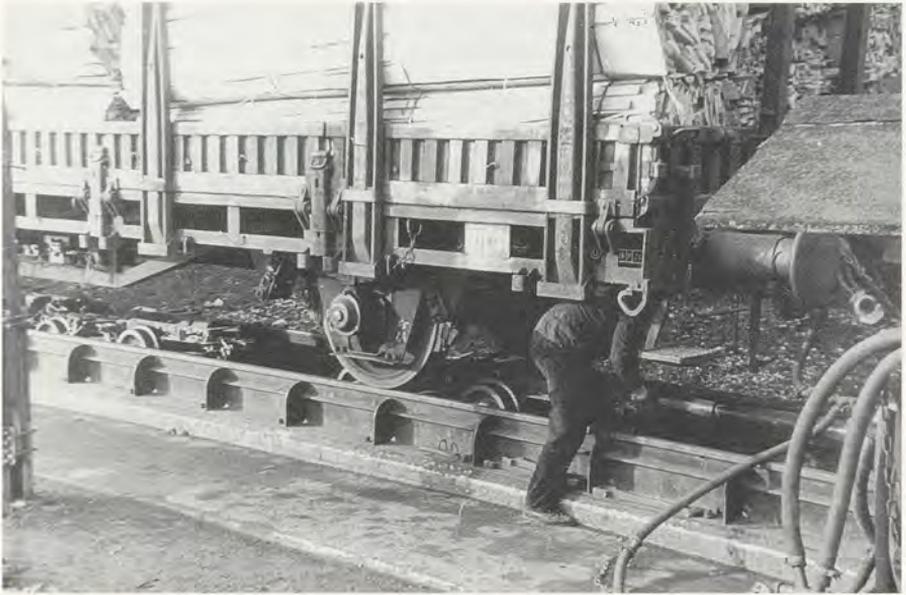


Abb. 9: Rollschmelanlage in Marbach (Heinz Kümmerlen, Beilstein)

Am 25. Januar 1894 wurde dem Oberamt Marbach ein Fahrplänenwurf für die Schmalspurbahn Marbach–Beilstein übergeben und am 23. April 1894 fand in Großbottwar eine Sitzung des »Bottwareisenbahnkomitees zur Beratung und Feststellung der Einweihungsfeierlichkeiten aus Anlaß der bevorstehenden Eröffnung der Bottwarbahn statt. Dieselbe wird in der Woche vor dem Pfingstfeste eröffnet werden, sofern keine unvorhergesehenen Hindernisse eintreten«.

Planmäßig konnte die fast 15 Kilometer lange Bahnstrecke innerhalb von etwas mehr als sieben Monaten fertiggestellt werden, so daß Mitte April 1894 bereits die erste Lokomotive geliefert werden konnte. Am 25. April unternahm sie ihre erste Probefahrt bis nach Murr mit einem Personenwagen. Der »Postillon« berichtet am 26. April darüber: »Die Lokomotive, die den Namen ›Großbottwar‹ trägt, ist wie auch der Personenwagen sehr gefällig und elegant gebaut, beide erschienen nur um ein geringes kleiner als die gewöhnlichen Lokomotiven und Wagen der Normalspur.« Ende April wurden die Probefahrten nach Großbottwar und schließlich nach Beilstein ausgedehnt. Die Maschinenfabrik Esslingen teilte außerdem mit, daß die Personenwagen ausgeliefert wurden und die dort gebauten Lokomotiven »Oberstenfeld« und »Beilstein« demnächst folgen würden.

Noch im April 1894 wurde eine Übersichtskarte der Bahnlinie Marbach–Beilstein gedruckt. Der Fahrplan der Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahnen vom 1. Mai 1894, also wenige Tage vor Eröffnung der Bahn, nimmt die Strecke mit der Bemerkung »giltig vom Tage der Betriebseröffnung an« auf. Danach verkehrten täglich vier Züge in beide Richtungen. In Marbach fuhren die Züge um 8.05 Uhr, 13.15 Uhr, 15.50 Uhr und 20.00 Uhr ab und kamen um 7.55 Uhr, 11.25 Uhr, 15.35 Uhr und 19.45 Uhr wieder in der Oberamtsstadt an. Eigens zur Eröffnung

der Bahn wurde das Büchlein »Von Marbach ins Bottwarthal« herausgegeben, das auf elf Seiten Text und mit 14 Fototafeln die Strecke von Marbach bis Beilstein vorstellte.

Am 6. Mai 1894 fand die Hauptprobefahrt unter der Leitung des Präsidenten der Generaldirektion der Württembergischen Eisenbahnen, Friedrich Balz, statt. Der Zug bestand aus den Lokomotiven »Großbottwar« und »Oberstenfeld« sowie mehreren Personenwagen und einigen Güterwagen. Ein Extrablatt des »Postillon« vom 7. Mai 1894 verkündete abends um 9 Uhr den amtlichen Erlaß zur Einweihung der Bottwartalbahn. Danach ergaben sich einige Änderungen der bisherigen Planung. So sollte am Dienstag, 8. Mai 1894, abends ein leerer Zug nach Beilstein

Marbach—Beilstein.

	433 Verl. 3 z. 2.	435 Verl. 3 z. 2.	437 Verl. 3 z. 2.	439 Verl. 3 z. 2.		432 Verl. 3 z. 2.	434 Verl. 3 z. 2.	436 Verl. 3 z. 2.	438 Verl. 3 z. 2.	
Gültig vom Tage der Betriebsöffnung an.	8,00 8,16 8,28 8,39 8,88 8,48 8,90 9,00	1,10 1,28 1,33 1,39 1,48 1,65 2,00 2,10	3,40 4,01 4,97 4,34 4,23 4,30 4,35 4,45	8,02 8,11 8,17 8,24 8,25 8,40 8,45 8,55	ab Marbach o. Bl. an Marbach Steinheim a. d. R. Reinbottwar Bottwar Dof u. Rembäch . . . Oberstenfeld an Beilstein	7,65 7,44 7,38 7,31 7,25 7,16 7,10 7,00	11,25 11,14 11,08 11,01 10,95 10,46 10,40 10,30	8,35 8,44 8,38 8,31 8,25 2,65 2,50 2,40	7,48 7,24 7,25 7,21 7,15 7,05 7,00 6,50	Gültig vom Tage der Betriebsöffnung an.

*Abb. 10: Ausschnitt aus dem Fahrplan der
Königlich Württembergischen Staatseisenbahn vom 1. Mai 1894
(Stadtarchiv Marbach)*

fahren, der dann am Mittwochmorgen um 9.30 Uhr von Beilstein nach Marbach fahren würde, um dort um 10.25 Uhr einzutreffen und die eingeladenen Festgäste aus dem Bottwartal mitzubringen. Um 10.30 Uhr war ein weiterer Sonderzug von Stuttgart geplant und um 10.40 Uhr war der Beginn der offiziellen Festfahrt nach Beilstein, Ankunft dort 12.10 Uhr, vorgesehen.

Der Festzug sollte um vier Uhr nachmittags zurückfahren und um 5.20 Uhr in Marbach eintreffen. Der Sonderzug nach Ludwigsburg hatte als Abfahrtszeit 5.30 Uhr. Ausdrücklich bemerkt wird, daß zu diesen Fahrten nur die mit Eintrittskarten versehenen Festteilnehmer berechtigt seien. Deswegen würden drei weitere Züge zur allgemeinen Verfügung gestellt, die in Beilstein 12.40 Uhr, in Marbach aber 13.50 Uhr und 17.30 Uhr abfahren sollten. Zu Recht fragt das Extrablatt: »Wie aber kommen die 1.50 Uhr von hier in's Bottwarthal fahrenden Marbacher zurück?«

Die 80 bis 90 offiziell eingeladenen Gäste konnten sich zum Festessen in der »Post« in Beilstein anmelden. Der »Preis des Couverts ohne Wein« betrug drei Mark. Die Speisefolge sah vor: Ochsenschweifsuppe, Salm, Kartoffeln, Sauce Hollandaise, Roastbeef, Makkaroni à la Italien, Beilagen, Spargel mit Schinken, Kapuunen mit Kopfsalat, Eisbombe, Blitztorte und Käse. Als Anzug wurden Gehrock, schwarze Halsbinde und Zylinder vorgeschrieben.

Stadtschultheiß Haffner entwarf hübsche Skizzen zur Dekoration des Marbacher Bahnhofs und der Festplakette »Gruss der Marbacher«, welche die erste Lokomotive schmücken sollte. Ebenso legte er schematisch den Weg der Festgäste auf dem Marbacher Bahnhof fest. Die Eröffnungsrede Haffners ist erhalten, ebenso ein von ihm verfaßtes Gedicht:



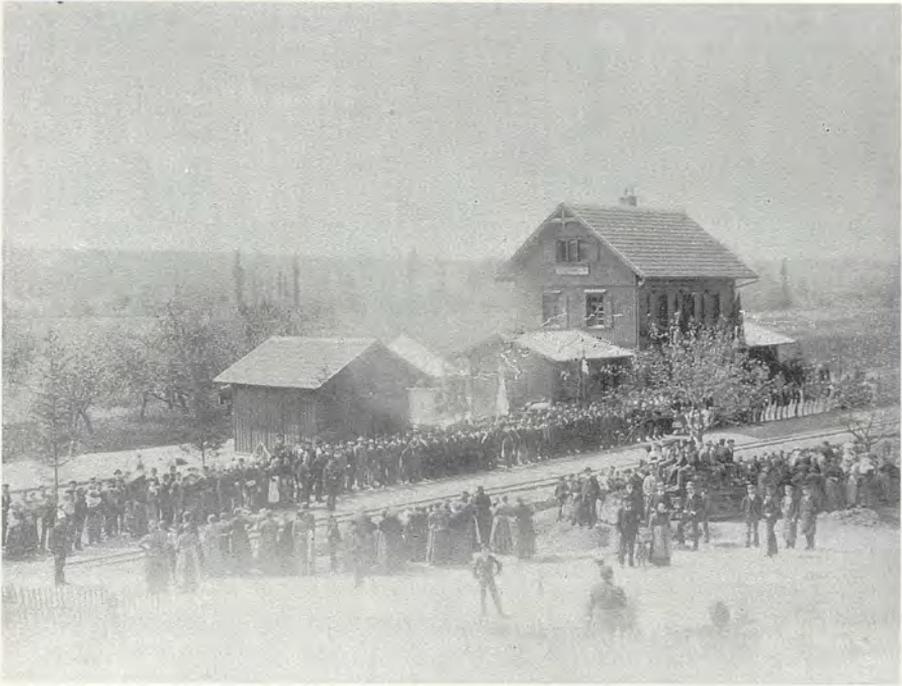
*Abb. 11: Lokführer auf
der Bottwartalbahn 1966
(Marbacher Zeitung)*



*Abb. 12: Speisenfolge zur
Einweihung der Bottwartalbahn
am 9. Mai 1894
(Stadtarchiv Marbach)*

»Grüß Gott Euch Excellenz, (mach meine Referenz)
Wir freuten uns so sehr auf des Besuches Ehr.
Hab von den Vätern g'hört wie Ihr Euch so verwehrt,
daß unser Neckarwein soll frei von Steuer sein.
Dies Glas dafür zum Dank, Gott segne Euch den Trank,
grüßt mit das Bottwarthal und – und kommt auch sonst einmal.«

Jedoch nicht nur Programme und Reden mußten vorbereitet werden; auch Sicherheitsmaßnahmen, die zum Teil an Vorkehrungen bei heutigen großen Veranstaltungen erinnern, wurden getroffen. Der »Bottwartalbote« vom 8. Mai 1894 druckt die Großbottwarer Einladung zur Eröffnung der Bahn ab. Ein Hinweis lautet: »Zur Vermeidung von Unordnung rückt eine Abteilung der Feuerwehr aus, deren Weisung Folge zu leisten ist.« Eine weitere Bedingung in Großbottwar lautete: »Wer nicht im Sonntagskleide erscheint, wird nicht zur Aufstellung zugelassen.« Um möglichst viele Jugendliche und Kinder als jubelndes Volk zu gewinnen, sollten alle am Bahnhof befindlichen Kinder, auch die noch nicht schulpflichtigen, ein Geschenk aus der Stadtkasse erhalten.



*Abb. 13: Einweihungstag 9. Mai 1894 am Bahnhof Steinheim-Murr
(Stadtarchiv Steinheim)*

Die Eröffnung der Bottwartalbahn am Mittwoch, dem 9. Mai 1894, lief nach Plan ab. Pünktlich um 10.25 Uhr traf der zur Sammlung des Eisenbahnkomitees und der Vertreter der an der neuen Linie liegenden Gemeinden in das Bottwartal gefahrene Zug der Schmalspurbahn auf dem Marbacher Bahnhof ein. Die Stadt hatte Flaggenschmuck angelegt, und zwar nicht nur am Bahnhof, sondern auch am Rathaus, am Oberen Torturm, an der Stadtkirche, an den Schulen, am Haspelturm und an der Alexanderkirche, ebenso am »Bären«, an der Apotheke, der Post und weiteren öffentlichen und privaten Gebäuden. Während der Zug die Strecke vom Viadukt bis zum Bahnhof zurücklegte, ertönten von der Stadtmauer her Böllerschüsse und bei der Einfahrt in den Bahnhof spielte die dort aufgestellte Musikkapelle. Von der Stadt bis zum Bahnhof und dort bis zum Bahnsteig der Schmalspurbahn waren Tannenbäumchen und Flaggen aufgestellt sowie sonstiger Schmuck angebracht. Der »Postillon« vom 10. Mai lobt besonders den von Haffner entworfenen »sinnigen Aufbau mit den Farben der Stadt, des Reiches und des Landes, der in der Mitte auf aus Tannengrün gebildetem Grunde eine großes »Willkommen in Marbach« trug, überragt vom Wappen der Stadt und flankiert von Reichs- und Landeswappen und den Wappenschildern von Großbottwar und Beilstein«.

Nach Ansprachen des Marbacher und Großbottwarer Stadtschultheißen kam der Sonderzug mit den Gästen aus Stuttgart an. Er wurde mit Böllerschüssen und



Abb. 14: Ein Zug der Bottwartalbahn auf dem Schmalspurbahnsteig in Marbach, rechts der 1894 erbaute Umladeschuppen (Stadtarchiv Marbach)

Musik empfangen, gleichzeitig erklang zum Todestag Schillers, auf den sinnigerweise die Eröffnung gelegt worden war, die Schillerglocke.

Zu den prominentesten Gästen gehörten der württembergische Ministerpräsident Hermann Freiherr von Mittnacht, Finanzminister Karl Victor Riecke, Staatsminister des Innern Johann Pischek, Eisenbahnpräsident Friedrich Balz und Oberbaurat Fuchs. Stadtschultheiß Haffner begrüßte die Honoratioren aus der Hauptstadt mit den Worten:

»Hohe und verehrte Herren: Seien Sie ehrerbietig begrüßt von den Vertretern und den Einwohnern Marbachs, Nehmen Sie unsere besten Wünsche mit für den heutigen Tag und lassen Sie uns, namentlich Sie hochverehrter Ministerpräsident und Herren von der Generaldirektion, höflich danken sowohl für die neue Verbindung, als insbesondere auch für die ganz namhafte Verbesserung unserer Verbindung mit Ludwigsburg und der Landeshauptstadt. Das letztere danken Ihnen nicht bloß wir, sondern auch alle nach Marbach wallfahrenden Verehrer dessen, dem an seinem heutigen Todestage die eben erklingenden Töne unserer Moskauer Glocke* gelten.«

Pünktlich um 10.40 Uhr erfolgte die Abfahrt des geschmückten Festzuges, der die geladenen Festgäste nach Beilstein brachte. Der Zug bestand aus zwei mit Girlanden, Fahnen und Wappen reich geschmückten Lokomotiven und fünf Personenwagen. Als er gegenüber dem Schulgebäude (Untere Holdergasse 4)

* Glocke in der Alexanderkirche, 1859 von Rußlanddeutschen der Stadt Marbach gewidmet (»Concordia«)

angekommen war, ertönten erneut Böllerschüsse der links und rechts des Schulgebäudes stehenden Schüler. Der Zug hielt an allen Stationen, wo jeweils von den Ortsvorstehern Ansprachen gehalten wurden. An der Endstation Beilstein war vom Bahnhof bis zur »Post« eine Allee von Tannen, Birken und Fahnen errichtet worden; Feuerwehr, Vereine und Schuljugend bildeten ein Spalier.

Nach dem Festessen folgte die eigentliche Festrede des Vorsitzenden des Eisenbahnkomitees, Landtagsabgeordneten Ökonomierat Stockmayer, »der seine Aufgabe in schwungvoller und glänzender Weise löste und dessen Rede in einem Hoch auf den Ministerpräsidenten gipfelte. Sofort erwiderte der Ministerpräsident den herzlichen Worten, den bei der neuen Linie interessierten Gemeinden wünschend, daß sie möglichst große Vorteile aus ihrer Bahnverbindung ziehen, daß Landwirtschaft und Gewerbe im ganzen Thale neuen Aufschwung nehmen mögen und gedachte in großer Anerkennung der vielen Verdienste des Vorstandes des Eisenbahnkomitees um das Zustandekommen der Bahn, zugleich konstatierend, daß trotz der anfänglich großen Abneigung des Bezirks gegen die Schmalspurbahn nunmehr überall Beruhigung und Anerkennung eingetreten sei«. Zugleich wurde aber auch an das Festhalten an der Fortsetzung der Bahn bis Heilbronn erinnert.

Nach Festessen und -rede ging es mit Musikbegleitung an den Bahnhof zurück und der Zug »eilte in beschleunigtem Tempo Marbach zu«. Dies war natürlich so zu verstehen, daß der Zug an den Haltestationen nur jeweils eine Minute hielt, denn mehr als durchschnittlich 15 Stundenkilometer konnten auf der Strecke damals nicht gefahren werden. Nur in Großbottwar wurde ein längerer Halt eingeschoben, »wo vom Eisenbahnkomitee ein Bier dargeboten und welchem fleißig zugesprochen wurde«. Von Marbach aus brachte ein Sonderzug die Herren nach Ludwigsburg und Stuttgart zurück. Am 10. Mai 1894 trat der Fahrplan in Kraft und die Bahnstrecke wurde offiziell dem Verkehr übergeben.



Abb. 15: Verschlaufpause am Lokschuppen Beilstein (Stadtarchiv Marbach)



Abb. 16: Die Bottwartalbahn im November 1965, im Hintergrund der Lichtenberg (Werner Fuchs)



Abb. 17: Ansichtskarte von Kleinbottwar mit »Partie am Bahnhof« (Stadtarchiv Marbach)

Noch am 9. Mai, also am Eröffnungstag, hatten die Feuerwehr und der Kriegerverein Kleinbottwar mit dem Mittagszug der neuen Bahn einen Ausflug nach Marbach unternommen, um mit dem nächsten Zug wieder zurückzukehren. Wegen Überfüllung des Zuges in Marbach mußten die Teilnehmer aber einen unfreiwilligen Aufenthalt bis zum übernächsten Zuge nehmen, »welchen sie im Kronengarten in Marbach bei gutem Stoff und gemüthlicher Unterhaltung verbrachten«.

Schon am 23. Mai 1894 legte Tiefbauinspektor Heuss (der Vater von Theodor Heuss) dem Heilbronner Gemeinderat einen von ihm ausgearbeiteten Plan über die Fortführung der Bottwartalbahn bis Heilbronn vor. Bis dahin hatten zwei Linien zur Diskussion gestanden. Entweder über den Neckar zum Hauptbahnhof, was aber wegen des ungünstigen Anschlusses an die bestehende Gleisanlage auf dem Hauptbahnhof nicht durchführbar war, oder als Ringbahn um die Stadt, wobei nachteilig war, daß mehrere Stadtstraßen, die teilweise eine beträchtliche Steigung aufwiesen, durchschnitten werden mußten. Heuss schlug deshalb eine dritte Linie vor, die, wie die beiden anderen, von einem Südbahnhof ausging und sich in einem weiten Bogen hinter dem Kirchhof um die Stadt ziehen würde. Diese Linie wurde schließlich favorisiert. Am 17. Juni 1894 traf sich in Beilstein das »Komitee zur Erbauung einer Eisenbahn von Marbach durch das Bottwarthal nach Heilbronn« unter Vorsitz des Heilbronner Oberbürgermeisters Hegelmayer. Strittig war noch die Bereitschaft der betreffenden Gemeinden zur Bestreitung der Grunderwerbskosten und vor allem die Führung der Trasse zwischen Ilsfeld und Heilbronn. Die Bahnlinie sollte entweder von Ilsfeld direkt über Flein nach Heilbronn oder über Talheim und Sontheim ohne Berührung Fleins nach Heilbronn geführt werden. Eine dritte Linie, die auch über Flein, aber näher an Gruppenbach gehen sollte, wurde rasch verworfen. Die letztendlich gewählte Linie von Beilstein über Auenstein nach Ilsfeld und von dort über Talheim und Sontheim nach Heilbronn sollte erst nach einem weiteren halben Jahrzehnt verwirklicht werden. In Marbach wurde am 31. Dezember 1894 die drei Jahre zuvor errichtete Bahnabsektion Marbach aufgelöst. Die restlichen Büroarbeiten wurden vom Bahnbauamt Ludwigsburg übernommen.

Die neue Bahn erfreute sich großer Beliebtheit; es wurde aber bald schon der Wunsch nach Verbesserungen angemeldet. Der »Postillon« vom 22. Dezember 1894 schreibt dazu: »Die Bequemlichkeit und hübsche Ausstattung der Wagen sowie der günstige Anschluß an die Hauptbahn befriedigen das reisende Publikum vollständig; nur das ist immer noch die allgemeine Klage, daß die Güter verschiedene Umladungen durchmachen müssen und die in Aussicht gestellten Translatoren (Rollschemel) immer noch auf sich warten lassen. Man hofft, durch den Weiterbau der Linie nach Heilbronn noch manche Verbesserung im Güterverkehr zu erreichen.« Schließlich erfolgte am 25. November 1899 die Betriebseröffnung der Erweiterungstrecke von Beilstein bis Ilsfeld. Die neuen Stationen Auenstein und Ilsfeld waren für Personen- und Güterverkehr eingerichtet. Zugleich wurde die Personenpost zwischen Beilstein und Heilbronn auf die Strecke Ilsfeld–Heilbronn und die fahrende Botenpost zwischen Beilstein und Heilbronn über Untergruppenbach auf die Strecke Auenstein–Untergruppenbach–Heilbronn beschränkt. Schließlich wurde am 1. Dezember 1900 die restliche Strecke zwischen Ilsfeld und Heilbronn–Südbahnhof eröffnet. Ab jetzt fuhren zwischen Marbach und Beilstein fünf Züge und zwischen Beilstein und Heilbronn–Südbahnhof sechs Züge täglich hin und zurück.



Abb. 18: Bahnhof Auenstein (Gemeindearchiv Ilsfeld)

Über ein halbes Jahrhundert nach den ersten Bestrebungen, eine Bahn ins Bottwartal zu bauen, war die Strecke vollendet. Besonders profitierten davon die Landwirte, die ihre Güter befördern konnten, und die Arbeiter, die mittels sogenannter Arbeiterwochenkarten wesentlich einfacher und zuverlässiger zu ihren Fabriken im Großraum Stuttgart gelangen konnten. Sonn- und feiertags hingegen entwickelte sich ein reger Touristenverkehr ins Bottwartal. Ein im Jahr 1897 gedruckter Führer durch das Bottwartal bemerkt hierzu: »Wohl noch selten hat die Eisenbahn einer Gegend größeren Fremdenbesuch gebracht, als die mit der Spurweite von 0,75 Meter angelegte Bottwarbahn dem lieblichen Bottwarthal.«

Infolge des zunehmenden Fahrgastaufkommens wurde die Zahl der Züge 1908 auf sieben Züge in jeder Richtung pro Tag erhöht. Die einfache Fahrt von Marbach bis Beilstein kostete damals 30 Pfennige.

Ein ständiger Kritikpunkt war die Schmalspurausführung der Bottwartalbahn. Schon 1905 erschien im »Postillon« ein Artikel, der beim Umbau der Bahn auf Normalspur eine auflebende Industrie im Bottwartal prophezeite. Die starken Steigungen und vielen Krümmungen standen diesem Wunsch jedoch entgegen. Auch aus Steinheim kam 1910 und 1911 Kritik, da der zunehmende Güterverkehr von der Schmalspur kaum mehr zu bewältigen war. Nachdem sich der Landtag 1912 für eine »rechtsufrige Neckarbahn« mit Umbau der Bottwartalbahn auf Normalspur ausgesprochen hatte, kam das Thema im November 1913 auf einer Versammlung in Marbach zur Sprache. Der Vorsitzende, Stadtschultheiß Forstner, schilderte den bisherigen Werdegang der Bottwartalbahn und der Marbacher Katastergeometer Lutz referierte ausführlich über einen Umbau der Bahn. Damals war die Teilstrecke Heilbronn–Talheim bereits für Normalspurbetrieb eingerich-

tet, dasselbe war für die Strecke Marbach–Steinheim beabsichtigt. Dies wären zusammen schon 43% der gesamten Bahnlänge gewesen. Der Bauaufwand für den Umbau wurde auf eine Million Mark beziffert, die Pläne wurden jedoch 1914 durch den Kriegsausbruch gestoppt.

In der Süddeutschen Zeitung vom 5. November 1926 und in der Neckarzeitung



Abb. 19: Rückfahrkarte Marbach–Murr vom Juni 1894
(Stadtarchiv Marbach)



Abb. 20: In Talheim führte die Bahn mitten durchs Dorf
(Gemeindearchiv Talheim)

vom 6. November 1926 erschienen zwei fast gleichlautende Artikel mit den Überschriften »Verkehrsverhältnisse im Bottwartal« und »Immer langsam voran«. Nach über zehn Jahren wurde nun erneut der Ruf nach einem Umbau der Schmalspurbahn auf Normalspur laut. Immerhin benötigte der Zug von Heilbronn-Süd bis Marbach über drei Stunden! Besonders engagiert war damals der Großbottwarer Gemeinderat, der im November 1926 mit siebenseitiger ausführlicher Begründung an die Reichsbahndirektion Stuttgart die Bitte richtete, »die im Industriezentrum, Erzeuger- und Absatzgebiet gelegene Bottwarbahn, deren Tal jährlich von Tausenden durchwandert wird, baldmöglichst in eine normalspurige Nebenbahn umzubauen«. Die Anfrage wurde abschlägig beantwortet. Trotzdem wurde aber von der Direktion vorgeschlagen, das Umbauprojekt »als Notstandsarbeit in das Arbeitsbeschaffungsprogramm aufzunehmen und mit dem Umbau baldigst zu beginnen, damit auch dem in dortiger Gegend in großer Not befindlichen Weingärtnerstand Verdienstmöglichkeit geschaffen wird«.

Fast ein Jahr später veranstaltete der Bezirksgewerbeverein Marbach am 30. Oktober 1927 eine öffentliche Versammlung in Beilstein. Dabei standen die wirtschaftliche Entwicklung des Bottwartals und ihre Benachteiligung durch die unzulänglichen Verkehrsverhältnisse sowie der Arbeiter- und Schülerverkehr auf der Bottwarbahn und die Wünsche und Möglichkeiten zur Fahrplanverbesserung auf dem Programm. Die Marbacher Zeitung berichtete ausführlich über die »machtvolle Kundgebung«. Noch im selben Jahr erfolgte die Errichtung einer Verkehrskommission. Im Januar 1928 wurde die Umbauangelegenheit im Landtag vorgebracht, jedoch wegen der schlechten Finanzlage des Reichs und der Reichsbahngesellschaft als nicht durchführbar kritisiert.



Abb. 21: Unterbringung von Obdachlosen in Eisenbahnwagen nach der Brandkatastrophe von Ilsfeld 1904 (Gemeindearchiv Ilsfeld)

Am 27. Januar 1928 fand in Ilfeld die Gründungsversammlung des Verkehrsverbands für die Bottwar- und Schozachbahn statt. Nach seiner Satzung stellte sich der Verband mit Sitz in Marbach die Fürsorge für Verbesserung der Verkehrsverhältnisse auf der Eisenbahnstrecke Marbach–Beilstein–Heilbronn einschließlich der Anschlußgelegenheiten zur Aufgabe. Für die bessere bauliche Ausgestaltung der Bahnanlagen sollte ein besonderer Ausschuß gegründet werden. Beteiligt waren alle von der Bahn betroffenen und an ihr interessierten Gemeinden. Den Ausschlag zur Gründung hatte natürlich der angestrebte Umbau der Bottwarbahn in eine Vollspurbahn gegeben, wozu Abteilungsdirektor a. D. Keppler von der Reichsbahndirektion Stuttgart im November 1928 ein Gutachten erstellte. Er behandelte darin folgende Möglichkeiten:

1. Umbau der Bottwarbahn in Vollspur unter Beibehaltung des Charakters als Nebenbahn,
2. Umbau der Bottwarbahn in eine Hauptbahn, die nicht nur dem Lokalverkehr, sondern auch dem Durchgangsverkehr dienen soll,
3. Erstellung eines Umschlaghafens am kanalisiertem Neckar, der Gleisverbindung mit der Murrbahn erhalten und unter Umständen auch dem Güterverkehr nach Stuttgart und Umgebung über Marbach–Kornwestheim dienen soll,
4. Erschließung von Industriegelände zwischen Heilbronn und Marbach.

Keppler führte aus, daß auf einer vollspurigen Nebenbahn die Züge mit 50 statt mit 25 Kilometer pro Stunde fahren könnten. Er untersuchte zugleich die Verbindung des Wirtschaftsraumes Groß-Stuttgart mit Heilbronn, wobei er besonderes Gewicht auf die Fortführung der Neckarkanalisation legte. Für Marbach ist hierbei besonders seine Überlegung zum Bau eines größeren Umschlaghafens bei Marbach von Bedeutung, obgleich er dies selbst wegen der sehr hohen Kosten für die erforderlichen Bahn- und Hafenanlagen für recht unwahrscheinlich hielt. Obwohl sich Keppler für den Ausbau der Bottwartalbahn auf Normalspur aussprach, kam er zu dem Schluß, daß die Strecke weiterhin als Neben- und nicht als Hauptbahn geführt werden sollte, da ein größerer Umschlaghafen bei Marbach nicht errichtet werden könne. Allerdings sprach er sich für eine Erweiterung des Marbacher Bahnhofs und den zweigleisigen Ausbau der Strecke Favoritepark–Marbach aus.

Der Verkehrsverband für die Bottwarbahn (wie es 1931 in einem gedruckten Briefkopf heißt) blieb auch in den folgenden Jahren unter seinem Vorsitzenden, dem Marbacher Landrat Grimm, aktiv, obwohl der Umbau des Bahnhofs Marbach am Neckar 1932 durch die Reichsbahndirektion Stuttgart abgelehnt wurde.

Da die Umspurung nicht vorangetrieben werden konnte, wurden noch 1933 neue Pläne zum Umbau der Strecke Steinheim–Sontheim auf Straßenbahnspurweite vorgelegt. Die Linie sollte elektrifiziert und in Sontheim an die bestehende Straßenbahnlinie nach Heilbronn angeschlossen werden. In Steinheim war der Anschluß an eine neu zu schaffende Straßenbahnlinie Ludwigsburg–Steinheim geplant. Wegen der hohen Kosten des Umbaus und der Elektrifizierung Ludwigsburg–Sontheim (fast drei Millionen Reichsmark), der Konkurrenz durch den Kraftwagen und des mangelnden Interesses der Industrie wurden diese Pläne nicht weiterverfolgt.

Im Oktober 1933 wandten sich die Bottwartalgemeinden erneut eindringlich an



*Abb. 22: Die Diesellok der Schmalspurbahn neben dem »großen Bruder«
auf Normalspur im Bahnhof Heilbronn-Süd (Stadtarchiv Marbach)*

die Reichsbahndirektion Stuttgart mit dem Wunsch nach Umspurung. Diese antwortete im November, daß »die Frage des Umbaus der Bottwarbahn auf Normalspur nach Auffassung der Reichsbahn nicht diskutabel« sei. Der Betrieb würde durch den Umbau nicht rentabler und die von Oberbaurat Rupp berechnete Summe von 4,3 Millionen Reichsmark stehe nicht zur Verfügung. Außerdem war man der Ansicht, daß die berechnete Summe zu niedrig sei und mindestens sechs Millionen Reichsmark benötigt würden. Lediglich der zweigleisige Ausbau und die Elektrifizierung der Strecke Ludwigsburg–Marbach sei beabsichtigt. Auch eine Besprechung der Bürgermeister Kopf (Marbach) und Scholl (Großbottwar) mit Reichsbahnpräsident Honold im November 1934 brachte kein anderes Ergebnis.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Bottwartal-Verkehrsverband noch viele Jahre aktiv um den Ausbau der Verkehrsverhältnisse im Bottwartal bemüht. Eine kleine Erweiterung erfuhr die Bahn, als ab 1939 bei Marbach ein Dampfkraftwerk errichtet wurde. Das ca. zwei Kilometer lange Normalspuranschlußgleis des Kraftwerks wurde am Neckar verlegt und mit der Bottwarbahn verbunden; Brennstoff und Werksangehörige konnten befördert werden. Für letztere stand ein einziger Personenwagen zur Verfügung; ein entsprechender Haltepunkt war in der Nähe des Eichgraben eingerichtet worden.

Während des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit mußte die Bahn teilweise mit bis zu 14 Wagen fahren. Besondere Bedeutung kam ihr nach der Sprengung des Neckarviadukts bei Marbach 1945 zu. Nicht nur der gesamte Personenschienenverkehr von Heilbronn, sondern vor allem auch die Kohlezüge für das Kraftwerk wurden über die Schmalspurbahn befördert.

Seit November 1945 wurde durch eine Ludwigsburger Privatfirma ein Omni-

busverkehr zwischen Ludwigsburg und Winzerhausen im Bottwartal betrieben. 1949 war eine durchgehende Busverbindung von Heilbronn nach Marbach eingeführt worden, die ein Jahr später bis Ludwigsburg verlängert wurde. Schon im April 1949 hatten sich die Bottwartaler Bürgermeister gegen eine Einschränkung oder gar Stilllegung der Omnibuslinie Ludwigsburg–Bottwartal durch die neue Einrichtung der Linie Marbach–Heilbronn gewehrt.

Am 1. Dezember 1964 wurde die Aktionsgemeinschaft Bottwartalbahn unter Führung des Ludwigsburger Landrats Stolz gegründet. Die Aktionsgemeinschaft legte 1965 eine Denkschrift vor, in der ausführlich die Argumente für den Ausbau der Bahnlinie Marbach–Heilbronn auf Vollspur genannt wurden. So wurde nachgewiesen, daß die Bottwartalbahn in der damaligen Form veraltet war und daß sie wegen ungünstiger Fahrplangestaltung dem Personenverkehr, besonders dem Berufsverkehr zwischen Marbach und Heilbronn, nicht bewältigen konnte. Auch dem Güterverkehr und der Landwirtschaft genügte die bisherige Schmalspurbahn längst nicht mehr. So vertrat Landrat Stolz die Meinung, »daß unverzüglich und nachdrücklich die Vorarbeiten für den Ausbau der Bahn auf Vollspur zu beginnen« hätten. Die Zahl der verkauften Fahrkarten war von rund 170 000 im Jahr 1955 auf unter 80 000 im Jahr 1963 zurückgegangen, was man auf den veralteten Zustand der Bahnanlagen, die längst aus dem Verkehr gehörenden Wagen und die ungünstige Fahrplangestaltung zurückführte.



*Abb. 23: Unfall bei Oberstenfeld an der Lichtenberger Straße, um 1952
(Gemeindearchiv Oberstenfeld)*

Während im Winter 1959/60 noch vier durchlaufende Verbindungen zwischen Marbach und Heilbronn und eine Verbindung in umgekehrter Richtung bestanden hatten, gab es 1965 gar keine durchgehende Verbindung mehr. Von den insgesamt 32 Zugverbindungen im Sommer 1957 verkehrten 1965 noch 13. Die Marbacher Zeitung schreibt am 16. Januar 1965: »Praktisch ist heute gar keine Bahnfahrt von Marbach nach Heilbronn oder in umgekehrter Richtung möglich« und die Denkschrift schildert: »Wer von Marbach nach Heilbronn fahren wollte, müßte an einem Werktag um 17.26 Uhr abfahren, in Beilstein übernachten, am nächsten Tag dort um 9.06 Uhr nach Ilsfeld weiterfahren, sodann mit einem Aufenthalt von 29 Minuten umsteigen, um schließlich um 10.44 Uhr, also nach über 17 Stunden, in Heilbronn-Süd 34 Kilometer vom Abfahrtsort entfernt, anzukommen . . . Zu Fuß hätte die Entfernung bequem in sieben bis acht Stunden zurückgelegt werden können.« Und die Fahrzeit von Marbach bis Beilstein betrug 1965 noch rund 44 Minuten für 14,4 Kilometer, also eine Durchschnittsgeschwindigkeit von weniger als 20 Stundenkilometer.

Die Denkschrift von 1965 nennt rund 35 000 Einwohner im Einzugsgebiet der Bahn, wovon fast 11 000 Pendler waren. Der Güterverkehr habe von 1955 bis 1963 von 5900 auf fast 6700 Tonnen zugenommen.

Die Bundesbahndirektion führte an, daß zur Gestaltung des durchgehenden Verkehrs nach Stuttgart der Bahnhof Marbach für 1,5 Millionen DM, die Strecke Marbach-Favoritepark zweigleisig für 13 Millionen DM und der Bahnhof Ludwigsburg für 18 Millionen DM ausgebaut werden müßten. Landrat Stolz vertrat jedoch die Meinung, daß auf alle Fälle erst einmal das Teilstück Marbach-Beilstein ausgebaut werden müsse. Interessant ist, daß Marbach 1965 noch als wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des Bottwartals bezeichnet wird.

Trotz der fleißig zusammengetragenen Argumente und der einleuchtenden Gründe konnten die Kosten von rund 17 Millionen DM zum Umbau der restlichen Schmalspurstrecke von Marbach bis Talheim von der Deutschen Bundesbahn nicht aufgebracht werden. Das Projekt der Umspurung war damit endgültig gescheitert.

Im Mai 1966 wurde vom Bundesbahnvorstand bereits die Stilllegung der Bottwartalbahn beantragt. Ausschlaggebend hierfür waren die rückgängigen Fahrgastzahlen, denn das gleichbleibende, teils steigende Güteraufkommen konnte als Grund natürlich nicht aufgeführt werden. So wurde der Güterverkehr weitergeführt, der Personenverkehr jedoch stillgelegt. Am 24. September 1966 fuhr zum letzten Mal ein offizieller Personenzug ins Bottwartal. Die Marbacher Zeitung berichtet am 26. September:

»Um 13.02 Uhr dampfte das Züggle zum letzten Mal in Marbach los. Dampfen ist natürlich übertrieben, denn vor den drei Personen- und dem einen Gepäckwagen hing lediglich eine neuzeitliche Diesellok. Keinerlei Traditionsbewußtsein, keine Pietät waltete. Die Dampflok war zuhause geblieben, die zur Bottwartalbahn einfach gehörte. Kein Blumenschmuck, keine Prominenz umrahmten das säkulare Ereignis.«

Nun setzte man natürlich alle Bemühungen daran, die Strecke von Marbach bis Steinheim umzuspuren, um sie für den Güterverkehr zu erhalten. Noch im Oktober 1967 war diese Umspurung mit Kosten von 900 000 DM beschlossene Sache. Ab Steinheim jedoch drohte der Schmalspurstrecke mit dieser Entscheidung das endgültige Aus und der Abbau, obwohl die Aktionsgemeinschaft Bottwartalbahn nochmals energisch gegen die Schaffung vollendeter Tatsachen protestierte.

NACHRUF

Steinheim, im Dezember 1990

Unfaßlicherweise und doch seit langem absehbar, fiel jetzt nach jahrzehntelangem gewolltem Siechtum der letzte Teil unserer lebensnotwendigen

BOTTWARTALBAHN

Marbach - Steinheim - Beilstein - Heilbronn

18. 5. 1894 - 29. 9. 1990

einem beschämenden Meuchelmord zum Opfer.
Wir glauben jedoch an die Wiederauferstehung.

Die Demontage erfolgt derzeit in aller Stille.

In tiefer Trauer

die Patin
die Angehörigen

Stadt Steinheim

die Vernunft

die Umwelt

PRO-BAHN-Regionalverband Mittlerer Neckar

Abb. 24: »Nachruf« auf die Bottwartalbahn in der Marbacher Zeitung vom 4. Januar 1991

Der Güterverkehr nach Heilbronn wurde zum 31. Dezember 1968 endgültig eingestellt, am 16. Januar 1969 wurden die zwei Dampfloks nach Heilbronn-Süd abgezogen. Noch im Frühjahr 1969 wurde mit dem Abbruch der Schmalspurbahn begonnen. Heute ist ein Großteil der Trasse als Radweg ausgebaut.

Die von Juli bis September 1968 umgebaute Strecke zwischen Marbach und Steinheim wurde am 18. September 1968 offiziell eröffnet. Seit Anfang 1969 fuhr einmal pro Woche ein Kies- oder Sandzug mit 40 Wagen nach Steinheim. Hin und wieder wurden auch Wagenladungen für Industriebetriebe in Steinheim und Murr sowie deren Umgebung angeliefert. Auch die Landwirtschaft profitierte durch die Rübenverladung auf die Bahn erheblich von der Strecke.

Bereits am 27. Oktober 1973 berichtet die Marbacher Zeitung von einem »akuten Verkehrsnotstand im Bottwartal«. 1974 forderte Steinheim wegen »überfüllten Linienbussen und teilweise katastrophalen Straßenverhältnissen« wieder Anschluß an den Personenzugverkehr. Dieser Forderung wurde nicht entsprochen, 1976 gab es sogar erneut Pläne zur endgültigen Stilllegung dieser Bahnstrecke. Doch noch weitere 13 Jahre wurden Güter zwischen Marbach und Steinheim auf der Schiene transportiert. Erst nachdem 1988 das Stilllegungsverfahren eingeleitet worden war, fuhr am 19. Dezember 1988 der letzte Zug. 1990 wurde der Bahnverkehr offiziell eingestellt. Die heftigen Bemühungen der Initiative »Pro Bahn« und des BUND blieben fruchtlos, denn noch zum Jahresende 1990 wurden die Schienen zwischen



*Abb. 25: Demontage der Gleise zwischen Marbach und Steinheim 1990
(Stadtarchiv Steinheim)*



*Abb. 26: Am Markungsende von Marbach wird 1994 das Schotterbett der
ehemaligen Bahn (rechts) von der Natur zurückerobert;
links das Sackgleis der EVS-Wendezüge (Stadtarchiv Marbach)*

der Markungsgrenze Marbach und dem Bahnhof Steinheim herausgerissen und die Trasse an die Kommunen verkauft.

Seit 1991 beschäftigt man sich wieder intensiv mit der Zukunft des Personenverkehrs ins Bottwartal. Dabei sind sich alle Beteiligten einig, daß eine moderne und leistungsfähige Schienenverbindung notwendig ist. Ein erster Schritt ist die geplante Ausweisung einer Bahntrasse in den neuen Flächennutzungsplänen. Es bleibt zu hoffen, daß dieses Vorhaben in kürzerer Frist verwirklicht werden kann als die Bahnprojekte des 19. Jahrhunderts.

Ungedruckte Quellen:

Stadtarchiv Marbach am Neckar: B 91 (Gemeinderatsprotokoll 1889–1894); A 401 (Bahnbau Bietigheim–Hessental 1865–1939); A 4012 (Eisenbahnbau Ludwigsburg–Marbach, Bottwartalbahnbau 1876–1894); A 404 (Bundesbahn, Bahnverbindungen 1915–1940); Registraturakten A 797.11–.16 (Deutsche Bundesbahn 1913–1972); Bauakten des Baurechtsamtes (Bahnhof 1876–1894); Zeitungsausschnittsammlung 10.2.2.3 ÖPNV Bottwartal.

Staatsarchiv Ludwigsburg: E 79 I–III (Generaldirektion der Staatseisenbahnen 1816–1952, 20. Jh.): E 79 I Bü. 1021–1024; E 79 II Bü. 502–503; E 79 III Bü. 61, 62, 269–271; K 411 (Reichs-/Bundesbahndirektion Stuttgart) Bü. 1, 7.

Gedruckte Quellen und Literatur:

Denkschrift Bottwartalbahn, hg. von der Aktionsgemeinschaft Bottwartalbahn im Rahmen des Verkehrsverbandes »Murrbahn« (1965)

Fraas, Oscar: Württembergs Eisenbahnen, Stuttgart 1880 (Nachdruck Stuttgart 1987)

Frank, Wolfgang: Auf Schmalspur durchs Bottwartal, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal Nr. 2/1987

Fries, Hartmut: Ausstattung und technische Einrichtungen der Bottwarbahn, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal Nr. 2/1987

Knupfer, Hans-Joachim und Högemann, Josef: Bottwar- und Zabergäubahn, Nordhorn 1992

Lohkamp, Christiane: Ortscharakteristik Marbach am Neckar, masch. vervielf. (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg), Stuttgart 1993

Morlok, Georg: Die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen, 1890 (Nachdruck Heidenheim/Ravensburg 1986)

Mübl, Albert und Seidel, Kurt: Die württembergischen Staatseisenbahnen, Stuttgart 1980

Räntzsch, Andreas M.: Stuttgart und seine Eisenbahnen, Heidenheim 1987

Supper, Otto: Die Entwicklung des Eisenbahnwesens im Königreich Württemberg, Stuttgart 1895 (Nachdruck Stuttgart 1981)

Schick, Hermann: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Band 2 (1871–1959), Marbach am Neckar 1992

Von Marbach ins Bottwarthal, Großbottwar 1894.

Julius Marx

Ein jüdisch-schwäbischer Unternehmer aus Freudental*

von Theobald Nebel

Ein Jude aus Freudental

Julius Marx (1888–1970), in Freudental geboren, war in diesem Jahrhundert als Kaufmann, Schriftsteller und Kunstmäzen der bedeutendste Bürger unter den dortigen Juden. Deshalb soll hier versucht werden, sein außergewöhnliches Leben und interessantes Wirken zusammenzustellen. Neben seinen beiden veröffentlichten Tagebüchern »Das Kriegstagebuch eines Juden« und »Georg Kaiser, ich und die anderen« gibt es einige nicht veröffentlichte Theaterstücke und Gedichte. So soll hier nicht nur über ihn berichtet werden; er soll selbst zu Wort kommen, damit der Leser sich ein Bild über diesen vielseitigen Menschen und sein Schicksal machen kann. Die hier vorliegende Arbeit ist das Ergebnis mehrjähriger Forschung in Unterlagen, Tagebüchern und Briefen sowie von Gesprächen mit seinen Freunden in Berlin, Zürich, Bad Homburg, Stuttgart, Ludwigsburg, Marbach und Freudental. Allen sei hier für die freundliche Beratung und Unterstützung sehr herzlich gedankt, die es ermöglichten, hier ein Lebensbild von Julius Marx vorzulegen.

Die letzte jüdische Beerdigung in Freudental

Am 21. Oktober 1970 gab es in Freudental eine Sensation: Ein Jude, ein ehemaliger Freudentaler Bürger, kehrte nach Freudental heim – allerdings als Toter! Julius Marx hatte in seinem Testament verfügt, in seinem Heimatort begraben zu werden. Was man in Freudental wußte – er hatte seinen letzten Wunsch rechtzeitig vorbereitet –, wußten viele seiner Freunde nicht, waren erstaunt und verwundert. Beinahe möchte man kommentieren: Seine Heimkehr – sprich Beerdigung – verlief wie sein ganzes Leben: stürmisch. Es war Eréw Simchá Toráh und so sollte die Beerdigung am Vormittag abgeschlossen sein. Es hatten sich nur wenige auf dem Freudentaler Judenfriedhof versammelt, einige Freunde aus Berlin, Zürich und Stuttgart, ein paar Freudentaler, darunter der Freudentaler Bürgermeister Singer. Einige hatten ihren Hut vergessen, nicht um die jüdische Sitte wissend! Julius Marx war da, im schlichten Holzсар, nicht aber der Rabbiner aus Stuttgart.

Als dann die Zeremonie mit dem Rabbiner begann, waren keine 10 jüdischen Männer anwesend, obwohl Julius Marx in seinem Testament auf diesen Umstand hingewiesen hatte. Jeder jüdische Gottesdienst kann nur gehalten werden, wenn 10 jüdische Männer anwesend sind. Doch wußte Julius Marx' Schweizer Sekretärin

* Überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines am 14. 1. 1993 im Pädagogisch-Kulturellen Centrum Ehemalige Synagoge Freudental (PKC) gehaltenen Vortrags.

Rat: Prof. Dr. Walter Huder aus Berlin – ein besonderer Freund und Verehrer von Julius Marx – sollte in den Kreis der neun treten, auch wenn er nur von seinem Vater her Jude war. So konnte das Kaddisch gesprochen werden und das Begraben des Heimgekehrten beginnen. Am Schluß sprach Prof. Huder das Marx'sche Gedicht »Mein kleines Dorf«, ein Lob auf seine Heimat Freudental, das in der Emigration entstanden war.

Zum Mittagessen versammelten sich die Trauernden im »Lamm«, auch um sich aufzuwärmen. Die Freunde besprachen das Leben Julius Marx', vor allem seine letzten schweren Krankheitsjahre. Dann eilten alle schnell auseinander, denn es schneite und alle wollten zu Simchá Toráh rechtzeitig zu Hause sein. Die »Neue Züricher Zeitung« und auch die »Bietigheimer Zeitung« brachten Nachrufe und Würdigungen über diesen bedeutenden Freudentaler Bürger. Die Schlußsätze in der Bietigheimer Zeitung lauteten: »Julius Marx war eine Persönlichkeit, die jedem, der einmal mit ihm zusammentraf, zwangsläufig in Erinnerung bleiben muß. Die Gemeinde wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.«¹

Die Freudentaler Familie Marx

Den Namen Marx gab es in Freudental unter den Juden schon im 18. Jh. Im 1. Freudentaler Schutzbrief von 1723 wurden die sechs Haushaltungen mit Ausnahme des Seligmann Wolffens namentlich nicht aufgeführt. Aber 1738 findet sich in der »Tabelle der allhier im württembergischen Schutz sich befindlichen Judenschaft«² ein Mäyer Marx mit Frau, vier Knaben und einem Mädchen. Da das Grävenitz'sche Judenedikt von 1731 bis zu 24 Familien zuließ, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Mäyer Marx zwischen 1727 und 1738 nach Freudental kam. Über die Herkunft kann nichts gesagt werden. Doch gab es im badischen und fränkischen Raum genug Judenorte, in denen Familien durch die Begrenzung der Familienzahl nach einer neuen Bleibe suchten. 1755 gab es in Freudental einen Mayer Marx, der Totengräber war und zwei erwachsene Söhne hatte.³ In einer Steuerliste für die »gegenwärtigen Kriegskosten sowie Quartiers« von 1796 werden Marx Jakob, Marx Kahn und Marx Mayer genannt.⁴ 1829 mußten sich die Juden entsprechend der württembergischen Emanzipationsgesetzgebung Nachnamen zulegen. In einem Namensverzeichnis – das aber wohl nicht vollständig sein dürfte – gibt es so geordnet:⁵

Samuel Marx Hurmin, 47 J. Viehhändler

Maier Marx Hurmin, 57 J. Metzger

Samuel Marx Hurmin, 53 J. Metzger.

Alle drei, wohl nicht alle Brüder, legten sich den Namen Marx zu. Hurmin war der Name des Vaters gewesen. Marx war ursprünglich ein Vorname, der aus dem hebräischen Mordechaj abgeleitet wurde. Im Persischen gilt der Name als »Meister der Gewürze«, steht im Talmud. Aus dem Mordechaj wurde im Russisch-Polnischen (wahrscheinlich auch Jiddischen) Motje. Das wurde dann zu dem deutschen Namen Moritz. Moritz wurde im 19. Jh. unter den Juden oft als Vorname verwendet.

Dieser Hurmin ist der Uurgroßvater des Julius Marx. Er heiratete 1769 in Freudental. Samuel Marx, der 3. in der obigen Reihe, ist der Urgroßvater (1775–1845). Er war nach Julius Marx Angaben württembergischer Korporal und kam als einer der wenigen württembergischen Soldaten aus dem Napoleonischen

Rußlandfeldzug 1813 zurück. Er hatte schon 1805 die Tochter des Freudentaler Judenschultheißen (Judenvorsteher) Hirsch Wolf geheiratet.⁶ Der Großvater war Moritz Marx (1809–1873). Er heiratete 1835 eine Miriam Chajn. Ihre Eltern waren Imanuel und Hanna Marx. Ihr Vater war Viehhändler in Freudental und ihre Mutter kam aus Olnhausen. Dieser Großvater Metzger Moritz Marx wohnte in der Hauptstr. 15 und wurde nach Julius Marx 1848 in die Revolution verwickelt, denn er floh für mehrere Jahre nach Amerika. Das Freudentaler Familienregister bestätigt diese zeitweise Abwesenheit. Aber 1851 war er als Metzger und Waldhornwirt wieder in Freudental und erweiterte 1863 sein Haus. Der Vater Hirsch Marx (1841–1919), auch in Freudental geboren, übernahm das elterliche Haus in der Hauptstr. 15. Aber er war Leder- und Stoffwarenhändler und heiratete 1872 Klara geb. Strauß aus Berlichingen. Nachdem diese nach der Geburt ihres 5. Kindes 1877 verstarb, heiratete er 1885 Karoline geb. Heß (1846–1933) aus Merchingen (bei Mosbach). Aus dieser 2. Ehe wurden Louis, Julius und Albert geboren. Die Eltern der Mutter von Julius Marx hießen Liebermann Heß und Rebeka geb. Löwental. Julius Marx berichtet, daß sein Großvater mütterlicherseits Dorfschullehrer gewesen sei. In den Freudentaler Familienakten wird allerdings nur Handelsmann angegeben.

1908 verzogen die Eltern von Julius Marx nach Zürich in die Nähe der Tochter Klara, die dort 1900 den Kaufmann Hermann Barth geheiratet hatte. Der Grund dafür war, daß sie bei ihrer Tochter eine gute Altersversorgung haben wollten. Beide lebten bis zu ihrem Tode in Zürich, wurden aber keine Schweizer Bürger. Aus dem Testament des Hirsch Marx geht hervor, daß er als Kaufmann sehr vermögend war. Das Haus in der Freudentaler Hauptstraße wurde verkauft, denn ihr jüngster Sohn Albert ging mit nach Zürich. Auch die älteren Kinder waren alle aus Freudental weggezogen. Um 1900 gab es aber noch vier weitere Marx-Familien, die wohl alle mehr oder weniger miteinander verwandt waren.

Die Jugendzeit des Julius Marx in Freudental

Julius wurde am 27. Februar 1888 in der Hauptstr. 15 geboren. Das Gebäude ist heute abgebrochen. Während sein Vater Hirsch noch einen typisch jüdischen Vornamen hatte, wählte er für seine Kinder kaum noch jüdische Namen aus; Ende des 19. Jh. wurden solche auch in konservativen Judengemeinden kaum noch verwendet. So wuchs Julius mit seinen sechs Geschwistern in einer begüterten Familie auf, eingebunden in eine schwäbisch-jüdische Dorfgemeinschaft, umgeben von Äckern, Wiesen, Weinbergen und Wäldern am Rande des Strombergs. Sein Vater – aber auch Groß- und Urgroßvater – waren sozusagen »das beste Lehrbuch seines Lebens«. Hirsch Marx war nicht nur in seiner Familie die dominierende Figur, sondern galt als kluger Kaufmann unter den Juden wie im ganzen Dorf als aufrechter und hilfsbereiter Mann. Besondere Anerkennung hatte er im Dorf erhalten, als er einmal ein paar scheuende Pferde zum Halten gebracht hatte und dadurch spielende Kinder rettete. Julius Marx erinnert sich: »Mein Vater war Kaufmann und Bauer, ein stattlicher Mann, mit kräftigen Handgelenken, ein Turm in der Dorfgemeinschaft, rechtschaffen, streng und gläubig, mehr unter den Christen als unter den Juden geschätzt, weil er jedem seiner Glaubensgenossen, der gegen den Glauben der Väter verstoßen hatte, freimütig die Leviten las. Rechtend

wie ein Prophet und Gesetzeslehrer konnte er jähzornig, ja handgreiflich werden, wenn es um die Ehre seines Gottes ging.«⁷

Die Freudentaler Juden waren, wie viele andere auch, dem württembergischen Königshaus sehr verbunden. Verständlich, wenn man sich erinnert, daß es die adligen Herrschaften waren, die den Juden Religionsfreiheit und Arbeitsmöglichkeit boten, wenn auch nicht gerade aus Nächstenliebe. In der Familie Marx wurde am Königsgeburtstag nicht gearbeitet und Vater Hirsch zog seinen Sonntagsanzug an und trug den Zylinder, was er sonst nur am Schabbat tat. Der Freudentaler Kriegerverein marschierte in Uniform mit Musik und Fahnen an diesem Tag vom Rathaus in die Kirche. Großvater Moritz hatte 50 Jahre früher wohl, wie erwähnt, weniger königstreue Gefühle. Alte Uniformteile im Hause der Eltern, – Julius Marx berichtete, sie stammten von seinem Urgroßvater – beflügelten den Jungen mit den Dorfkameraden zum Soldätes-Spielen in den nahen Wäldern Freudentals. Ulanenhelm und umgeschalltes Schwert imponierten unter den Jungen, wenn es mit großem Geschrei auf vermeintliche Feinde, Hexen, Kobolde in das Dickicht des Waldes ging. So entwickelte sich durch die Tradition am Ende des 19. Jh. »Für König, Volk und Vaterland« Freude und Begeisterung für das Soldatentum im jungen Julius. Er sagte am Ende seines Lebens dazu: »Zwei Elemente beherrschten seit jenen Jahren mein weiteres Leben: das Soldatentum und die Poeterei, das Soldatentum bis zum 30. Lebensjahr, die Poeterei bis zum 78. Lebensjahr, also bis heute. Ein Segen, daß es nicht umgekehrt kam.«⁸ Er meint, während der Hang zum Militärischen mehr von der väterlichen Seite stamme, verdanke er die poetische Ader der mütterlichen: »Nach dem überlieferten Vorbild der literarischen Landesmeister Schiller, Hölderlin und Mörike klemmte ich mir an manchen Sommerabenden ein Schulheft unter den Arm und pilgerte mit gespitztem Bleistift die Dorfstraße hinaus, erklimmte am Berghang ein lauschiges Plätzchen unter der Linde, die Landschaft hingebreitet vor meinen Blicken, versetzte mich in Trance und fabrizierte in solcher Umgebung und Stimmung Vers um Vers. Jüngling im Lande der Dichter.« Julius' Mutter Karoline war von den dichterischen Fähigkeiten offensichtlich sehr begeistert, da ihr Vater mit Berthold Auerbach aus Nordstetten befreundet war. Vielleicht sah sie in ihrem Lieblingsbuben einen zweiten Auerbach. Wie alle Juden in Freudental um diese Zeit lebte auch die Familie Marx treu den Weisungen der Toráh. Julius Marx berichtet in dem schon zitierten Buch ausführlich über Sabbat und die religiösen Feste.

»Freitagabend wurde zum Sabbat gerüstet. Der Vater schickte uns drei Buben aus zweiter Ehe (die erste Frau war im Kindbett gestorben) ins Dorf und an die Ausgänge des Ortes, um nach armen durchreisenden Ostjuden Ausschau zu halten. Sie wurden von uns Söhnen zu Tisch geladen. Der Vater wusch ihnen sogar vor der Mahlzeit die Füße und die Mutter reichte ihnen die erste Schüssel. »Der Fremdling an Deinen Toren«, so zitierte mein Vater allemal, »soll mit Dir die Segnungen des Sabbats genießen!« Es kam geradezu einem Unglück gleich, wenn wir einmal keinen armen Juden als Gast auftrieben. Die Sabbat-Geschichte begann eigentlich schon Freitag nachmittags. Wir hatten Botengänge zu den minderbemittelten jüdischen Frauen, zumeist Witwen des Dorfes, auszuführen. Wir brachten ihnen Wein und Kuchen, nicht selten auch Geld, das der Vater in Papier eingerollt hatte. Dann galt es, die letzten Geschäfts-Expeditionen zu erledigen, nämlich die letzten Pakete mit bestellten oder bereits verkauften Anzügen und Stoffen zum Postschal-

ter zu bringen und aufzugeben. Was innerhalb einer Woche bestellt und verkauft wurde, sollte noch in derselben Woche zum Kunden unterwegs sein. Eine Woche war eine geschlossene Einheit, ein historisches Maß, von alters her so eingerichtet. Zwischen Gastsuche und dem Gang zur Synagoge mußten wir Buben die Tortur der Säuberung über uns ergehen lassen. Mutters kräftige Hand schrubbte unsere Glieder und stutzte unser Haar. Wir waren danach jedesmal wie neu, kaum wiederzuerkennen. Auf dem Weg zum Gotteshaus gingen die beiden jüngsten Söhne links und rechts vom Vater. Der älteste Sohn begleitete, ja geleitete die Mutter. Der Anzugkragen scheuerte am rot geriebenen Hals. Der Magen knurrte. Vater trug als einziger im Dorf bei dieser Gelegenheit einen Zylinder. Er konnte sich's leisten und wollte sich's auch leisten. Eine stolze Familie schritt also zur Synagoge. Dort dauerte die Sabbatfeier nicht länger als höchstens eine halbe Stunde. Für uns Buben aber entstand jedesmal der Eindruck einer Ewigkeit. Hier also konnte man den Vorgeschmack der Ewigkeit erfahren. Dabei spukten im Kopf bereits die einzelnen Gerichte des Sabbat-Schmauses, reichten aus dem Gehirn bis auf die Zunge herunter, so daß einem oft mitten im Gebet ein Schnalzer über die Lippen entwischte.

Ich gestehe, daß dann die Realitäten des Essens selbst immer erneut alle vorausgegangenen Vorstellungen übertrafen. Das Zeremoniell des Abends war unverrückbar. Die Mutter sprach den Segen über die Kerzen auf dem silbernen Leuchter. Der Vater sang ein Lied in hebräischer Sprache. Wir Buben verstanden zwar nicht den Wortlaut, waren aber jedesmal tief beeindruckt. Es war, als hätte sich der Vater für dieses Lied eine besondere Stimme von weit her geliehen. Er hatte sie immer am Vorabend zum Sabbat parat. Sie gehörte zu ihm und war doch nicht von ihm. Er sang auch den Spruch des Segens über Wein und Brot. Das Volk Israel war zugegen und der Gott Israels war mit uns, obwohl wir weder dieses Volk noch diesen Gott sahen, nur den Abglanz davon, in den Augen der Gäste, des Vaters, der Mutter, der Brüder. Oft, wenn ich vor dem Spiegel stehe, suche ich in meinen Augen einen Funken dieses Abglanzes. Doch, er ist da, sticht ganz plötzlich aus dem Spiegelglas heraus, wenn ich nicht darauf gefaßt bin. Schneeweißes Linnen, glatt wie ein Schafsbau nach der Schur, lag auf dem Tisch, an den herabhängenden Seiten mit bunter Wolle bestickt. Die Mutter trug auf. Wir alle waren ihre Gäste. Der Vater war der Wirt und war doch auch Gast, war Wirt seiner Familie und Gast bei sich selbst. Es gab Nudelsuppe aus dampfender Terrine, Fisch auf flachen Ovaltellern, Siedfleisch und Kartoffelsalat in bemalten Porzellanschüsseln. War die Speisenfolge zum letztgenannten Gang vorgerückt, dann kam es zum obligatorischen Zank mit den Gästen, den polnischen Juden, die den Kartoffelsalat nicht anrühren wollten und damit ihr Gastrecht durch Mißtrauen gegenüber ihrem Gastgeber aufhoben. Nicht nur der Bauer, sondern auch der Jude ist eben nur das, was er kennt. Dabei gelangte nicht ein Gramm Schweinefleisch oder Schweineschmalz über die Küchenschwelle unseres Hauses. War schließlich der Frieden des Hauses wiederhergestellt, dann trank der Vater seinen Liter selbst gekelterten Weins aus silbernem Becher und ließ die Mutter Kuchen auf schilfgeflochtenen Tellern wie ein Friedensmahl herumreichen. So üppig wurde jedoch nur am Abend vor dem Sabbat gegessen. Mein Vater hatte für sieben Kinder zu sorgen, von denen vier bereits auswärts lebten, zur Lehre gingen, für die ein Lebergeld zu entrichten war, ganz abgesehen von den Unterhaltskosten für Miete und Verpflegung bei fremden Leuten. Mein Vater arbeitete hart. Doch er gab von dem, was er hatte, wenn Hilfe notwendig war. Er

teilte seinen Besitz mit den Bedürftigen, mochten es Juden oder Christen sein. Und so wiederholte sich jeden Sonntag unser Botengang vom vorausgegangenen Freitag, nur daß wir dann unsere Pakete mit Wein und Kuchen zu armen Christenfrauen trugen. . . .

Wer von unserer Familie in der Fremde lebte, kehrte Jahr für Jahr zu den Ostertagen ins Vaterhaus zurück, um gemeinsam mit den Eltern das Fest der Befreiung Israels aus ägyptischer Sklaverei zu feiern. Soweit ich jüdische Familien kenne, pflegten alle diesen Brauch, machten sich um diese Zeit alle ihre Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen auf den Weg der Heimkehr. Vor dem Fest wurde das ganze Haus von oben bis unten gesäubert. Alles Brot und was damit zusammenhing, galt es nach dem Gesetz wegzuschaffen. Acht Tage durfte anstelle des Brotes nur Matze (ungesäuertes Brot) gegessen werden, ein Brot, wie es unseren Vätern beim Zug durch die Wüste durch die Initiative des Moses in den Schoß fiel. Die eigentlichen Feierlichkeiten spielten sich im besten Zimmer unseres Hauses ab. Würdevoll saß der Vater, umgeben von der Familie, auf dem Sofa mit den grünen und roten Wollquasten. Er thronte wie ein Patriarch, die Augen entweder weit aufgerissen, wie in großer Erwartung, oder zurückgerollt hinter die buschigen Augenbrauen, als sollten sie verborgen, ja beschirmt werden vor zu grellem Licht. Mit getragener Stimme, die Kadenzen variierend, trug er viele Gebete und Sprüche vor. Zwischendurch stärkte er sich mit einem Schluck Wein aus silbernem Becher. Unter allen Bechern, die auf der Festtafel standen, zeichnete sich einer durch besondere Schönheit und Größe aus. Er wurde als erstes Trinkgefäß, und zwar vom Vater selbst, bis zum Rande mit Wein gefüllt. Doch keiner aus dem versammelten Kreise berührte diesen Becher und trank aus ihm. Er war für den Messias vorbereitet, falls er an diesem Abend bei uns eintreten sollte, um unser Gast zu sein. »Zur Halbzeit«, nach vielen Stunden des Gesanges und der Gebete, wenn wir Kinder von angestrengtem Geradesitzen schon so ermüdet waren, daß wir einzuschlafen drohten, wurde das Essen aufgetischt, reichlich und schmackhaft, mit vielen Gängen verschiedenster Art, festlich wie sonst an keinem Tag im Jahr. Eine Christenfrau servierte die Speisen. Dies geschah nicht etwa deshalb, um dadurch irgendwelche Herrschaftsverhältnisse zu demonstrieren, sondern in der weisen Absicht, auf alle Fälle einen christlichen Zeugen zu haben gegen den so oft geäußerten Verdacht, daß die Juden in ihren Seder-Wein das Blut eines Christenkindes mischen. Nach der Mahlzeit wurden die Gesänge und Gebete fortgesetzt, bis tief in die Nacht hinein.«⁹

Julius besuchte die jüdische Volksschule, die es schon seit Anfang des 19. Jh. in Freudental gab. Es war eine einklassige Schule in dem damals gerade umgebauten Rabinats- und Schulhaus in der heutigen Strombergstr. 16. Der jüdische Lehrer, auch Vorsänger für die Gottesdienste, war Leopold Friedmann aus Laupheim (1891–1904 in Freudental). Nachdem der Freudentaler Rabbiner Dr. Moses Haas 1887 verstorben war, wurde das Rabinat nicht mehr besetzt, sondern von dem Stuttgarter Rabbiner verwaltet. Das bedeutete aber, daß der jüdische Lehrer auch Rabinatsstellvertreter war. Die Kinder lernten im religiösen Bereich die hebräische Sprache, um spätestens an Bar Mizwa aus der Toráh-Rolle in der Synagoge vorlesen zu können. Einige Judenkinder gingen um 1900 nach den ersten vier Jahren in die Bönnigheimer Lateinschule. Sie wurden täglich von ihren Eltern mit der Kutsche hin- und zurückgefahren. Viele wollten ihre Kinder nicht mehr in dem traditionellen Händlerberuf sehen, sondern sie studieren lassen.

Julius Marx kam nach seiner Freudentaler Schulzeit gleich nach Heilbronn in das dortige Gymnasium. Zur gleichen Zeit war auch Theodor Heuss aus Brackenheim dort Schüler. Marx erinnerte sich an diese Schulfreundschaft, als er nach dem Zweiten Weltkrieg seinen ehemaligen Schulfreund als Bundespräsidenten wiedertraf. Julius wohnte in dieser Zeit in Heilbronn bei einer befreundeten Familie. Hier lernte er auch liberalere religiöse Auffassungen kennen, wie diese in den jungen, jüdischen Stadtgemeinden üblich waren. Diese prägten seine eigene spätere religi-



Abb. 1: Julius Marx, um 1905

öse Einstellung. Zu den Wochenenden, Feiertagen und Ferien war Julius weiterhin in Freudental. Er schloß das Gymnasium mit dem sogenannten Einjährigen (= Mittlere Reife) ab. Gegen den Wunsch seines Vaters ging er nun bei einem befreundeten Bankhaus in Karlsruhe in Bank- und Kaufmannslehre. Der Vater hätte es lieber gesehen, wenn sein Sohn das Gymnasium vollendet und dann ein Studium begonnen hätte. Den Militärdienst absolvierte Marx in Stuttgart, wozu ihm 1904 das Oberamt Besigheim bestätigte, daß er die deutsche Staatsangehörigkeit habe, da er »durch Abstammung die Eigenschaft als Württemberger besitzt«. Aus dieser Soldatenzeit erzählt Marx nur, daß er mehrere Tage »im Loch saß«, weil er auf der Straße seine Freundin küßte, statt den vorbeikommenden Offizier zu

grüßen. Seiner Mutter schickte er heimlich in der schmutzigen Wäsche verpackt böse Geschichten über die »Ungerechtigkeit der Mächtigen«. Sie war nicht nur entsetzt über den nun »vorbestraften« Lieblingssohn, sondern auch die rüden Ausdrucksformen in den in der Haft entstandenen »Freiheitsgesängen« ihres Dichter-Sohnes. Er beendete seine Militärzeit trotzdem als Unteroffizier der Reserve.

Nummer 112. L4

Königreich Württemberg.



Staatsangehörigkeits-Ausweis.
(Ausschließlich zur Benutzung innerhalb des Deutschen Reichsgebietes gültig.)

Dem hies. Kaufmann Julius Marx

geboren am 27 ten Februar 1888.

zu Leinfelden 9/a Rippstein

wird bescheinigt, daß der selbe und zwar durch Abstammung

die Eigenschaft als Württemberger besitzt.

Stuttgart, den 30 ten Febr 1904.

Königlich Württembergisches Oberamt:
W. Müller



Abb. 2: Staatsangehörigkeits-Ausweis, 1904

Nach 1910 begann Julius Marx, eine eigene Handelsfirma aufzubauen. Nach seinen eigenen Angaben florierte das Geschäft und er unterhielt mehrere Auslandsvertretungen in Frankreich, Nordafrika und Spanien. Dabei wohnte er teilweise in Zürich und Stuttgart. Wahrscheinlich handelte es sich bei den Geschäften um die Fortführung des väterlichen Leder- und Bekleidungsgeschäftes.

Julius Marx war vom ersten bis zum letzten Tag des Ersten Weltkrieges Soldat und erlebte an fast allen Fronten das Grauen, die Ängste, den Tod eines Massenvernichtungskrieges mit. Im Juni und Juli 1914 war er noch geschäftlich in Frankreich und erlebte bei Freunden die Angst vor einem Krieg, den man sich noch gar nicht vorstellen konnte. Aber auch die ganze Vorbereitungshektik auf französischer Seite bekam er zu sehen. Den Stellungsbefehl in der Tasche, gelangte er über Zürich nach Hause. Er schilderte den Abschied von seinen Eltern: »Sie werden mich doch nicht zurückhalten wollen, mir eine Szene machen? Wie ich in das Zimmer trete, sehe ich auf dem Tisch die Wäsche liegen, die ich als Soldat getragen habe, warme Strümpfe, von der Mutter gestrickt – nichts fehlt. Sie weint. Mein alter Vater schluchzt. Dann sprechen wir von gleichgültigen Dingen. – Alles schläft. Ich packe und schleiche davon.«¹⁰ Am 2. August ist er in Stuttgart beim Ersatzbataillon des Infanterieregimentes 121, am 18. August in den Vogesen. Marx führte während des Krieges genaue Tagebuchnotizen, die er erst in den 1930er Jahren zu einem Kriegstagebuch zusammenfaßte. Als Leiter einer Munitionstransporteinheit erlebte er den Krieg, das Sterben von einer der grausamsten Seiten, denn der Weg zu den vordersten Fronten bei oft intensivem Artilleriefeuer war sehr gefährlich und verlustreich. Er setzte sich dabei für seine Kameraden ein, half Gefangenen und der Bevölkerung. Es gab aber auch viele Anfeindungen, Sticheleien und anderen Ärger mit Vorgesetzten, weil er Jude war. Das böse Wort vom »feigen Juden« ging um. Allerdings halfen ihm auch Vorgesetzte und unterbanden diese Hetze. So wurde er bald Vizefeldwebel, Offiziersaspirant und bekam das Eiserne Kreuz II. Klasse. Anfang des Krieges schrieb Marx folgendes Gedicht:

*Grab im Mondenschein
Auf der weiten Halde
hielt der Tod die Mahd.
Still am nahen Walde
liegt mein Kamerad.
Muß ihn nun begraben
an des Waldes Rand –,
krächzend fliegen Raben
über's stumme Land.
Ach, so viele Krähen
ziehen hier vorbei –
wird mich's morgen mähen?
Ist ja einerlei.
Heute – morgen – balde
scharrt man mich wohl ein.
Krähen überm Walde,
Grab im Mondenschein.¹¹*

Nachdem Marx 1914 und 1915 in den Vogesen, in Belgien und Nordfrankreich eingesetzt gewesen war, kam seine Einheit 1915 nach Masuren und Nordpolen, um gegen die Russen zu kämpfen. Er berichtete vom Einmarsch und Erlebnissen in dem von vielen Juden bewohnten polnischen Städtchen Tykocin:

»22. August 1915. Tykocin ist mittags genommen worden. Wald, Sumpf, kleine Seen, blaue Dünste in der Dämmerung. Granaten hauen jäh auf unsere Straße. Das Pulver reizt uns noch die Nasen, da uns in den Gassen von Tykocin Jüdinnen begegnen, hübsch, Schuhe mit hohen Absätzen, Seidenstrümpfe. Ich grüße. Die Mannschaft glotzt. – Keiner sagt ein rüdes Wort – alles dreht die Köpfe zurück: Seidene Strümpfe! Marktplatz: Juden, Juden, lange Bärte, Schläfenlocken, Kaftane, breitrempige Hüte. »Gott sei gelobt!«, gehts durch die Schar. Geplündert haben die Russen, was nicht niet- und nagelfest war, zum Niederbrennen des Städtchens hat es scheints nicht mehr gereicht. Frauen und Kinder, höre ich, sind, aus Furcht vor den Kosaken, seit Tagen fast ohne Nahrung in der Synagoge. »Kosaken!« – Für diese Juden die Gewalt – das Gräßliche – das Ende. Nun ziehen Menschen ein in dieses Nest, die jene Mächte vor sich herjagen. Deutsche, als Befreier begrüßt! Welche Genußgenuss, welche Dankbarkeit auf diesen schreckdurchgerbten Gesichtern! – Gesichter von –? »Menschen im Sperrfeuer« –! – ja freilich: Liegt diese Gemeinschaft nicht unter den Geschossen des Hasses seit Jahrhunderten? –

Das Dienstliche ist erledigt. Es ist Nacht. Ich gehe zur Synagoge von Tykocin. Vor ihr sprechen Graubärte das Gebet bei Neumond. Ich geb mich ihnen als Glaubensgenossen zu erkennen. »Ä Jid, ä Jid«, gehts da von Mund zu Mund. Gleich führt man mich ins Gotteshaus. Flackernde Kerzen in der düsteren Vorhalle, ein erhöhtes Lager – ein schwerverwundeter Jude liegt darauf, weißes Leinen deckt den zuckenden Leib, auf den Lippen steht Schaum – das Zucken kenn ich, ich kenne den Schaum – – Um den Verscheidenden stehen Weißbärtige, hüllen ihn ein in Sterbegebete wie in dunkle Musik. Am Fuß der Bahre kauert die Frau mit acht Kindern und schluchzt vor sich hin. Betraum – welch ein Anblick: Halbdunkel, Frauen, Möbel, Kinder, Gebetbücher, Bettzeug, alte Männer – ein Durcheinander, erregt und erregend, Weiberweinen, Kinderschreie – und die Luft zum Schneiden dick und übel, wie der Atem eines Kranken – am »Almemor« der Rabbiner, mit erstickter Stimme betend, um ihn Alte; sie murmeln leise, haben die Arme in die Gebetmäntel verschlungen, neigen sich vor Unsichtbarem – Wie ein großes Seufzen strömt mir ihre Andacht entgegen – An meinen Vater muß ich denken, an meinen alten, frommen Vater, immerfort ----- indes es um mich geht, wie ein Lauffeuer: »Ein jüdischer Offizier!« ----- indes man mich umringt, mit Fragen bestürmt, meine Hände zu fassen versucht ----- »Am Schabbes sind sie gekommen in die Schul, haben gesagt, wir hätten ein Telefon, telefonierten mit den Deutschen, geprügelt haben sie uns, bestohlen haben sie uns, die Schul haben sie wollen anzünden....« Ob sie wiederkommen, die Russen???

»Nein, sie werden nicht wiederkommen.« »Gelobt sei Gott, sie kommen nicht wieder, sie kommen nicht wieder, gelobt sei Gott! --« Ein Freudenruf. Die am Almemor beten ruhig weiter. Ob man wieder nach Hause könne? »Ja, geht heim, morgen früh.« Als hätte ein Prophet gesprochen, ist das: Die Frauen geben mir Kosenamen, die Männer drücken meine Hand, ein junges Mädchen küßt sie, junge Burschen umringen mich, reden eifrig auf mich ein – vom Almemor weg tritt der Rabbiner mit ausgestreckten Händen auf mich zu, spricht inbrünstig den Segen über mich -- wie mich das drückt! -- wenn nur mein Vater hier wäre und mir tragen hülfe -- diesen unverdienten Dank all der Menschen – und die guten Wünsche, die sie mir nachrufen – Sorgsam fassen mich zwei in Gebetmänteln unter den Armen und führen mich – es ist mir irgendwie wohl, daß sie mich stützen, diese Alten. Bei meinem Wagen finde ich einige Postpäckchen für mich. Alles her und nochmals in die »Schul«. Wieder steht eine Gruppe davor – ergreifend,

diese Andacht im Dunkel! – Ich möchte unter die da treten, sagen: ›Ich bin elend, Schrecken und Hoffnungslosigkeit auch auf mir – betet für mich!‹ Schwarz steht der Bart um das aufgedunsene Gesicht des Sterbenden in der Vorhalle – er röchelt schwer, Eiter quillt ihm aus der Nase, man leuchtet mit Kerzen her – der Atem wird schwächer – die Farbe schwindet – Im Betraum verteile ich meine Sachen. Bettelndes Geschrei – Kinder streckt man mir entgegen, die seit Tagen kaum etwas gegessen haben, – jeder bittet für einen anderen: Für die Mutter, den alten Vater, für das Kind – im Nu ist alles verteilt, und ich habe Mühe loszukommen. Die Leiche in der Vorhalle ist zugedeckt. Frau und Kinder des Toten schreien, schreien ---«¹²

Später war er wieder an der Westfront: Verdun, Reims, Somme, Flandern, dann in Italien und schließlich wieder in Frankreich. Als er 1916 bei der Somme-Schlacht den Brief einer Ehefrau eines toten Kameraden las, in dem nur belanglose Dinge standen, schrieb er in sein Tagebuch: »Wißt ihr zu Hause denn so wenig von unseren Qualen? Wißt ihr, was es heißt, über Tote hinwegzustolpern, das Grauen vor dem Brüllen und Tosen zu überwinden, sich keuchend, von Entsetzen gepeitscht, durchs Trommelfeuer zu schleppen? Wißt ihr, was es heißt, tagelang den Gestank der Leichen, Gas und Pulverdampf einzuatmen, wachend und schlafend den Tod zu ahnen, in allen Gestalten von ihm verfolgt zu werden – in gläsernen Augen, erstarrten Fäusten, zerfetzten Leibern ihn zu erblicken? Die Heimat hat uns verlassen, bevor der Kampf zu Ende ist.«¹³



Abb. 3: Julius Marx mit Familie. Von links nach rechts: Hermann Barth, Klara Barth geb. Marx (Schwester), Karoline Marx (Mutter), Julius, Hirsch Marx (Vater), Albert Marx (Bruder), unbekannte Person, um 1918

Im Juli 1917 wurde er Leutnant der Reserve, im April 1918 schwer verwundet, was ihn für sein ganzes Leben behindern wird. Sein Bataillonskommandeur schickte Julius Marx das Eiserne Kreuz 1. Klasse ins Lazarett nach, nachdem er es schon einmal abgelehnt hatte.

»Dann aber wurde der Orden dem im Fieberwahn zu Bette liegenden Verwundeten kurz und bündig ans Lazarethemd geheftet.« Vier Monate verbrachte er dann in Lazaretten, zum Schluß in seinem Heimatort Freudental, da das Schloß



Abb. 4: Julius Marx als Leutnant d. R., 1917

damals Erholungsheim für verwundete Soldaten war. Das Kriegsende erlebte er als wiedergenesener Soldat im Ersatzbataillon und kam nicht mehr an die Front. Ende Februar 1919 wurde er entlassen.

1919 starb Hirsch Marx, der Vater, in Zürich und Julius konnte mit seinem Erbe eine Großhandelsfirma für Autoersatzteile und Autozubehör aufbauen. Bald hatte er eine Reihe von Monteuren im Außendienst, die alle gleiche Arbeitskleidung in leuchtenden Farben mit Mütze und der Firmenbezeichnung »Marx und Co.« trugen. Marx bemühte sich um möglichst risikofreie Verbesserungen der Autos. So stattete er seine Wagen als erster mit Winkern für das Abbiegen aus. Er überlegte sich auch schon, wie man Autos und Garagen mit Heizungen ausstatten könnte. Er fabrizierte den ersten Zigarettenanzünder für Autos. Mit seinem technischen Direktor Friedrich Münz konnte er mehr als 20 Patente zur Verbesserung verschiedener Details anmelden und in seiner Firma umsetzen. Dabei vergrößerte er sein Unternehmen ständig. Die Firma hatte Auslandsvertretungen in Italien, der Schweiz und Frankreich. 1928 hatte er 600–800 Kunden. Julius Marx war in seiner Firma zugleich Finanz-, Produktions- und Vertriebsleiter. Mit Autosonnenbrillen passierte ihm Folgendes:

»Vor dem Antritt einer Geschäftsreise erhielt ich mit der Frühpost das Muster einer neuartigen Autobrille, die am oberen Rand ein zusätzlich aufklappbares Sonnenschild besaß. Ich mokierte mich zwar über diese technische Spielerei, steckte aber das Muster ohne Wert in die Manteltasche und fuhr los. Als ich mich in Ingolstadt, meiner ersten Station, mit dem Mercedes-Vertreter Braunsmaendl unterhielt, parkte vor dessen Laden mit viel Getöse und gewollter Bravour ein Mercedes-Sportwagen, keine schlechte Marke. Ein etwas düster aussehender Kerl, dunkles Haar mit Schmachlocke, einen kleinen borstigen Schnauz unter der Nase, die Stirn so blaß wie der Staubmantel und die Staubmütze, die er trug, betrat mit raschen, gewollt harten Schritten das Geschäft und wurde von Braunsmaendl wie ein mächtiger Kumpan begrüßt. Die Unterhaltung war kurz und bündig. Der aus München kommende Fremdling befand sich auf dem Weg nach Berlin. Er sprach jeden Satz aus dem Kehlkopf heraus und wie im Befehlstone. Er wollte eine Autobrille mit Sonnenschirm haben. In ganz München sei so etwas nicht aufzutreiben. Braunsmaendl war es peinlich, damit ebenfalls nicht dienen zu können. Da zog ich mein Muster ohne Wert aus der Tasche und gab es dem düsteren Gesellen. Der strahlte übers ganze Gesicht und gab mir die Hand, nannte mir seinen Namen, den ich aber nicht verstand, während er sich über den meinen amüsierte. Eine Bezahlung lehnte ich ab. Schließlich handelte es sich um ein Muster ohne Wert. Ich tat das alles, um mir bei Braunsmaendl, dem ich sichtlich aus einer Verlegenheit geholfen hatte, bessere Geschäftschancen zu schaffen. Der Fremdling verließ den Laden und sprang in den offenen Wagen, den inzwischen mehrere Passanten umringt hatten. Er zeigte seinen Begleitern die Brille. Ich hörte ihn auch meinen Namen nennen, woraufhin alle grölten. Eine Staubwolke hinter sich lassend, brauste das Gefährt in Richtung Berlin davon, während die Passanten mit erhobenen Händen dastanden. »Und wer, um alles in der Welt, fragte ich Braunsmaendl, »war dieser Betreffende?« »Das war unser Hitler,« entgegnete er, während ich lachen mußte, weil mir immerzu mein Name durch den Kopf ging.«¹⁴

Marx war ein sozial denkender Unternehmer. In der Inflation zahlte er die Löhne seiner Mitarbeiter schon immer eine Woche voraus, damit diese sich Lebensmittel u. a. schon vor der nächsten Abwertung kaufen konnten. Daß er da beim Indu-

striellen-Verband nicht gut angesehen war, ergab sich. Aber in Marx' Firma wurde nie gestreikt, was auf ein gutes Verhältnis und Klima zwischen Chef und Belegschaft schließen läßt.¹⁵

»Die goldenen 20er« endeten auch für Julius Marx. Hatte er die Inflation 1923 gut umschiff, traf die Weltwirtschaftskrise 1930 seine Firma hart. Die Judenhetze der Nazis veranlaßte amerikanische Geldgeber, ihr Kapital aus Deutschland abziehen oder kein neues zu investieren. So zog ein nach der Krise eingestiegener amerikanischer Investor kurzfristig sein Kapital aus dem Marx'schen Unternehmen zurück.

1932 gab Julius Marx einen neuen Hauptkatalog 1932/33 der »Julius Marx u. Co.« Stuttgart, Großhandel in Kraftfahrzeug-Zubehöre heraus. Auf 140 Seiten fand man in Wort und Bild alles, was für Autos oder Motorräder nötig war. Seine Firma wurde aber innerhalb Deutschlands durch die Nazihetze »Bei Juden kauft man nicht!« erheblich boykottiert.

Am 1. 2. 1934 verkaufte Marx sein Warenlager und seine Verkaufsrechte an die Ludwigsburger Firma »Kumpf und Zwicker« für 15 000 Reichsmark. Die neue Firma hatte dann als Großhandel für Kfz-Zubehör einen jährlichen Reingewinn von 15–20 000 Mark. Marx behielt sich aber für die Schweiz, Holland und Spanien Verkaufsrechte vor. Durch die schon geschilderten Umstände kam es 1932 zu einem Vergleich mit den Gläubigern. Wenn auch die »Reichsverordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben« erst im November 1938 herauskam, setzten NSDAP und Regierung seit 1933 jüdische Unternehmer unter Druck, um die »Arisierung der deutschen Wirtschaft« zu erreichen. Julius Marx sagte bei den Wiedergutmachungsverhandlungen 1954: »Das Ganze wäre leicht das Doppelte wert gewesen, wobei die vorhandene Kundenkartei gar nicht berechnet wurde.«¹⁶

»Herr Bergmann bezahlt«

1920 verheiratete sich Julius Marx mit Andrée Julie Woog (geb. 10. 4. 1898 in Paris), die mit Mutter und Stiefvater Siegmund Kahn in Stuttgart lebte. Die bildhübsche und attraktive junge Frau war vielleicht Schauspielerin oder Sängerin. Kennengelernt hat sie Marx über die Freundschaft mit Fred Pollack, der später bis 1933 Professor für Soziologie in Frankfurt war. Geheiratet haben Andrée und Julius nicht nur standesamtlich, sondern auch traditionell unter einem jüdischen Hochzeitsbaldachin, denn Andrée war Jüdin. Sie engagierte sich in der Marx'schen Firma vor allem sozial: Sie besuchte kranke Arbeiter oder deren Frauen.

Marx war in den 1920er Jahren nicht nur »Unternehmer in Sachen Auto«, sondern auch ein leidenschaftlicher Verehrer der Literatur und des Theaters. Alle damaligen namhaften Größen Stuttgarts und im süddeutschen Raum kannte er, verkehrte mit ihnen oder sie waren im Hause Marx zu Gast, wobei auch seine hübsche, geistvolle junge Frau Andrée eine wichtige Rolle spielte. »Ihr gelang es, unsere Villa in der schwäbischen Metropole zu einem Treffpunkt, ja Zentrum aller ansässigen Schauspieler, Regisseure und Musiker zu machen.« Albert Kehm war damals Generalintendant des Württ. Landestheaters. Durch ihn lernte Marx Bernhard Diebold kennen, den maßgeblichen Theaterkritiker und leitenden Redakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Uraufführungen wie die von Alfred Neumann wurden im Haus Marx heiß diskutiert.

Julius Marx unterstützte schon damals junge Talente: Richard Strauß, Hans Pfitzer und Werner Krauss gehörten zu seinem Freundeskreis.

Auch versuchte sich Julius Marx selbst mit einem Theaterstück »Herr Bergmann bezahlt«, ¹⁷ das in Stuttgart aufgeführt werden sollte, nach 1933 jedoch unterdrückt wurde. Das Stück ist ein breitangelegtes Lustspiel in fünf Akten, in dem die Tochter eines reichen Generaldirektors arme Künstler unterstützt. Dabei wird die reiche Gesellschaft der 1920er Jahre mit dem proletarisch denkenden Künstlermilieu konfrontiert – nicht ohne Komplikationen auf beiden Seiten. Das Finanzamt ist hinter Herrn Bergmann her, sein Van Gogh-Bild ist eine Fälschung, die Maler werden als Betrüger zwischendurch verhaftet. Aber schließlich endet alles versöhnlich: Tochter Mabel heiratet Maler Abel und Daddy Bergmann bezahlt das Bild eines unbekanntes Künstlers. In dem Stück kommen zwei Lieder vor. Das Barrikadenlied tragen die Künstler als verkleidete Theatergruppe im Hause Bergmann vor:

*»Aus Kerkers Not und Ketten,
versklavt von Geld und Macht,
kann nur der Kampf uns retten:
drum, Brüder, habet acht.*

*Erstürmt die Barrikaden
verdammter Sklaverei!
Vorwärts, Ihr Kameraden!
Fortuna, steh' uns bei.«*

Das Fortuna-Lied zieht sich mit mehreren Strophen und Refrain durch das ganze Lustspiel:

*»Fortuna, die ein Mädchen ist,
liebt Künstler und Soldaten.
Die einen machen Gold aus Mist,
die anderen tuen Taten.
Die Taten deckt der Staub der Zeit,
das Gold bleibt klar in Ewigkeit.*

*Künstler sind Fortunas Kinder,
und Fortunas Kugel rollt.
Sie ist blind, das sieht ein Blinder,
stürzt den Weisen, krönt den Sünder;
Künstlern ist sie immer hold.*

*Fortuna ist ein schlechtes Weib,
und falsch sind ihre Schwüre.
Sie hätschelt uns zum Zeitvertreib,
schmeißt dann uns vor die Türe,
zeigt ihr Gesicht für kurze Zeit,
den hintern Kopf für Ewigkeit.*

*Künstler sind Fortunas Kinder,
und den Kindern gibt man Prügel,
und die Prügel fühlt ein Blinder
und kein Jammer hilft dem Sünder,
und kein Engel leiht ihm Flügel.*

*Fortuna schwindet gleich die Zeit,
Dir sind wir in Ewigkeit.*

*Künstler sind Fortunas Kinder,
und Fortunas Kugel rollt.
Hat sie lang genug gegrollt,
lächelt sie dem neu'gen Sünder.
Wer sie blind nennt, ist ein Blinder,
Künstlern ist sie treu und hold,
Künstler sind Fortunas Kinder.»*

Das Stück ist ein guter und eindrücklicher Beleg für Marx' Sympathie und Engagement für Theater und Dichtkunst. »Wenn Kunst überhaupt einen Sinn haben soll, dann wohl den, mehr über die Dinge zu sagen, als am Tage liegt, dem Leben gegen die Erstarrung zu helfen, mit der die Materie immer wieder sein Herr zu werden versucht. Nicht die Materie darf Herr sein – der Geist ist der Herr! Ja, Revolution für die Würde der Kunst, die die Würde des Menschen ist. Es geht nicht um uns dabei, es geht um den Geist. – Frei müssen wir sein; ohne Furcht vor dem Hunger des nächsten Tages frei und ehrlich sagen können, was wir denken und fühlen. Sonst sind wir nur klägliche Komödianten, die mit kurvendem Bauch ihre Witze reißen, indes Ihr wohlgenährt in der Loge sitzt und Euch amüsiert.« Diese Gedanken des Malers Kind in »Herr Bergmann bezahlt« sind zentrale Punkte von Marx' Kunstverständnis und Bekenntnis.

Anfang der 1930er Jahre traf Julius Marx den Schriftsteller Erich Maria Remarque in Berlin. Julius Marx hatte damals schon die Idee, die er später in seinem »Thema-Verlag« verwirklichte, Filmrechte von interessanter Literatur zu vermitteln. Der Roman »Im Westen nichts Neues« motivierte Julius Marx, seine steckengebliebenen eigenen Kriegstagebuchnotizen wieder auszugraben und diese Kriegserlebnisse zu veröffentlichen. So entstand sein »Kriegstagebuch eines Juden«. Freunde – so Albert Kehm – beurteilten es sehr gut, aber Kriegsliteratur war damals häufig auf dem Büchermarkt und bis ein Verleger gefunden werden konnte, kamen die Nazis an die Macht. Zu politischen und wirtschaftlichen Sorgen kamen Anfang der 1930er Jahre persönliche: Andrée verließ ihn mit dem gemeinsamen Jugendfreund Fred Pollock, ging nach Amerika, heiratete und starb 1939. Julius Marx hat diesen Verlust sein Leben lang nicht überwunden. In seiner Züricher Wohnung hing bis zu seinem Tode ein großes Ölgemälde seiner Frau aus den 1920er Jahren, das die ganze Schönheit dieser jungen Frau zeigte. Im Testament verfügte Marx, daß Andrées zweiter Mann das Bild bekommen sollte. In Marx' Nachlaß fand sich ein Gedicht zu Andrées Tod:

Dein Grab

*Unter einem Meer von Blüten
Die wie schneegeballte Sterne
Aus dem eignen Licht erglühten
Sucht ich Dich in weiter Ferne.*

*Sah aus dunkler Grabeshöhle
Leuchten Deine reine große*

*Erdenferne Menschenseele,
Schimmernd gleich dem Tau der Rose.*

*Legt den Grabesstein zur Seite,
Gebt der Sonne frei die Erde –
Meinen Tränen – meinem Leide,
Daß die Scholle fruchtbar werde.*

*Daß dem Keim in ihrem Schoße
Meine Sehnsucht sich vereine
Und im Seelental der Rose
Dann Dein strahlend Bild erscheine.¹⁸*

Der Thema-Verlag

Nachdem sich Julius und Andréé Marx in gegenseitigem Einverständnis hatten scheiden lassen und die »Julius Marx und Co.«-Firma »arisiert« worden war, mußte er 1935 ziemlich »Hals über Kopf« Stuttgart verlassen. Marx erzählte über seine Emigration selbst keine Einzelheiten, nur daß er sich neben seinem Jude-Sein politisch zu deutlich exponiert hätte. Bei einer früheren Nordafrika-Reise lernte er in Marokko zwei deutsche Fremdenlegionäre kennen, denen er durch das Schenken von Zivilkleidern zur Flucht verhalf. Einer davon, inzwischen bei der Stuttgarter Polizei, hatte Julius Marx 1935 vor der vorgesehenen Verhaftung heimlich gewarnt. Zunächst nahm ihn seine in Zürich lebende Stiefschwester Klara Barth auf und half ihm wirtschaftlich. Ab Mai 1935 wohnte Marx dann ständig in Zürich in der Beethovenstraße. Durch den schon erwähnten Sigmund Kahn, der noch 1937 in Stuttgart wohnte, konnte Marx noch etwas Eigentum in die Schweiz bekommen.

	J. MARX & CO. STUTTGART GROSSHANDEL IN KRAFTFAHRZEUG-ZUBEHÖR Telefon 41657 und 41658 Telegramm-Adresse: Jmar	
Postcheck-Konto Stuttgart Nr. 9850 – Commerz- und Privatbank Stuttgart, Konto Nr. 6641 – Städt. Girokasse Stuttgart: Konto Nr. 1224		

Artistische Leitung:
Dr. Bernhard Diebold

THEMA

Verkaufs-Leitung
Julius Marx

FILMSTOFF - VERTRIEB * ZÜRICH
JULIUS MARX

Telegr.-Adr.: Themafilm Zürich
Telephon: 59.075

ZÜRICH (Schweiz), den 13. Juni 1938.
Beethovenstr. 49

Abb. 5: Briefköpfe von Marx' Firmen, um 1930, 1938

1937 baute Julius Marx mit Bernhard Diebold, der nun ebenfalls in die Schweiz emigriert war, in Zürich den »Thema-Verlag«¹⁹ auf. Dabei ging es um den Vertrieb von Filmstoffen. Literatur namhafter, vor allem deutscher Autoren, die größtenteils mittellos im Ausland als Emigranten wohnten, wurde dabei Filmgesellschaften angeboten. Da Julius Marx' Bruder Albert in New York als Filmagent für verschiedene Hollywood-Filmgesellschaften arbeitete, ergaben sich hier Verbindungen. Während Diebold die künstlerisch-inhaltlichen Probleme bearbeitete, hatte Julius Marx das Geschäftliche zu erledigen. Daraus ergab sich eine umfangreiche Korrespondenz, daraus erwuchsen auch Freundschaften. Thomas Mann, Alfred Döblin, Alfred Neumann, Fritz Hochwälder, Stefan Zweig, Arthur Schnitzler, Lion Feuchtwanger, Werner Bergengrün, Remarque und vor allem Georg Kaiser sind hier zu nennen. Die Geschäftsbeziehungen gingen aber nicht nur in die USA, sondern auch nach England, Frankreich, Italien und noch nach Deutschland. Walter Huder faßte später zusammen: »Die Marx'sche Wohnung in Zürich wurde so zu einem Treffpunkt, wenn nicht sogar Asyl deutscher Emigranten, von denen nicht wenige Rat und Hilfe bei dem tüchtigen, immer planenden und literarisch begabten Schwaben fanden.«^{19a} Inwieweit diese Vermittlungen Erfolg hatten, läßt sich nicht mehr ermitteln, doch zeigt der Schriftverkehr, wie kompliziert dieser Verkauf von Filmrechten war. Bei dem Stoff von K. Elwenspoek »Rinaldo Rinaldini« z. B. berichtete Julius Marx sehr ausführlich darüber. Als dann alles unter Dach und Fach war, starb der Star. Wegen eines Films »Krieg und Frieden« und auch anderer Projekte verhandelte er mit Erwin Piscator 1938 in Paris. Oft scheitern die Vorschläge an den vielseitigen Honorarkosten. Wegen dieser Filmgeschäfte war Marx wiederholt auf Geschäftsreisen und bei den Filmfestspielen in Venedig.

»Die Legion der Verdammten«

Neben diesem Engagement, emigrierten Schriftstellern, Schauspielern und Regisseuren durch den Thema-Verlag eine neue Existenzgrundlage zu geben, versuchte Julius Marx noch durch eine andere Idee, sich für die Emigranten einzusetzen. Durch die Okkupation Österreichs hatte sich die Zahl der Emigranten auch in Frankreich erheblich erhöht. Durch gute Beziehungen zu hohen Kreisen der französischen Regierung schlug Marx dem französischen Minister Paul Reynaud 1938 eine »Jüdische Legion« innerhalb der französischen Armee vor. Er hoffte, daß Emigranten im Falle eines Krieges nicht als feindliche Ausländer abgeschoben würden. Daß deutsche Emigranten in Frankreich vor dem Krieg schon als solche angesehen und oft nach Deutschland abgeschoben wurden, erlebte Julius Marx an seinem Bruder Louis. Nur durch seinen Einfluß gelang es, ihn aus der Haft zu bekommen und mit einem Schweizer Visum noch rechtzeitig in die Schweiz zu holen. Marx hinterließ zu diesem Gedanken und der Problematik der damaligen französischen Politik einen umfassenden französischen Briefwechsel. Er selbst wäre bereit gewesen, als Offizier in dieser Legion in einem bevorstehenden Krieg gegen Deutschland zu kämpfen. Seine französischen Freunde waren von dem Plan sehr angetan. Doch der französische Generalstab wollte keine deutschen Juden in der französischen Armee und die Beschwichtigungspolitik von Chamberlain und Daladier 1938 in München ließ aus der Jüdischen Legion nichts werden. Julius

Marx verarbeitete dann diesen Gedanken literarisch in einem Manuskript für ein Hörspiel »Die Legion der Verdammten«,²⁰ das er wohl 1940 verfaßte. Der Entwurf trägt autobiographische Züge. Es finden sich alle Überlegungen wieder, die in dem erwähnten Briefverkehr vorkommen, auch die Personen stammen aus seinem persönlichen Bekanntenkreis. Er selbst als Julius Frank, sein Bruder als Albert Frank und seine ehemalige Frau als Filmschauspielerin Andrée Laroche spielen die Hauptrollen. – Auch später während des Krieges verfolgte Marx die Idee weiter.

Kurz vor dem Kriegsbeginn gelang es Julius Marx, sein »Kriegstagebuch eines Juden«²¹ im Züricher Liga-Verlag zu veröffentlichen. Gerade zu dem Zeitpunkt, in dem Hitler-Deutschland skrupellos den Zweiten Weltkrieg entfesselte und angeblich gegen das sogenannte »internationale Weltjudentum« kämpfen mußte, zeigte ein Freudentaler als deutscher Jude durch seinen Kriegsbericht die fundamentale Verlogenheit eines Massenvernichtungskrieges. Das sahen die Schweizer Presse, Thomas Mann sowie einige seiner Freunde als die Hauptaufgabe der Veröffentlichung dieses Buches an.

Das Schweizer Exil

Ein paar Wochen später verlor Julius Marx jegliche Arbeitserlaubnis – so auch für den Thema-Verlag – und wurde auch für die Schweiz zum »feindlichen Ausländer«. Damals sahen die Schweizer Behörden das Land für Emigranten als bloße Transitstation: die Strategie war, daß diese möglichst rasch in ein anderes Land weiterreisen sollten. Für sie galt – unter Androhung der Ausweisung – absolutes Arbeitsverbot, auch durften sie sich politisch nicht betätigen. Es wurde zwischen politischen und rassischen Flüchtigungsgründen unterschieden, wobei bis 1944 rassische Flüchtlinge auch immer wieder nach Deutschland abgeschoben wurden. »Das Boot ist voll!« war in den 1940er Jahren in der Schweiz ein geflügeltes Wort. Julius Marx mußte sich halbjährig bei der Fremdenpolizei melden und wurde dann immer wieder »toleriert«. Mehrmals drohte ihm – wie vielen anderen – die Abschiebung. Trotz des Verbots, sich politisch zu betätigen, kritisierte er als Mitglied des Internationalen Schutzverbands deutschsprachiger Schriftsteller und des deutschen PEN-Clubs in London mehrmals in Leserzuschriften der Züricher Zeitschrift »Der Aufbau« die Schweizer Asylpolitik. So in dem Artikel: »Also sprach Bundesrat Pilat«.²² Mit scharfen Worten wirft er jenem Regierungsmitglied der Schweiz vor: Gottes Liebe gilt nur für Nichtjuden! Flüchtende Juden werden an Schweizer Grenzen abgewiesen und damit in den Tod geschickt. 1943 wurde Marx' Schwager, der Mann seiner Stiefschwester Ester, Dr. Max Hommel aus Stuttgart, in Theresienstadt ermordet.

1941 schrieb Marx in sein Tagebuch: »Ich werde ab heute mein Tagebuch zu einem Kontobuch meines Beitrages zur Zerstörung des Faschismus machen.«²³ Dabei entschied er sich eindeutig für sein Vaterland Deutschland, aber gegen die Hitlerische Diktatur, die ganz Europa bedrohte. »Ich werde die Möglichkeit haben, Sand in die Kriegsmaschine der Faschisten zu streuen.« Julius Marx kannte einen ehemaligen Frontkameraden, einen Kapellmeister, der 1941 im Reichspropagandaministerium in Berlin saß. Dieser hatte sehr gute Informationsquellen und »berichtete« Marx verschlüsselt über das Neueste aus Berlin. Es gibt im Briefverkehr dazu die »Schlüssel«. Bestimmte Theater- oder Konzert-Kritiken gaben

Stimmungsbilder über die Meinungen zum Krieg in der Berliner Bevölkerung wider, aber auch konkrete militärische Vorbereitungen deutscher Truppen in Europa, vor allem gegen die UdSSR. Es wurden aber auch Truppenübungsplätze in Österreich, militärisch wichtige Luftangriffsziele in Süddeutschland und spezielle Truppenvorbereitungen für einen Einsatz in Afrika weitergegeben. Diese Dossiers liefen über eine ehemalige gemeinsame Freundin in die Schweiz. Zum Teil kam aber auch der Informant nach Zürich. Marx übergab diese Informationen

nr. 336

Deutsches Reich



Heimatschein
(für den Aufenthalt im Ausland)

Der *Lehrer*
Israel Julius Marx
geboren am *21. Februar* 1888 in *Kreuzenthal*,
sowie seine *Wife* *Wife*, geborene *Wife*
und folgende von ihm kraft eierlicher Gewalt gesetzlich vertretene Kinder:
1. _____, geboren am _____ in _____
2. _____, geboren am _____ in _____
3. _____, geboren am _____ in _____

befähigt die Reichsangehörigkeit.
Diese Befähigung gilt bis zum *26. November 1941*
Ludwigsburg, den *26. November* 1940

Der Landrat
Im Auftrag *Marx*
Regierungsverwalter



Julius Marx
(Unterschrift des Inhabers)

Gebühr (Geb.-Verz. Nr. 39 Ziff. 7) *5.- RM*
Ueberechnung zur Gebührrechnung Nr. *336/40*

*Der Inhaber hat den Heimatschein, der er für einen ausländischen Aufenthalt vorlegt, eigenhändig zu unterschreiben.

F 27 m. 3. 2. 1930

Abb. 6: Heimatschein des Landrats in Ludwigsburg für Julius Marx, 1940

jeweils sogleich dem britischen Konsulat in Zürich. In den erwähnten Unterlagen gibt es auch dazu eindeutige Schriftstücke. Inwieweit diese geheimdienstlichen Aktivitäten »Sand in der Kriegsmaschine« der Deutschen waren, kann hier nicht beurteilt werden; Geld lehnte Marx für seine Dienste ab, aber es könnte sein, daß die Engländer bei den Schweizern dafür »sorgten«, daß Marx immer wieder als Ausländer »toleriert« wurde. So auch 1944, als seine »angesetzte Ausreisefrist vorderhand sistiert« wurde.

Die Freundschaft mit Georg Kaiser

Julius Marx lernte Georg Kaiser – einen expressionistischen Schriftsteller, der in den 1920er Jahren viele Erfolge mit Bühnenstücken und Romanen hatte – 1938 durch Diebold kennen. Es kam nicht nur zu einem umfangreichen Schriftverkehr, sondern Kaiser besuchte Marx oft in Zürich und Marx umgekehrt ihn in dessen verschiedenen Schweizer Domizilen. Dabei kam es zu regen politischen Gesprächen mit Zukunftsplänen für die Zeit nach dem Krieg, wie auch verschiedensten literarischen Anregungen. Kaiser war damals ein sehr unsteter künstlerischer Geist. Er hatte viele gute Ideen für sein literarisches Schaffen, aber es fehlte ihm die Ausdauer der Durchsetzung. Viele Themen für neue Stoffe, Romane, Dramen wurden diskutiert, doch keines kam bei ihm zur Vollendung. Verleihrechte wurden verteilt und Gelder dafür kassiert, eh je eine Silbe geschrieben war. Marx versuchte ihn immer wieder zur Durchführung und Vollendung von Werken zu motivieren. Wichtigster Anstoß von Marx war aber, sich doch auch in der lyrischen Dichtung zu versuchen, was für Kaiser ein ganz neues und sehr fruchtbares Arbeitsgebiet wurde. Auch Marx wurde durch die Begegnungen mit Kaiser angeregt, wieder literarisch zu arbeiten. Die Freundschaft zwischen beiden Männern blieb trotz mancher Auseinandersetzungen bis zum Tode Georg Kaisers erhalten. Immer wieder versuchte Marx, sich bei Verlagen und Intendanten für die Werke seines Freundes einzusetzen. Am 6. Juni 1945 hielt Marx am Grabe Georg Kaisers folgenden Nachruf:

»An der Bahre dieses großen Mannes und lieben Freundes, der zugleich Offenbarung und Geheimnis war, der mit der linken Hand stets mehr gab, als er mit der rechten empfing und deshalb so oft in Sorge, Not und Entbehrung lebte – an der Bahre dieses großen Dichters unseres Jahrhunderts, der zwischen Schein und Sein den rechten Weg nicht finden konnte, vielleicht nicht finden wollte, weil er wußte, daß es kein guter Weg sei, verneigen wir uns in Ehrfurcht vor dem unsterblichen Werk, das er hinterlassen hat. Denn nichts war ihm so heilig wie sein Werk, in nichts fand man so sehr ihn selbst und die irrlichternde Zweiheit seines reinen Wesens. Immer wieder erklärte er, alles ertragen zu wollen, um die heilige Flamme, die in ihm sei, zu hüten, – kein Schmutz der Welt könne ihn berühren, ihn, der er das geweihte Gefäß dieser Flamme sei. Hier an der Schwelle, die Dich ins Jenseits führt, Georg Kaiser, wollen wir geloben – und wir werden dieses Gelöbnis halten –, daß wir vollenden werden, was Du begonnen hast: Mit Hilfe Deiner genialen Dichtung zu schmieden eine neue bessere Zeit, auf daß dieses unsterbliche Werk die Früchte Deiner Güte tragen möge.«²⁴

»Pik Ass«

1942 entstand das Marx'sche Widerstands drama »Pik Ass«.²⁵ Julius Marx nannte sein Stück »eine politische Tat« und wollte es in Großbritannien aufführen lassen. Georg Kaiser, der immer wieder Teile zur Kritik bekam, war anfänglich restlos begeistert, half aber Marx dann nicht bei der Bearbeitung oder bei Verbesserungsvorschlägen. Kaiser lebte manchmal so »abgehoben«, daß er auf Marx' Bitten und Vorhaltungen nur antwortete, er sei von ihm nur »sein Gemüt erfreuende Briefe«

gewohnt und Marx solle nicht mehr solche bösen Briefe schreiben. »Pik Ass« wurde auch ohne Georg Kaiser fertig, aufgeführt wurde es nie. Inhaltlich war das Stück ganz bewußt auf das »III. Reich« abgehoben. Eine Widerstandsgruppe ermordet mit Hilfe eines Luftwaffenoffiziers den Diktator während einer Zirkusveranstaltung. Allerdings wird der Attentäter verhaftet und zum Tode verurteilt. Aber nicht der Ablauf und die Durchführung des Dramas in fünf Akten scheint wichtig, sondern daß Marx Menschen zeigt, die die Unmenschlichkeit und Brutalität eines Diktators erkennen, daraufhin eine andere Einstellung bekommen und unter Einsatz ihres Lebens gegen die Diktatur handeln. Hier Sätze des Attentäters während des letzten Verhörs:

»Nicht um den Lohn der Gnade warf ich mein Leben weg! Nur wenige Tage noch, und die, die ich um Gnade bitten soll, sie werden im Staube kriechen, um sich ihr schmutziges Leben zu erwinseln. Aber man wird sie in Stücke reißen und auf den Kehrrichthaufen werden! Dann ächzt die Welt nicht mehr unter den Krallen dieser Aasgeier, die wie Vögel der Nacht über dem Schlachtfeld ihrer Habgier und ihrer Sünden flattern. Dann wird es wieder hell, und die Sonne strahlt auf ein wogendes Meer jubelnder Menschen, die endlich im Licht des Tages finden, was sie in der Nacht des Grauens verloren hatten: Freiheit und Gerechtigkeit! – Nicht mehr begleitet einen dann der dumpfe Klang der Trommel in die Todesnacht – aufklingt die Marschmusik der stolzesten Armee – des Heerbanns von Millionen, die nun wieder wissen, was Mensch sein heißt. Mir war es vergönnt, die Menschen dieses Landes aus ihrer Stumpfheit zu erwecken – jenes Tier zu töten, das Arme und Beine hatte wie Sie und ich, das seine Stimme klingen lassen wollte, wie Orgelton in einem alten Dom, das um des Hasses willen von Liebe sprach, das heuchelnd eine ewige Allmacht anrief – und doch ein Teufel war! – Wer solche Tat vollbracht, wie ich, den kann der Opfergang des Todes nicht bedrücken. Wenige Tage hatten genügt, mir die Augen zu öffnen, mich zu überzeugen, daß alles Lug und Trug war, wofür wir kämpfen mußten. Diese Tage führten mich erbarmungslos über die Brücke der Erkenntnis an die Schwelle des Todes. – Ich weiß, für solche Werke wird man nicht belohnt – nein! – man bittet auch nicht um Gnade – man stirbt daran! Mit solchem Opfertod sät man das neue Leben aus –.«²⁵

In dem Stück wird auch deutlich, wie Marx noch in dem Ehrencodex der Offiziere des Ersten Weltkriegs verhaftet ist: die Gespräche und Verhöre vor dem Militärgericht, die Erschießung des Attentäters »mit allen militärischen Ehren«. Da das Stück vor dem 20. 7. 1944 geschrieben wurde, konnte Julius Marx sich nicht vorstellen, wie brutal und unmenschlich deutsche Richter am Volksgerechtshof mit Widerstandskämpfern umgingen.

Der Neuanfang nach dem Krieg

1946 war Julius Marx zunächst Angestellter der Firma William E. Seiler AG in Zürich. Daneben versuchte er, die Beziehungen zu Verlegern und Künstlern wieder aufzubauen. Ende 1946 korrespondierte er mit Alfred Döblin, der die Zeitschrift »Goldenes Tor« herausgab, nach Baden-Baden. Auf die Anfrage, Teile des »Kriegstagebuch eines Juden« in einer westdeutschen Zeitung herauszubringen, antwortete Döblin: »Es wird nicht opportun sein, zur Zeit im Deutschen Reich aus

ihrem »Kriegstagebuch eines Juden« etwas in einer Zeitschrift zu bringen, als Buch schon. Wir dosieren langsam und tasten die Mentalität ab . . .«. ²⁶ Solche Antworten konnten Marx wenig ermutigen, in das Nachkriegsdeutschland zurückzukehren. Auch versuchte Marx als Lektor, Stücke von Georg Kaiser, aber auch immer wieder andere Filmstoffe, mit denen er sich beschäftigte, in seiner »Julius Marx Filmmanuskripte«-Agentur zu vermitteln. So war er wiederholt bei Filmfestspielen. 1949 erhielt der bisher Staatenlose die deutsche Staatsbürgerschaft zurück, außerdem wurde ihm die weitere Niederlassung in der Schweiz erlaubt. ²⁷ Marx baute nun in Zürich ein gleiches Unternehmen wie damals in Stuttgart auf. Auf dem



Abb. 7: Julius Marx, um 1955

Fahrrad sein eigener Vertreter, begann er in der Schweiz. Und wieder gelang es ihm, eine größere Firma für Autoersatzteile und Autozubehör auf die Beine zu stellen. Anfang der 1960er Jahre wandelte er sie in die »Julius Marx AG, Zürich« um. Heute ist die Firma ein Groß- und Einzelhandel für Autozubehör mit 27 Mitarbeitern und 5 Handelsvertretungen in der ganzen Schweiz. Das Landesamt für Wiedergutmachung in Stuttgart entschied zwischen 1955 und 1961, daß Julius Marx für die Verluste an Vermögen und Verdienstaufschlag zwischen 1934 und 1946

eine Entschädigung und eine Rente erhielt.²⁸ Trotz aller Freundschaft mit alten und neuen Bekannten hatte er mit dem neuen Deutschland seine Schwierigkeiten. In seinem Tagebuch kritisiert Marx die Bonner Politik, vor allem wenn ehemalige namhafte Nazimitglieder mitmischten. Das sahen viele Emigranten ebenso. Die Entwicklungen in der Bundesrepublik zu einem demokratischen Staat wurde vor allem unter dem Gesichtspunkt gesehen, wie die Deutschen mit ihrer jüngsten Vergangenheit umgingen und ob sie bereit waren, diese aufzuarbeiten. Und das geschah ja bis 1960 sehr wenig.



Abb. 8: Briefkopf der Fa. Julius Marx AG, um 1992

1959 heiratete Marx ein zweites Mal und zwar die französische Schweizerin Simone Miserez (geb. 1910), die auch schon einmal verheiratet war. Allerdings trennte sich das Paar auf Wunsch von Marx schon nach drei Jahren wieder. Als Folge seiner Kriegsverletzung mußte er sich 1962 einer größeren Darmoperation unterziehen.

Die Akademie der Künste

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Julius Marx und Georg Kaiser hatte noch ein zweites Kapitel. 1956 nahm Prof. Dr. Walter Huder aus Berlin Kontakt mit Marx auf, weil er in der »Akademie der Künste« in Berlin das literarische Schaffen von deutschen verfolgten Schriftstellern sammeln und erarbeiten wollte. So entstand eine herzliche und innige Freundschaft zwischen Julius Marx und Huder, die bis zum Tode von Marx anhielt. Der gesamte Briefverkehr und unzählige Informationen über Georg Kaiser wurden gesichtet und aufgearbeitet. Es kam zu Vorträgen und Ausstellungen über das Leben und Werk Georg Kaisers, die Marx mit aufbaute. Er war wiederholt in Berlin und München, Walter Huder oft bei ihm in Zürich. Schließlich wurden die neuen Gebäude der Akademie im Berliner Hansaviertel eingeweiht, wobei Marx den Bundespräsidenten Theodor Heuss widersah. Marx war wiederholt auf den Frankfurter Buchmessen, wo er auch öfters seinen Freund Heuss traf. Bei einer Gelegenheit soll Heuss einmal so »elende Stinkadores« geraucht haben, daß Marx ihm eine Original-Havanna anbot, die Heuss erfreut mit der Bemerkung angenommen habe: »Wenn du Julius koi Jud

wärst, würd i sage, dös isch chrischtlich ghandlt!«²⁹ 1964 brachte der Frankfurter ner-tamid-Verlag die 2. Auflage des »Kriegstagebuch eines Juden« heraus. Walter Huder nahm das zum Anlaß, im Bulletin des Leo-Baeck-Instituts London in dem Aufsatz »Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Judentums« grundsätzlich auf die Rolle der jüdisch-deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg einzugehen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand das Marx'sche Buch. Er wertete, Julius Marx sei mit seinem »Kriegstagebuch eines Juden« kein sogenannter Geschichtensreiber des Ersten Weltkriegs, sondern ein protokollierender Poet, ein deutsch-



Abb. 9: Julius Marx (stehend) mit Theodor Heuss und Walter Huder, 1960

jüdischer Makkabäer der historischen Objektivität, ein Advokat des jüdischen Menschen, des Einzelnen. »Es ist ein Dokument, weil es nicht bei der Richtigkeit verharrt, sondern die menschliche Wahrheit, nämlich die Tüchtigkeit und das Leid, tatsächlich und exemplarisch vermittelt. Sein Protest gegen die Unmenschlichkeit des Krieges ist weder plakativ noch abstrakt, sondern lediglich mit dem zwar leidenschaftlichen, aber sparsamen Bericht der Tatsachen formuliert. Das gibt dem Buch die Kraft der Überzeugung und Wahrhaftigkeit. Das isoliert nicht die

Leidensgeschichte der jüdischen Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs, sondern hilft, ihre Leidensgeschichte einzufügen in die Geschichte des Judentums überhaupt.«³⁰ Im Nachlaß Marx' befinden sich noch zahlreiche handschriftliche Notizen, Vermerke, Pläne und Skizzen von Frontverläufen und Fotos zu seinen Kriegserlebnissen. Das Buch war aber kein finanzieller Erfolg. Zwar stand es in den Bibliotheken der Bundeswehrkasernen und Marx verschenkte es oft. So bekam auch die Gemeinde Freudental ein Exemplar mit Widmung. Ein Großteil der Auflage konnte aber nicht verkauft werden und Marx mußte dem Verlag den Rest abnehmen.

Zum 80. Geburtstag erhielt Marx das Bundesverdienstkreuz. Die Ordenskanzlei des Bundespräsidialamtes begründete: »Besondere Verdienste hat Herr Marx sich dadurch erworben, daß er vielen emigrierten Schriftstellern, Schauspielern und Regisseuren durch seinen in Zürich nach eigener Emigration gegründeten Verlag eine Schaffensgrundlage gab. Herr Marx hat vor einiger Zeit der Akademie der Künste in Berlin umfangreiches Originalmaterial (Handschriften, Dokumente, Korrespondenzen) von Georg Kaiser, Alfred Neumann u. a. geschenkt. Er schuf hiermit die Voraussetzungen für die Gründung eines Georg-Kaiser-Archivs und der Sammlung Alfred Neumann und ermöglichte der Akademie der Künste, eine Georg-Kaiser-Ausstellung zusammenzustellen.«³¹

Es gab Würdigungen in der Züricher und Stuttgarter Zeitung. Der Freudentaler Bürgermeister gratulierte und in der Bietigheimer Zeitung war zu lesen, daß die Gemeinde Freudental mit Stolz auf ihren großen Sohn blicke. Huder erzählte dazu: Bei der Verleihung im deutschen Konsulat in Zürich hatte Julius Marx sein

Eisernes Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg an seine Jacke geheftet und erklärt: »Da können sie es daneben hängen!« Um diesen 80. Geburtstag muß auch eine Sammlung Marx'scher Gedichte fertig geworden sein. Walter Huder bezeichnete diese als »Vom Herzen geschrieben«. Die israelische Künstlerin Shoshana – die Marx in einer Züricher Vernissage 1965 unterstützte – habe das Büchlein illustriert. Allerdings gelang Huder die Veröffentlichung nicht und das Manuskript ging verloren.³² Im Nachlaß Marx' fanden sich nur einige wenige Gedichte, darunter »Vergänglichkeit«, die vielleicht zu der Sammlung gehörten.

Ebenfalls um diese Zeit entstand Marx' »2. Kriegstagebuch«, wie es Huder nannte, »Georg Kaiser, ich und die anderen«. Erschienen ist das Buch erst kurz vor Marx' Tod 1970.³³ Es besteht aus drei Teilen: der Jugendzeit in Freudental mit sehr eingehenden

VERLEIHUNGSURKUNDE

IN ANERKENNUNG DER UM STAAT UND VOLK ERWORBENEN
BESONDEREN VERDIENSTE
VERLEIHE ICH

HERRN JULIUS MARX
ZÜRICH

DAS VERDIENSTKREUZ

AM BÄNDE
DES VERDIENSTORDENS DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

BONN, DEN 19. JANUAR 1968



DER BUNDESPRÄSIDENT

Kieser

Abb. 10: Verleihungsurkunde für das Verdienstkreuz am Bande (»Bundesverdienstkreuz«), 1968

Schilderungen über die jüdische Gemeinde kurz vor der Jahrhundertwende, der Schweizer Exilzeit, dem letzten Lebensjahrzehnt. Die 2. Frau seines Freundes Fred Pollock riet Marx zur Herausgabe. Auf Drängen Huders wurde wohl die Zusammenfassung dieser zeitlich sehr unterschiedlich entstandenen Tagebuchteile vorgenommen. Die Veröffentlichung muß, nach der Kritik in namhaften deutschen Zeitungen und Zeitschriften zu urteilen, großes Interesse gefunden haben. Huder war von diesem letzten, wohl bedeutendsten Werk Marx' sehr begeistert: »Es ist ein Stück Zeitgeschichte aus der Sicht eines Mannes, der zeitlebens ein Mittler



Abb. 11: Julius Marx an seinem 80. Geburtstag, 1968

zwischen Bürgerlichkeit, Vaterlandsliebe und republikanischem Gewissen, Phantasie und Realität, Großzügigkeit und ökonomischen Denken war. Seine Erinnerungen an Begegnungen mit vielen der bedeutendsten deutschen Schriftsteller sind ein Stück intimer Kulturgeschichte aus den letzten Jahrzehnten. Als aufmerksamer Beobachter protokollierte er genau und mit scharfsinnigen Kommentaren die großen Ereignisse, politische Zusammenhänge und Entwicklungen. Das liest sich alles wie ein Roman. In jedem Wort ist Schicksal. Auch dort, wo der Autor mit graziösem Witz, hier und da auch mit Augenzwinkern, einfach erzählt und auf seine Szene die vielfältigsten Figuren setzt, bleiben der Ernst jener Jahrzehnte, die geschichtliche Tragödie, spürbar.«³⁴ Die Kritiken waren keineswegs alle so positiv wie bei Huder. Vor allem stieß man sich an dem Titel, denn viel Neues erfuhr man über Georg Kaiser nicht, dagegen lese man nur »Banalitäten und Vorurteile«; die Rhein-Neckar-Zeitung in Heidelberg meinte, das Buch hätte heißen müssen: »Ich bin der Größte.«

Marx selber wird dies wohl nicht mehr gelesen haben, denn er erlitt im Sommer 1968 einen Hirnschlag mit Sprachlähmung und erholte sich davon nicht mehr.

Marx wurde in seinem letzten Lebensjahr von seinen Freunden und Bekannten

sehr verehrt, auch wenn sie um seine Ecken und Kanten wußten. Seinen Freund Huder nannte er »seinen kleinen Trotzki«. Marx konnte sehr energisch und eigenwillig sein, wenn er etwas durchsetzen wollte. Es war dann meistens unmöglich, ihn umzustimmen. Zu seinem energischen Willen gehörte aber andererseits, daß er sehr sensibel und weich in seinem Gemüt war, was man in seinen Gedichten gut erkennen kann. Marx war sehr großzügig im Verschenken, oft auch gegenüber zweifelhaften Bittstellern. Er unterstützte bis an sein Lebensende Künstlerinnen und Künstler bei Veröffentlichungen und Ausstellungen: »Herr Marx bezahlt!« Als Junggeselle, der er ja die längste Zeit seines Lebens war, konnte er ausgezeichnet kochen und lud oft Freunde und Gäste zu Abendessen ein. »Sodele, Jetzele« beendete er in seinem Schwäbisch dann die Vorbereitungen. Er ging aber auch sehr gerne zum Essen, wozu er dann großzügig Freunde einlud. War Huder beispielsweise in München, so mußte er unbedingt zum Abendessen nach Zürich fliegen. Über Marx religiöse Einstellung berichten seine Freunde wenig. Von den Weisungen der Toráh blieb nur das Tabu gegenüber dem Schweinefleisch übrig. Autofahren liebte Marx sehr und er hatte nach dem Krieg gern große und schnelle Autos, mit denen er »lebensgefährlich« fuhr; seine letzte Sekretärin erlebte oft bange Stunden und konnte ihn nur mit List und Ausdauer überreden, nach langen ermüdenden Reisen nicht zu fahren, wenn sie ihn vom Flughafen abholte.

Rückkehr nach Zion, dem »kleinen Dorf«

Bereits Ende 1945 veröffentlichte Julius Marx in der Zeitschrift »Der Aufbau« in Zürich sein Heimatgedicht »Mein Kleines Dorf«, das allerdings erst 1964 in Freudental bekannt wurde.³⁵ Dieses Gedicht, welches wohl auch zu dem Gedichtsband »Vom Herzen geschrieben« gehört, beschreibt die Liebe eines Vertriebenen zu seiner Heimat, den Wurzeln seines Lebens und seiner Familie. Marx wechselte seinen Wohnort ja nach dem Krieg 1945 nicht mehr nach Stuttgart oder gar Freudental. Zu verletzt war seine Seele, um da wieder anfangen zu können, wo er bei Nacht und Nebel 1935 fliehen mußte. Er sagte: »Ich bin immer noch ein Emigrant und trotzdem ein Schwabe.« Ein anderer Freudentaler, Irwin Stein (1905–1989), formulierte das genauso: »Freudental will ich nie vergessen!« Marx war aber nicht nur geschäftlich wiederholt in Deutschland, sondern auch bei Freunden in Heidelberg, Freiburg und mehrmals in Freudental. Er besuchte seine Großeltern auf dem jüdischen Friedhof³⁶ und besprach mit dem Bürgermeister seinen Wunsch, in Freudental begraben zu werden. Marx freute sich über die gute Pflege des Friedhofs und hoffte, daß auch die Synagoge einer schöneren Zweckbestimmung zugeführt werden könnte. Er schrieb dazu in seinen Lebenserinnerungen: »Mein kleines Dorf, aus dem ich stamme, ist zwar nicht Zürich, wo ich jetzt wohne, nicht Stuttgart, wo einmal, wie man sagt, meine Karriere begann, aber auch für viele Jahre zerbrochen wurde, nicht Paris, nicht Kairo, nicht Berlin, nicht Haifa und Jerusalem, wohin ich reiste, wo ich Erfolg buchen oder Rückschläge einstecken mußte, wo ich lebte und liebte und arbeitete. »Mein kleines Dorf« ist vielmehr meine Lebenswahrheit, ist mein Anfang und wird mein Ende sein.«³⁷ So waren die Synagoge, Familientradition in Fest und Alltag, der Friedhof mit den Familienangehörigen Ausgangspunkt alles jüdischen Lebens, Hilfe und Rückbesinnung im Leben und auch Endpunkt und Heimkehr.

Nachdem er sich von der aktiven Leitung seines Unternehmens zurückgezogen hatte, reiste er auch nach USA und Israel. In New York besuchte er seinen älteren Bruder Louis. Im Krieg hatten die Amerikaner Marx kein Einreisevisum geben wollen. Sein jüngerer Bruder Albert war schon 1955 dort gestorben. Bald nach dieser Reise verstarb auch Louis. Dem Freudentaler Bürgermeister schrieb er nach Alberts Tod: »Sie wissen ja, mit welcher Liebe er an seiner Heimat hing.« Auf dem Marx'schen Grabstein in Freudental wird gedenkend auf seine Brüder Louis und Albert hingewiesen. Es wurde einsam um Julius. Während seine Züricher Stiefschwester Klara Barth schon 1943 starb, verschied dann 1966 das letzte Familienmitglied, Julius' Neffe, der Sohn Klaras.

Nach einer längeren Krankheit unternahm Julius Marx 1966 eine ausgedehnte Reise nach Israel. Er besuchte alle wichtigen Orte des Landes, den Schriftsteller Max Brod, ehemalige Kriegskameraden und in dem Ort Shave Zion seinen Jugendfreund Max Marx. Dieser Freudentaler war mit seiner Familie 1938 nach Palästina emigriert und hatte sich dann mit anderen Rexinger, Heilbronner und Freudentaler Einwanderern am Aufbau dieses schwäbischen Dorfes in Israel beteiligt. Nicht nur die schwäbischen Gerichte, sondern auch sonst vieles in diesem Ort erinnerte Marx an seine württembergische Heimat. Höhepunkt dieser Reise war für Marx der Besuch in Jerusalem. »Als wir in die Stadt gelangten, überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich wurde schweigsam. Jedes Wort wäre mir schwergefallen. Ich mußte an meinen Vater denken. Ich sah ihn und hörte ihn, wie er alljährlich am Sederabend mit feierlicher Stimme zu sagen pflegte: ›Leshanah habah be Jeruschalajm‹ (Nächstes Jahr in Jerusalem). Sein größter Lebenswunsch hat sich erst mit seinem Sohn erfüllt. Ich sah viele Männer mit langen Bärten. In jedem suchte ich nach meinem Vater.«³⁸ Aber bei Besuchen in orthodoxen Kreisen Jerusalems, so berichtete er, fiel er dadurch auf, daß er seinen Hut vergessen hatte. So hätte es Marx auch bestimmt nicht gestört, wenn die Männer zu seiner Beerdigung ohne Hut erschienen wären. An Jeanette George, die Frau seines Freundes Manfred George, schrieb er rückblickend auf Israel: »Was ich gesehen habe, macht einen starken Eindruck auf mich. Es ist geradezu erstaunlich, was in den letzten Jahren in Israel geleistet wurde. Und über die politische Lage macht man sich dort viel weniger Gedanken als hier – mit vollem Recht, denn die Araber werden es keineswegs wagen, das bis an die Zähne bewaffnete Israel anzugreifen.«³⁹

Julius Marx' letzte Lebensjahre waren für ihn eine sehr schwere Zeit. Der so selbstbewußte und umtriebige Mensch war durch seine Lähmungen ganz an häusliche Pflege gebunden. Er war zwar bei klarem Verstand, verlor aber in vielen Dingen den Überblick. So hatten seine Freunde große Mühe, ihm klarzumachen, daß das Geld, welches er allen möglichen Leuten verschenken und auch vererben wollte, gar nicht existierte. Er konnte Spaziergänge machen, ging mit seiner Pflegerin abwechselnd in die Kirche und die Synagoge. Infolge seiner Behinderung konnte er, der so gerne mit anderen sprach, sich nur noch schwer verständigen. Seine Sekretärin schrieb für ihn Briefe und hielt Kontakte. Frau George schrieb er nach seinem 81. Geburtstag: »Da ich nicht mehr lesen und schreiben kann, ist mein Tag nicht ausgefüllt. Manchmal ist es schon zum Verzweifeln.«³⁹ Nach einem Jahr häuslicher Pflege in Zürich kam er nach Burswil-Littenheid im Thurgau, einer psychiatrischen Klinik und Sanatorium. Marx wollte das wohl nicht, denn er bat seinen Freund Huder bei dessen Besuch, ihn doch wieder mit herauszunehmen.

Auch Marx' 2. ehemalige Frau Simone besuchte ihn öfters und unternahm sogar den Versuch, ihn ein zweites Mal zu heiraten. Das hatte sie früher schon einmal versucht. Marx' Freunde konnten die Heirat nur dadurch verhindern, daß sie ihn für unzurechnungsfähig erklären ließen. Am 17. Oktober 1970 verstarb Marx im Sanatorium. Seine Sekretärin organisierte die Totenfeier und die Überführung nach Freudental. Huder berichtete, daß die Totenfeier mit Züricher Rabbiner und einer Sängerin in einem sehr unwürdigen Kellerraum stattfand, denn in dem noblen Sanatorium gab es nur eine christliche Kirche als Aussegnungshalle.

Die Totengedenkrede, welche Walter Huder in Littenheid hielt, war eine umfassende Würdigung des Lebens und Wirkens von Julius Marx. Er beendete sie mit dem freundschaftlichen Bekenntnis: »Julius Marx dieser Vielfache: ein Deutscher, ein Schwabe, ein Jude in Zürich. Ein Jüngling, ein Mann, ein Mensch! Ein Liebender, ein Kämpfer, ein Helfer! Wir grüßen ihn zum letzten Mal und danken ihm. Mir persönlich war er wie ein zweiter Vater. Er liebte mich und ich werde ihn verehren, solange ich lebe.«⁴⁰ Die Züricher Auto-Fachzeitung »Revue« schrieb: »Mit Julius Marx ist eine vielseitig begabte Persönlichkeit und ein sehr liebenswerter Mensch von uns gegangen. Wer den Vorzug hatte, Julius Marx persönlich kennenzulernen, dem wird der Verstorbene stets in guter Erinnerung bleiben. Er war nicht nur ein mit Erfindergenius begabter Fachmann auf dem Automobilzubehörsektor, sondern auch ein großer Musikfreund und ein erfolgreicher Schriftsteller, dessen Werk internationale Anerkennung fand. Im Rückblick auf dieses reiche Leben kann gesagt werden: Alles geben die Götter ihren Lieblingen ganz. Die Freude ganz und den Schmerz ganz. Wir nehmen Abschied mit der Gewißheit, daß sein guter Genius auch in seinen Werken weiterleben wird.«⁴¹

Anmerkungen

- 1 »Enz- und Metter-Bote« Bietigheim, Freitag 23. 10. 1970.
- 2 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 434, Bü 3.
- 3 Wie Anm. 2.
- 4 Wie Anm. 2.
- 5 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) F 154, Bü 246.
- 6 Gemeindearchiv Freudental Familienreg. I/164 u. 157.
- 7 Marx, Julius: Georg Kaiser, ich und die anderen, Bertelsmann 1970, S. 11.
- 8 S. 16/17.
- 9 S. 12 ff. und 19 ff.
- 10 Marx, Julius: Kriegstagebuch eines Juden, 2. Aufl., ner-tamid-Verlag Frankfurt 1964, S. 12.
- 11 Archiv der Akademie der Künste Berlin; Sammlung Exil, Abt. Schweiz: Julius Marx.
- 12 Marx: Kriegstagebuch eines Juden, S. 76 ff.
- 13 Ebd. S. 126.
- 14 Marx: Georg Kaiser, S. 252.
- 15 Ebd. S. 48.
- 16 StAL EL 350, ES 14545 JM Akten.
- 17 Wie Anm. 11.
- 18 Marx, Julius, persönlicher Nachlaß, gesammelt von Rechtsanwalt Dr. Reichardt, Bad Homburg, z. Z. im Besitz des Verf.
- 19 Archiv der Akademie der Künste Berlin, Sammlung Thema-Verlag.
- 19 a Wie Anm. 40.
- 20 Wie Anm. 11.
- 21 Wie Anm. 10.

- 22 Wie Anm. 18.
- 23 Marx: Georg Kaiser, ich und die anderen, S. 73 u. 82.
- 24 Archiv der Akademie der Künste Berlin, Sammlung Georg Kaiser.
- 25 Wie Anm. 11.
- 26 Deutsches Literaturarchiv Marbach: Alfred Döblin x 80.62/1-3.
- 27 Stadtarchiv Zürich, Mitteilung an den Verf. vom 23. 3. 1992.
- 28 Wie Anm. 16.
- 29 Marx: Georg Kaiser, ich und die anderen, S. 177.
- 30 Archiv der Akademie der Künste Berlin, Sammlung Walter Huder, auch 31. Bulletin des Leo Baeck Institutes 1966.
- 31 Bundespräsidialamt Bonn, OK 113-032 05. Brief vom 21. 4. 1992 an Verf.
- 32 Brief Walter Huder vom 22. 4. 1982 an den Verf.
- 33 Wie Anm. 7.
- 34 Huder, Walter: Vorwort zu »Georg Kaiser, ich und die anderen«.
- 35 Nebel, Theobald: Die Geschichte der Freudentaler Juden. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 36/1984, S. 181.
- 36 Marx: Georg Kaiser, ich und die anderen, S. 8 ff.
- 37 Ebd. S. 10.
- 38 Ebd. S. 238.
- 39 Deutsches Literaturarchiv Marbach: Manfred George 756210/1-5.
- 40 Huder, Walter: In Memoriam Julius Marx.
- 41 Lieferanten Revue, Zürich, November 1970, S. 23.

Der Luftkrieg im Kreis Ludwigsburg 1939 bis 1945

von Adolf Leibbrand

Die größeren Bombardements

Der Kreis Ludwigsburg, nördlich an die Landeshauptstadt Stuttgart grenzend, bot für die alliierten Luftstreitkräfte lohnende Angriffsziele, insbesondere die wichtigen Bahnlinien in Richtung Heilbronn und Karlsruhe sowie den Bietigheimer Viadukt. Verstärkt ab Sommer 1944 versuchten die Alliierten durch ihre Luftüberlegenheit den Bahnverkehr zu stören und es gelang ihnen in den letzten Kriegsmontaten, den Verkehr nahezu völlig zum Erliegen zu bringen. Der Verschiebebahnhof in Kornwestheim war natürlich für die gegnerischen Flugzeuge ein besonders wichtiges Angriffsziel. Auch die Kasernen in Ludwigsburg und Kornwestheim sowie verschiedene Industriebetriebe im Kreis waren lohnende Objekte.

Die Luftentfernung von Straßburg in unseren Raum beträgt ca. 110 km, und so konnten zu Beginn des Krieges die französischen Flugzeuge unser Gebiet in 20 bis 30 Minuten erreichen. Im ersten Kriegsjahr, vom 1. September bis Ende 1939, fanden keine Luftangriffe auf unseren Kreis statt; es gab nur einige Luftalarme durch einzelne Aufklärungsflugzeuge oder nächtliche Überflüge durch Störmaschinen. Im zweiten Kriegsjahr waren jedoch bereits über 30 Alarme zu verzeichnen. Die ersten Bombenabwürfe erfolgten am 22. August 1940 auf Lauffen am Neckar (Kreis Heilbronn). Dort war eine Scheinanlage des Stuttgarter Bahnhofs aufgebaut. Anfangs ließen sich die britischen Flugzeuge davon täuschen, und so fanden mehrere Bombenabwürfe einzelner Bomber, durchweg nachts, statt. Auch Großbottwar wurde damals von einigen Bomben getroffen; eine Person fand dabei den Tod. Ebenfalls fanden auf Ludwigsburg-Oßweil Bombenabwürfe statt.

Am 6. Mai 1942 gingen erneut auf Lauffen, Oßweil, Zuffenhausen und Heilbronn Bomben nieder, und außer z. T. beträchtlichen Schäden waren auch Tote zu beklagen.

Da der Aktionsradius der zweimotorigen englischen Bomber begrenzt war, kamen im vierten Kriegsjahr die ersten viermotorigen Bomber von Typ »Stirling« zum Einsatz. Nun häuften sich die Alarme.

Am 22. November 1942 erfolgte der erste größere Angriff der Briten mit 200 Bombern auf den Raum Stuttgart – s. Abb. 3. Dabei wurde auch der Stuttgarter Hauptbahnhof teilweise zerstört. Seit März 1943 war nun Stuttgart wiederholt Ziel feindlicher Luftangriffe.

Bei dem nächtlichen Fliegerangriff vom 14./15. April 1943 auf Stuttgart wurden infolge Fehlmarkierung auch auf Ludwigsburg vier Sprengbomben sowie eine große Anzahl Brandbomben abgeworfen, die insbesondere in der Solitudestraße Schäden verursachten. Auch der südliche Teil Kornwestheims erlitt durch Brandbomben einige Treffer.

Am 17. April 1943 wurden von einem angeschossenen viermotorigen Bomber im Notwurf fünf Sprengbomben bei der Oßweiler Flakkaserne abgeworfen, bevor er bei Mundelsheim abstürzte.

Acht Sprengbomben explodierten am 8. Oktober 1943 bei der Reichertshalde in Ludwigsburg. Dort entstand insbesondere in der Körnerstraße am 26. November beträchtlicher Schaden durch eine Luftmine (Warenhaus Müller) – s. Abb. 4 u. 5.

Bei dem Bombenangriff auf Stuttgart in der Nacht zum 21. Februar 1944 wurden verschiedene Orte im Kreis Ludwigsburg in Mitleidenschaft gezogen. In Ludwigsburg gingen in der West- und in der Oststadt ca. 80 Sprengbomben sowie ca. 3000 Stabbrandbomben nieder – s. Abb. 6 bis 8. 9 Tote sowie ca. 20 Verletzte waren zu beklagen.

Auch in Kornwestheim fielen in dieser Nacht zahlreiche Bomben. Besonders im alten Flecken um die Lammstraße und Mühlhäuserstraße waren große Schäden entstanden – s. Abb. 9 bis 12. Dabei wurden 58 Gebäude zerstört; sieben Menschenleben waren zu beklagen. In Hessigheim entstand durch Brandbomben ebenfalls einiger Schaden.

Bei dem nächtlichen Bombenangriff auf Stuttgart vom 15./16. März 1944 stürzten in Ludwigsburg drei viermotorige Bomber ab, einer zwischen der Talallee-Siedlung und Eglosheim, ein weiterer beim Wasserturm sowie der dritte bei Eglosheim.

Während der großen Angriffsserie auf Stuttgart Ende 1944 wurde in der Nacht zum 26. Juli gegen 2 Uhr über Ludwigsburg eine Minenbombe abgeworfen, die ein Wohngebäude in der Richard-Wagner-Straße traf – s. Abb. 13 – und sieben Menschen tötete.

Am 10. September 1944 trafen harte Schläge Zuffenhausen, Feuerbach und Stammheim, aber auch verschiedene Orte im Kreis Ludwigsburg wie Kornwestheim und Ludwigsburg. Auf das Munitionslager im Brandholz bei Bietigheim wurden ebenfalls zehn überschwere Bomben abgeworfen, welche jedoch ihr Ziel nicht erreichten.

Am Vormittag des 3. Oktober 1944 warf ein von Nürnberg zurückfliegender Verband mehrere tausend Brandbomben auf den Westteil von Ludwigsburg ab, wo die erst 1936 eingeweihte »Erlöserkirche« ausbrannte und zwei Menschen den Tod fanden. Die 32 Tonnen Bomben waren für den Ludwigsburger Güterbahnhof als Ausweichziel bestimmt.

Im Gefolge des Großangriffs auf Stuttgart in der Nacht vom 19./20. Oktober wurden auch auf Kornwestheim 67 Sprengbomben abgeworfen, wobei 26 Menschen den Tod fanden.

Am Abend des 5. November warf ein einzelnes Störflugzeug (Mosquito) eine Minenbombe auf Kornwestheim: elf Todesopfer sowie 24 Verletzte waren zu beklagen.

Ab Herbst 1944 wurde die Bevölkerung zunehmend auch durch Tieffliegerangriffe verunsichert, weshalb man entlang der Landstraßen Schutzgräben aushob. Bauern waren bei Feldarbeiten besonders gefährdet. So wurde am 5. November bei Pleidelsheim auf der Autobahn ein Traktor mit Anhänger von zwei Tieffliegern mit Bordwaffen beschossen, wobei zwei Personen den Tod fanden. Am 8. November entstand Bombenschaden in Großsachsenheim. Bereits am nächsten Tag erfolgte ein weiterer Tieffliegerangriff auf den Flugplatz mit sechs Maschinen, fünf Personen wurden dabei getötet, ca. 15 weitere verletzt. Auch auf Bietigheim gingen am selben Tag 14 von Jagdbombern (»Jabos«) abgeworfene Bomben nieder.

Am 5. Dezember 1944 überflog ein englisches Aufklärungsflugzeug den mit Güterzügen überfüllten Kornwestheimer Güterbahnhof und machte einige Auf-

nahmen. Durch die am Vorabend in Heilbronn entstandenen Schäden war der Bahnverkehr nach Norden natürlich sehr beeinträchtigt.

So kam der 16. Dezember heran. An diesem Tag war von den Amerikanern ein Tagesangriff mit ca. 120 »Fortress«-Bombern auf den Verschiebebahnhof in Kornwestheim sowie den Eisenbahnknotenpunkt Bietigheim geplant. Die 3. Bomber-Division mit den 95th., 486th. und 490th. Bomber-Groups sollten den Nachschub für die deutsche Gegenoffensive in den Ardennen stören. Die Pulks starteten zwischen 8 und 9 Uhr von ihren Basen in Südost-England. Die Route der Pulks verlief über Ostende, südlich Luxemburg, Straßburg bis westlich Stuttgart – s. Abb. 19. Der Ausgangspunkt für den Endzielanflug der Squadrons war Besenfeld im Schwarzwald. Die Anflughöhe betrug ca. 7000 Meter. Die Erdsicht war bei Bietigheim durch Cirruswolken erschwert. Öffentliche Luftwarnung bzw. Fliegeralarm wurde um 12.34 Uhr gegeben. Der leitende Verband war die 490th. Bomber-Group. Sie flog das Zielgebiet gegen 13 Uhr mit Radar H2X an. Die A- und C-Squadrons (= Staffeln) mit 12 bzw. 13 Bombern hatten jedoch Probleme mit dem Gerät und warfen ihre Last südlich von Großingersheim und auf den Ort direkt ab – s. Abb. 20 bis 24. Jede Maschine war mit zehn Sprengbomben und 240 Stabbrandbomben beladen. Besonders der südliche und östliche Ortsteil wurden schwer getroffen. Ein Drittel des Ortes wurde zerstört, und 21 Tote sowie ca. 20 Verletzte waren zu beklagen. Die dritte Formation (B-Squadron) mit 12 »Fortress«-Bombern blieb infolge intakter Radarüberwachung auf etwas südlicherem Kurs und belegte das vorgesehene Ziel, den Güterbahnhof Kornwestheim, mit ihren Bomben, woraufhin die Anlagen sechs Tage außer Betrieb bleiben mußten. Der große Verschiebebahnhof wurde schwer beschädigt, ca. 50 Wohngebäude wurden zerstört und 30 Menschenleben – überwiegend ausländische Arbeiter – ausgelöscht – s. Abb. 25 u. 26.

Aufgrund von Navigierungsproblemen bei der 486th. Group belegten deren B- und C-Staffeln Ludwigsburg mit Bomben – s. Abb. 27. Neben Industrieanlagen wurden auch Kasernen in Mitleidenschaft gezogen – insgesamt ca. 50 Gebäude –; 68 Todesopfer waren zu beklagen.

Die 95th. Bomber-Group flog mit ihren drei Staffeln von insgesamt 33 Flugzeugen Bietigheim mit Radarhilfe an, wobei auch hier das Radar H2X versagte. So war der Zielanflug auf Sicht erforderlich, was aber durch Cirruswolken erschwert wurde. Um 13.01 Uhr wurden die Rauchzeichen gesetzt, und alle drei Verbände warfen darauf ihre Bombenlast ab. Die Bombenteppiche gingen westlich und nördlich der Stadt, deren letzte Häuser noch in Mitleidenschaft gezogen wurden, in Richtung Löchgau nieder. Sie bestanden aus ca. 240 bis 300 Sprengbomben (500 lbs.) sowie ca. 2500 Stabbrandbomben. Der Angriff kostete fünf Menschenleben.

Nach amerikanischen Angaben konnten lediglich die Bombenabwürfe auf den Kornwestheimer Güterbahnhof und teilweise auf Ludwigsburg als Erfolg bewertet werden, alles andere wurde als mager und unbefriedigend eingestuft. Das neue Radargerät H2X war technisch wohl noch zu wenig ausgereift; nur so sind die verschiedenen Ausfälle an diesem Tag zu erklären.

Die Flakabwehr war amerikanischen Angaben zufolge gering; deutsche Jagdflugzeuge stellten sich den amerikanischen Verbänden nicht entgegen. Außer den beiden bereits beim Start über England abgestürzten Bombern verloren die Amerikaner weitere vier Flugzeuge, zwei davon von dem auf Bietigheim angesetzten

Verband. Aus neun beschädigten Bombern wurden drei tote Besatzungsmitglieder geborgen. Ein »Mustang«-Begleitjäger stürzte über England ab.

Am 17. Dezember 1944 machte ein amerikanischer, aus Italien kommender Aufklärer Fotos von den Schadstellen in Kornwestheim und Ludwigsburg – s. Abb. 28 bis 33.

Am 28. Januar 1945 fand wieder ein schwerer nächtlicher Fliegerangriff der Briten auf Stuttgart statt, wobei auch Ludwigsburg, wo acht Menschen getötet wurden, und Kornwestheim, wo 30 Gebäude zerstört sowie 41 Menschen getötet wurden, in Mitleidenschaft gerieten.

Störung des Bahnverkehrs

Ab Sommer 1944 und ganz besonders nach Annäherung der Front an den Rhein im November 1944 begann eine neue Phase des Luftkriegs in West- und Südwestdeutschland. Die Begleitjäger der anfliegenden Bomberverbände konnten sich zunehmend der Störung von Verkehrseinrichtungen und Eisenbahnzielen widmen. Solche Ziele sowie auch Flugplätze wurden immer häufiger im Tiefflug mit Bordwaffen beschossen. Für Bewohner in der Nähe solcher gefährdeter Objekte wurde das Leben immer gefährlicher. Ab November 1944 waren auf Flugplätzen in dem bereits besetzten Ostfrankreich Jagdbomberverbände speziell für die Störung des Bahnbetriebs eingesetzt. Ab Anfang des Jahres 1945 waren täglich von morgens bis zur Dämmerung Aufklärungspatrouillen von jeweils zwei Mustangs über den ihnen zugewiesenen »Routen« unterwegs. Das Gebiet des Kreises Ludwigsburg lag an der »Route 4«. Die Beobachtungen der Aufklärer konnten sofort über Funk an die zuständigen Jägerleitzentren durchgegeben werden. Die Jagdbomberbasen für unseren Raum befanden sich bei Toul, Nancy, Lunéville und Dijon, von wo die »Jabos« in 30 Minuten unser Gebiet erreichen konnten. Es gelang den »Jabo«-Verbänden in steigendem Maße, den Bahnverkehr zu stören und gegen Ende des Kriegs total zum Erliegen zu bringen. Die gesichteten Güter- und Personenzüge wurden mit Bomben, Raketen und Bordwaffen angegriffen und möglichst zerstört. Ab Anfang Februar 1945 wurden die Bahnanlagen in unserem Raum laufend angegriffen. Die Züge suchten in Tunnels und Wäldern oder auch an Stellen, wo sie durch Bahndämme seitlich geschützt waren, Deckung zu finden.

Am 16. Februar wurde ein Güterzug im Forstwald auf der Strecke nach Besigheim entdeckt und von acht Jagdbombern angegriffen. Zwei Bomben explodierten direkt vor der Lokomotive, die daraufhin in die Bombentrichter stürzte. Mehrere Waggons fingen Feuer. Dem Heizer und dem Bietigheimer Hermann Hemminger gelang es unter Lebensgefahr, einige Benzinwagen sowie einige mit Munition beladene Waggons abzukoppeln und in Richtung Besigheim zurückrollen zu lassen. Die Bahnlinie war zwei Tage nicht befahrbar. Bereits am 19. Februar griffen acht »Thunderbirds« die Bietigheimer Bahnanlagen an. Eine Bombe traf unglücklicherweise einen Zugbegleit-Flakwagen (2 cm-Vierling) eines Transportzuges. Durch den Volltreffer wurde die gesamte Geschützbedienung (fünf Soldaten) sofort getötet.

Am 3. März fanden schwere Tieffliegerangriffe auf die Kornwestheimer Bahnanlagen statt. Ein Teil eines Munitionszuges flog dabei in die Luft. 20 Bahnarbeiter fanden den Tod.

Am 13. März griffen einige »Jabos« im Tiefflug den Personenzug Markgröningen-Ludwigsburg an. Die Passagiere flüchteten aus den Waggonen und suchten am Bahndamm Schutz. Nach amerikanischen Aufzeichnungen (Micro-Film A 6355) handelte es sich um eine Mission der 367th. Squadron. Die Flugzeuge trugen als Kennzeichen orange-rot gestrichene Leitwerke; bei der Bevölkerung wurden sie deshalb »Rotschwänze« genannt. Die Maschinen starteten von ihrer Basis Toul-Ochey in Ostfrankreich. Der Zug bestand aus einer Lokomotive und sechs Personenwagen. Die Lokomotive wurde mit zwei Raketen zerstört, die Personenwagen mit acht Sprengbomben belegt und mit Bordwaffen beschossen. 24 Tote und 22 Schwerverletzte waren zu beklagen. Die Maschinen griffen weitere Bahnziele bei Sersheim, Lauffen, Klingenberg und Heilbronn an. Eine P47 wurde bei Heilbronn zum Absturz gebracht.

Zu dieser Zeit wurden laufend durch amerikanische und französische Verbände zunehmend Personenzüge angegriffen. Bereits am 6. Februar wurde ein Personenzug bei Sersheim beschossen; vier Tote und 17 Verletzte waren zu beklagen. Bei Kirchheim/Neckar wurde am 19. März ein Personenzug angegriffen; sieben Menschen wurden getötet und eine größere Anzahl verletzt. Am 25. März wurden bei Marbach zwei Personen getötet und einige verletzt.

Am 23. März griffen 18 zweimotorige »Marauder«-Bomber der 320th. Bomber-Group in einem Präzisions-Angriff den Bietigheimer Bahnviadukt mit 1000 lbs. Sprengbomben an. Die Maschinen starteten um 10 Uhr von ihrer Basis Dijon-Longvic in Ostfrankreich. Aus ca. 3500 m Höhe wurden etwa 40 Bomben auf das Ziel abgeworfen – s. Abb. 34 bis 36. Zwei der Pfeiler im östlichen Teil des Viadukts wurden dabei schwer beschädigt. Zehn Gebäude im Zielgebiet wurden zerstört; neun erwachsene Personen und drei Kinder kamen ums Leben.

Nachdem die Amerikaner feststellten, daß der Viadukt nicht zerstört war, wurden am nächsten Tag erneut zwei Staffeln vom gleichen Verband auf das Ziel angesetzt. Der Angriff erfolgte genau um 12.30 Uhr. Der Viadukt widerstand jedoch auch diesem Bombenhagel; schwere Gebäudeschäden waren indes wieder zu verzeichnen. Das Freibad Ellental, die Turnhalle sowie die Forsthausschule wurden vollständig zerstört. Glücklicherweise gab es bei diesem Angriff keine Personenverluste, da sich die Bevölkerung in diesem Gebiet nicht mehr in ihren Behausungen aufhielt. Der Viadukt wurde am Ende des Krieges bzw. bei der Annäherung der französischen Truppen von deutschen Pionieren gesprengt. – s. Abb. 37.

Am nächsten Tag begannen die Tieffliegerangriffe bereits morgens um 7.30 Uhr mit dem Abwurf von 24 Bomben auf Bietigheim; weitere Angriffe erfolgten um 12.14 Uhr und dann wieder um 13.30 Uhr. Am 25. März und 6. April fanden die letzten »Jabo«-Angriffe auf Bietigheim statt.

Am 25. März wurden frühmorgens auf den Ludwigsburger Güterbahnhof Bomben geworfen; drei Tote waren zu beklagen. Auf dem Kornwestheimer Güterbahnhof wurde an diesem Tag ein Waggon mit Munition getroffen, welcher explodierte. Am 31. März wurden auf die Königin-Olga-Kaserne in Ludwigsburg einige Bomben abgeworfen, wobei in der Weimarstraße sieben Zivilpersonen umkamen. Am Ostersonntag (1. April) nachmittags griffen 2motorige »Marauder«-Bomber der 17th. Bombergroup die Nudelfabrik Burkhardt sowie das Flakbeständelager beim Osterholz an. Sechs Tote sowie ca. 50 Verletzte waren zu beklagen. Der Bomberverband kam von der Basis in Dôle/Tavaux in Ostfrank-

reich. Noch in den letzten Tagen vor der Besetzung durch französische Truppen wurden am 2., 4. und 6. April Bomben durch Jagdbomber abgeworfen. In Kornwestheim waren von Anfang April bis zum letzten Angriff am 14. April noch acht Menschen umgekommen.

Der Kreis Ludwigsburg wurde vom 5. bis ca. 22. April durch Kampfhandlungen – meist durch Artillerie-Beschuß – in Mitleidenschaft gezogen. Es wurde dabei eine größere Anzahl Menschen getötet und verletzt.

Am 21. April 1945 besetzten Einheiten der 2. Marokkanischen Division die Stadt Ludwigsburg, wodurch die Kampfhandlungen ihr Ende fanden.

Exkurs: Nachtjägerflugplatz Großsachsenheim

Wenige Kilometer westlich von Bietigheim wurde im Frühjahr 1944 südlich von Großsachsenheim ein Flugplatz eingerichtet. Ab Sommer 1944 war dort die I. Staffel des Nachtjagdgeschwaders 6 beheimatet. Weitere Einsatzhäfen dieses zum Schutz des süddeutschen Raumes stationierten Geschwaders waren Kitzingen, Schwäbisch Hall-Hessental, Neubiberg und Hailfingen. Das Nachtjagdgeschwader 6 wurde im Jahr 1943 aufgestellt. Der Flugplatz in Großsachsenheim wurde von den Amerikanern sehr schnell entdeckt, und bereits am 19. Juli 1944 wurden sämtliche dort abgestellten acht JU 88-Maschinen von 12 angreifenden »Mustangs« durch Bordwaffenbeschuß zerstört.

Am 8. September erfolgte ein Fotoüberflug. Zwei Tage danach gingen vier Nachtjagdmaschinen durch Bordwaffenbeschuß in Flammen auf; drei Tage später wurde eine weitere auf dem Platz zerstört. Danach versteckte man tagsüber die Maschinen auf kleineren Ausweichplätzen im Odenwald oder bei Sinsheim; dies nannte man »Blindschleiche«. So kamen die Flugzeuge erst abends bei Dämmerung auf den Einsatzhafen in Großsachsenheim. Die täglich mehrmals die Route abfliegenden Luftpatrouillen der Alliierten konnten meist nur melden: Platz betriebsbereit, jedoch keine Aktivitäten zu erkennen. Die ersten Nachtjagdeinsätze von Großsachsenheim wurden ab 25. August 1944 gegen die einfliegenden englischen Bomber geflogen. Zu dieser Zeit war der Kommandeur der Sachsenheimer Staffel Hauptmann M. Becker. Er überlebte den Krieg und hatte bei Kriegsende 58 Nachtabschüsse zu verzeichnen. Am 14. März 1945 konnte er innerhalb von zwei Stunden neun englische Maschinen zum Absturz bringen. Darauf wurde er mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet. Sein Bordfunker Leutnant Johannsen erhielt das Ritterkreuz, da er die letzten drei Bomber mit dem Heck-Maschinengewehr abschoß – s. Abb. 38.

Gegen Ende des Jahres 1944 konnten wegen akuten Treibstoffmangels nur noch deutsche Spitzenbesatzungen in Einsatz gelangen, und die Starts wurden sehr eingeschränkt. Bereits beim Start der Nachtjagdmaschinen patrouillierten englische Fernnachtjäger über den Einsatzhäfen; auch zur Landung zurückkehrende Maschinen waren sehr gefährdet.

Nachdem die Front Ende November 1944 im Westen bereits den Rhein und die Saar erreicht hatte, wurden die Jäger des Nachtjagdgeschwaders 6 auch zu Nachtschlachteinsätzen im westlichen Kampfraum gegen alliierte Bodentruppen befohlen, insbesondere gegen Nachschubkolonnen im Elsaß und in Lothringen sowie im Zuge der Ardennenoffensive im Dezember 1944. Die größten Abwehrerfolge

gegen die englischen Bomberverbände konnten die wenigen, noch zum Einsatz gelangenden Besatzungen des Nachtjagdgeschwaders 6 im Februar und März 1945 mit insgesamt 84 Abschüssen (bei elf eigenen Verlusten) erzielen.

Nach weiterer Annäherung der Front mußte der Flugplatz Großsachsenheim am 29. März geräumt und die Staffel nach Schleißheim verlegt werden. Die Besatzungen und das verbliebene Bodenpersonal gerieten am 29. April in amerikanische Gefangenschaft.

Der Flugplatz Großsachsenheim wurde nach der Besetzung durch die Franzosen gegen Ende April 1945 von zwei französischen Jagdgruppen belegt: den Groupes de Chasse I/7 »Provence« und II/7 „Nice“. Geflogen wurden Spitfires.

Quellen

Die Darstellung stützt sich im wesentlichen auf Quellen folgender Institutionen und Ämter:

- Air Photo Library/University of Keele, Staffordshire, Great Britain
- U.S. Air Force Historical Research Agency, Maxwell Air Force Base, Alabama, USA
- National Archives, Washington/D.C., USA
- Smithsonian Institution, Washington/D.C., USA
- Staatsarchiv Ludwigsburg
- Stadtarchiv Ludwigsburg
- Stadtarchiv Bietigheim
- Stadtarchiv Kornwestheim
- Stadtarchiv Lauffen/N.

Ferner wurden das Tagebuch des Nachtjagdgeschwaders 6 sowie persönliche Mitteilungen von Beteiligten ausgewertet.

Ausgewählte Literatur

Heinz Bardua, Kriegsschäden in Baden-Württemberg 1939–1945. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Karte und Beiwort VII, 11. Stuttgart 1975;

ders. Der Preis der alliierten Bomberoffensive 1940–1945 am Beispiel Stuttgarts. Hintergründe des Londoner Harris-Denkmal von 1992. In: Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer. Dem Archivar und Historiker zum 65. Geburtstag. Im Auftrag des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins und der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, hrsg. von Wolfgang Schmierer, Günter Cordes, Rudolf Kieß und Gerhard Taddey, Stuttgart 1994, S. 750–763;

Daniel Decot, Pilot Français sur l'Alsace et l'Allemagne. o. O. o. J.;

Norbert Hofmann, Der Luftangriff auf Lauffen am 13. April 1944 (= Lauffener Heimatblätter, hrsg. vom Heimatverein Alt-Lauffen e. V., Heft Nr. 8, April 1994), Lauffen/N. 1994;

Adolf Leibbrand, Der Luftkrieg im Raum Bietigheim-Bissingen, in: Blätter zur Stadtgeschichte, hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen, Heft 6 (1987), S. 135–165.

Der Luftkrieg im Kreis Ludwigsburg 1939 bis 1945

– Bildteil –

Bildlegenden zu Seite 125 bis 131:

Abb. 1: Bombenlager und Beladung eines Fortress-Bombers auf dem Flugplatz in Framlingham in England.

Abb. 2: Ein meist bei Nachtangriffen eingesetzter 4motoriger englischer Lancaster-Bomber. Die Besatzung bestand aus 7–8 Mann.

Abb. 3: Nächtlicher Angriff auf Stuttgart; aufgenommen von Kornwestheim aus.

Abb. 4 und 5: Zerstörungen in der Ludwigsburger Körnerstraße nach dem Luftangriff vom 26. November 1943.

Vorlagen und Fotos: Stadtarchiv Ludwigsburg

Abb. 6 bis 8: Zerstörungen in Ludwigsburg nach dem Angriff vom 21. Februar 1944 in der Hoferstraße, Alleenstraße und Schorndorfer Straße.

Vorlagen und Fotos: Stadtarchiv Ludwigsburg

Abb. 9 und 10: Verwüstungen in der Kornwestheimer Lammstraße (Hof Reutter) nach dem Angriff vom 21. Februar 1944.

Vorlagen und Fotos: Stadtarchiv Kornwestheim

Abb. 11 und 12: Zerstörungen bei der Salamander AG, Kornwestheim. 21. Februar 1944.

Vorlagen und Fotos: Stadtarchiv Kornwestheim

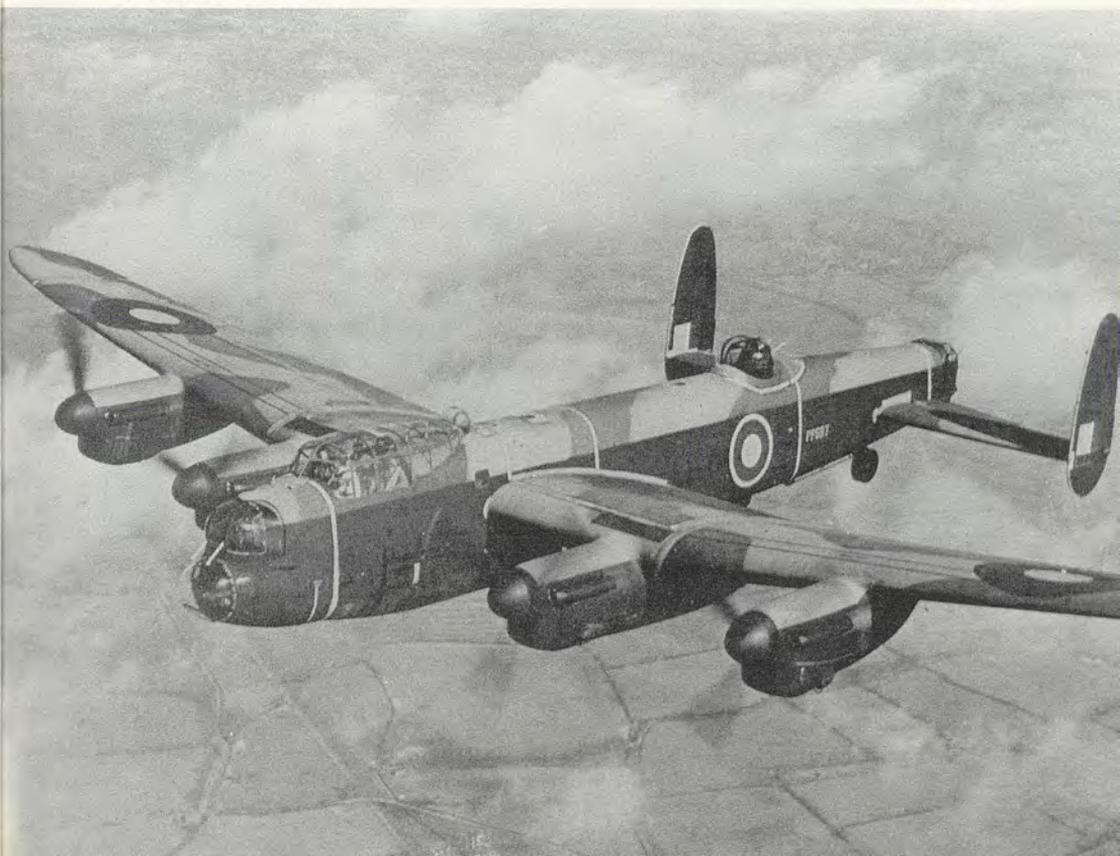
Abb. 13: Total zerstörtes Haus in der Ludwigsburger Richard-Wagner-Straße (Nr. 23), 26. Juli 1944.

Vorlage und Foto: Stadtarchiv Ludwigsburg



△ Abb. 1

Abb. 2 ▽





△ Abb. 3

Abb. 4 ▽





△ Abb. 5

Abb. 6 ▽





△ Abb. 7

Abb. 8 ▽





△ Abb. 9

Abb. 10 ▽





△ Abb. 11

Abb. 12 ▽



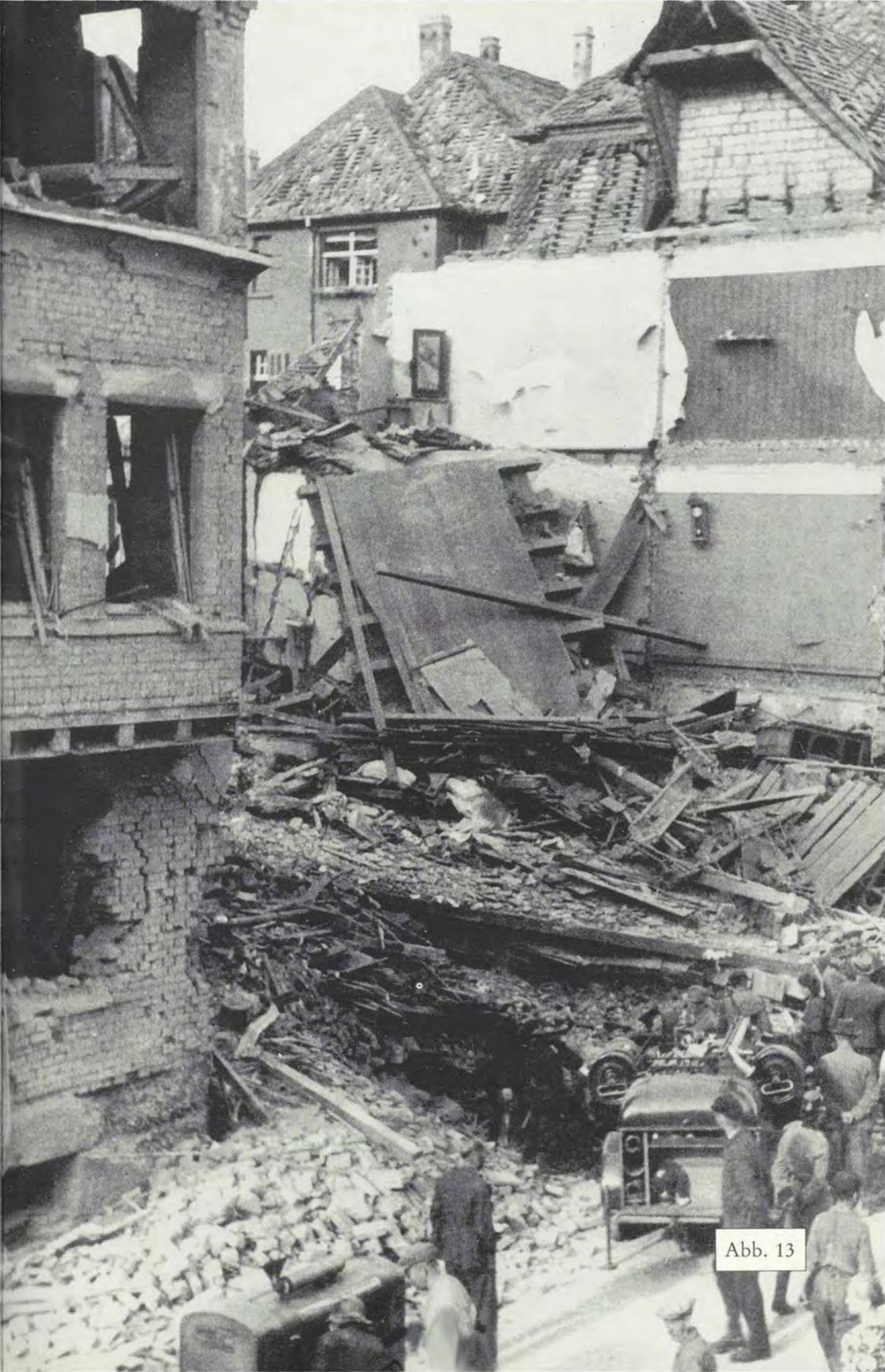


Abb. 13

Abb. 14: Ausschnitt von den am 5. 12. 1944 über Kornwestheim gemachten Fotos. Man kann in der Bildmitte die Ludendorff-Kaserne sowie rechts unten die Hindenburg-Kaserne erkennen. Am linken oberen Bildrand sieht man die 10,5 Flakbatterie-Stellung an der Mühlhäuser Straße. Hier wurden Schüler der Jahrgänge 1926 bis 1928 der Ludwigsburger Mörike-Oberrealschule als Luftwaffenhelfer zur Abwehr von Fliegerangriffen eingesetzt.

Abb. 15 bis 18: Schüler der Ludwigsburger Mörike-Oberrealschule als Luftwaffenhelfer in der Batteriestellung der Schwere Batterie 241 (Kaliber 10,5 cm) an der Mühlhäuser Straße, Kornwestheim.

Abb. 19: Anflugsroute der am 16. Dezember 1944 auf den Kreis Ludwigsburg anfliegenden Bomberverbände.

Abb. 20: Zielflüge der einzelnen Squadrons mit den Aufzeichnungen der Bombenabwürfe mit Angabe der Höhe und ob mit Radar oder Sicht. Angriff 16. 12. 1944.

Abb. 21: Die 95th Bomber-Group. Dieser Verband flog am 16. Dezember 1944 Bietigheim an und warf am Stadtrand seine Bomben ab.

Abb. 22: Boing B 17, Schwere Bomber, 10 Mann Besatzung, mit bereits geöffnetem Bombenschacht. 116 Maschinen dieser Art griffen am 16. 12. 1944 den Kreis Ludwigsburg an.

Abb. 23: Bombenabwurf der Führungsmaschine der 490th Bomber-Group C-Staffel auf Großsingersheim. Die beiden oberen Bomben sind Brandbombenbündel, die in Höhe von 2000 m aufgesprengt werden.

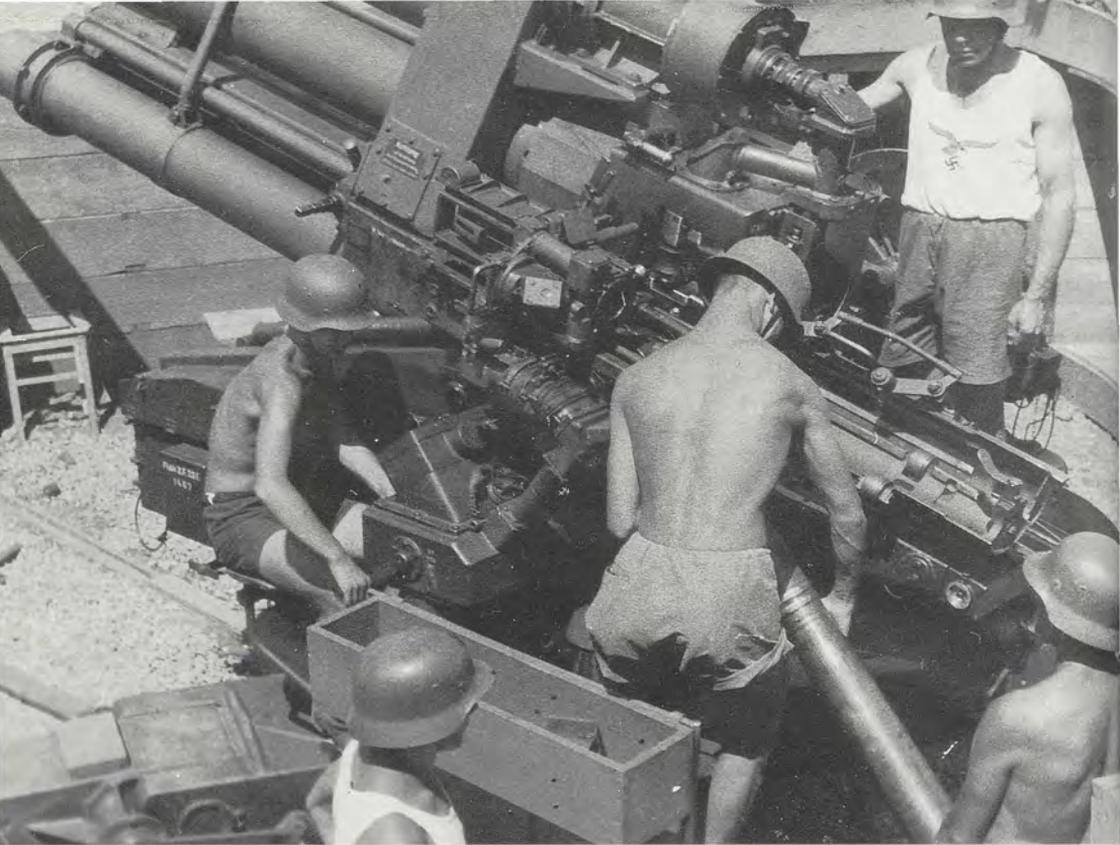
Abb. 24: Die letzte Aufnahme von der abfliegenden 490/C-Squadron. Die Bombeneinschläge im Ostteil von Großsingersheim rühren von den Abwürfen der letzten vier Bomben; links oben Kleiningersheim und auf rechter Bildseite Beihingen.

Abb. 25: Bombenteppich der Höhen-Squadron der 490th Bomber-Group auf den Kornwestheimer Güterbahnhof am 16. 12. 1944. Uhrzeit: 12.58 Uhr. Links unten ist Mündungsfeuer der 241. schweren Flakbatterie an der Mühlhäuser Straße zu erkennen.

Abb. 26: Die 490th Bomber-Group B-Squadron belegt den Güterbahnhof in Kornwestheim mit ihren Bomben. Links oben ist der südliche Teil von Ludwigsburg zu erkennen; dort fallen eine Minute später ebenfalls Bomben (486th Bomber-Group). Rechts der große Exerzierplatz sowie die beiden Kornwestheimer Kasernen.



Abb. 14



△ Abb. 15

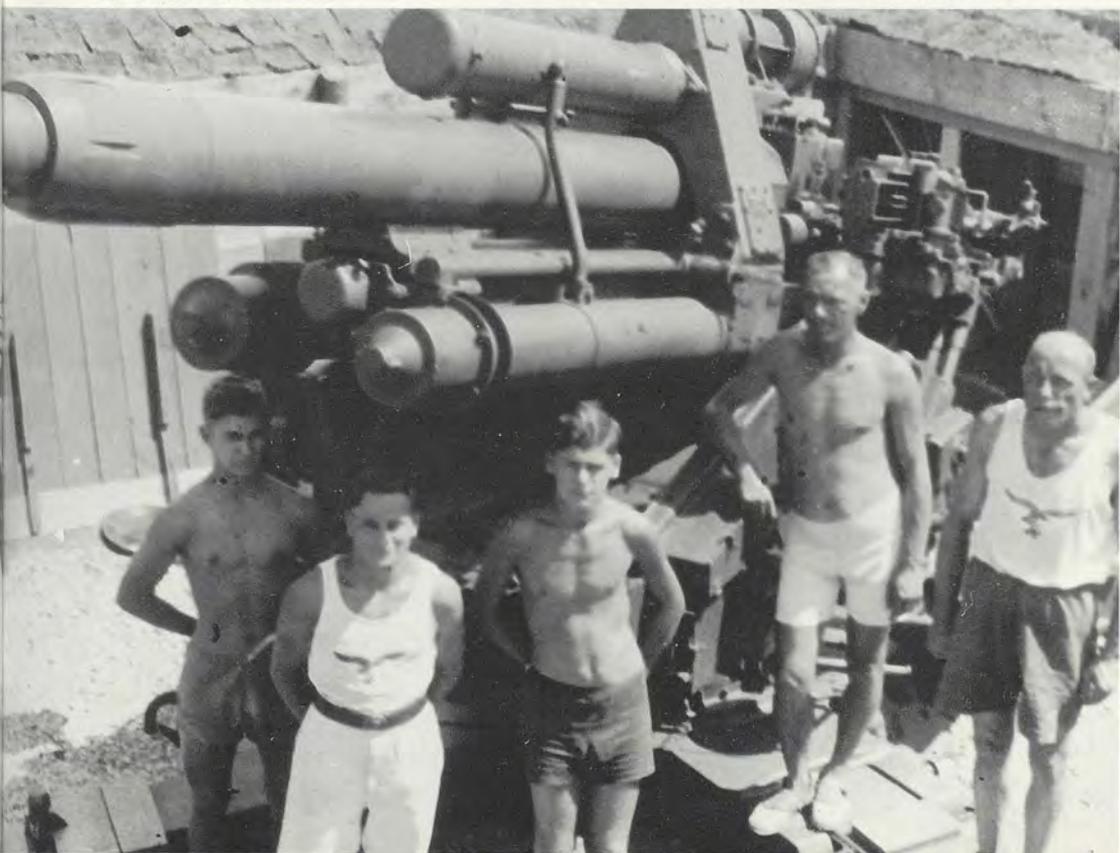
Abb. 16 ▽

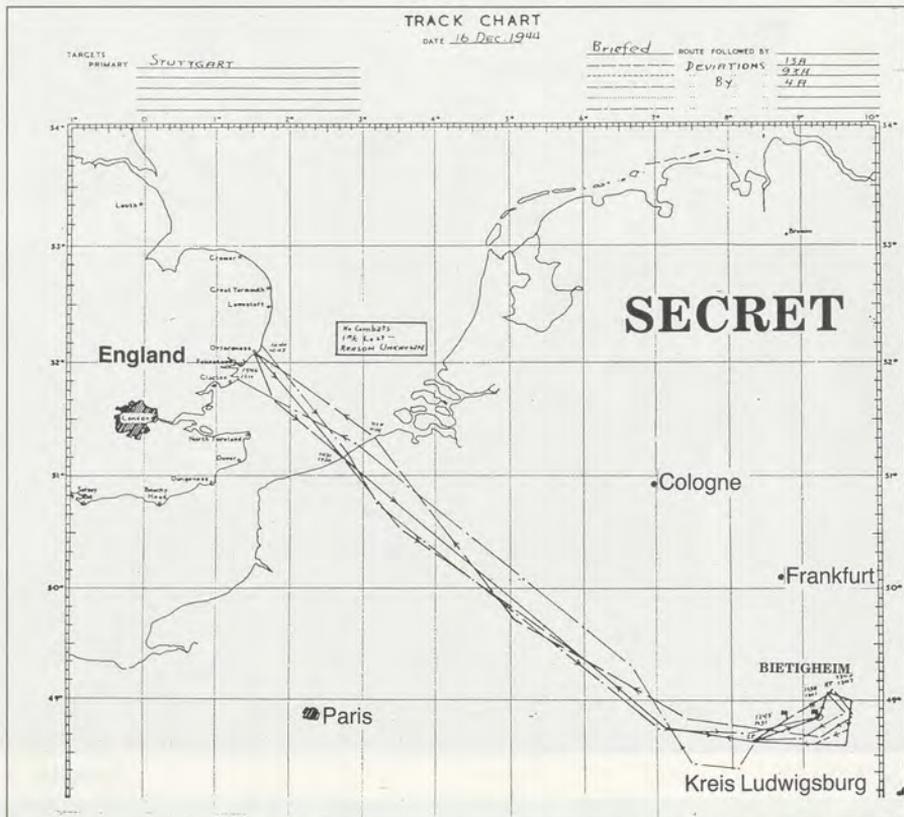




△ Abb. 17

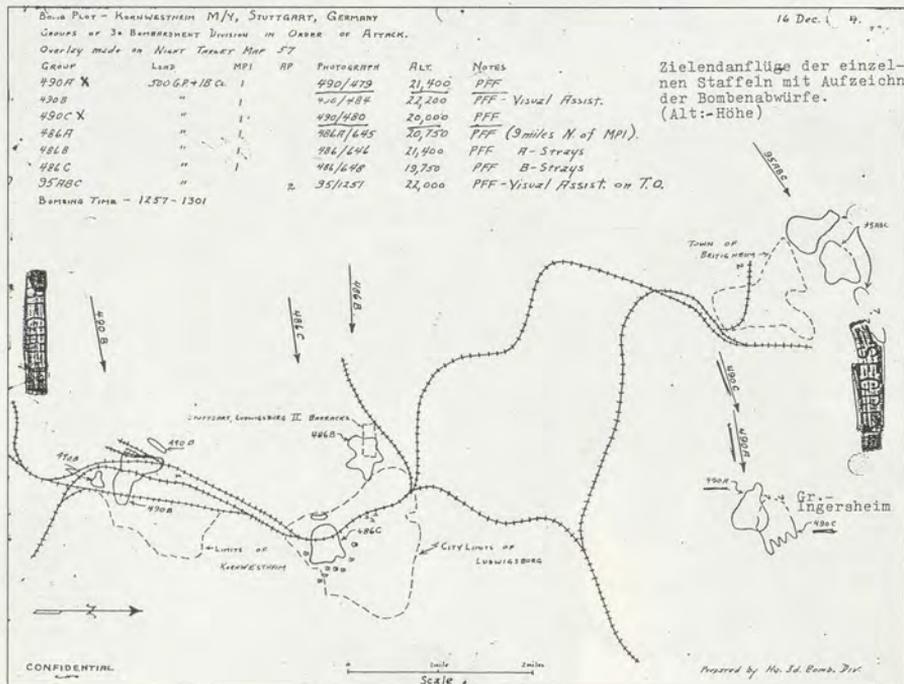
Abb. 18 ▽





△ Abb. 19

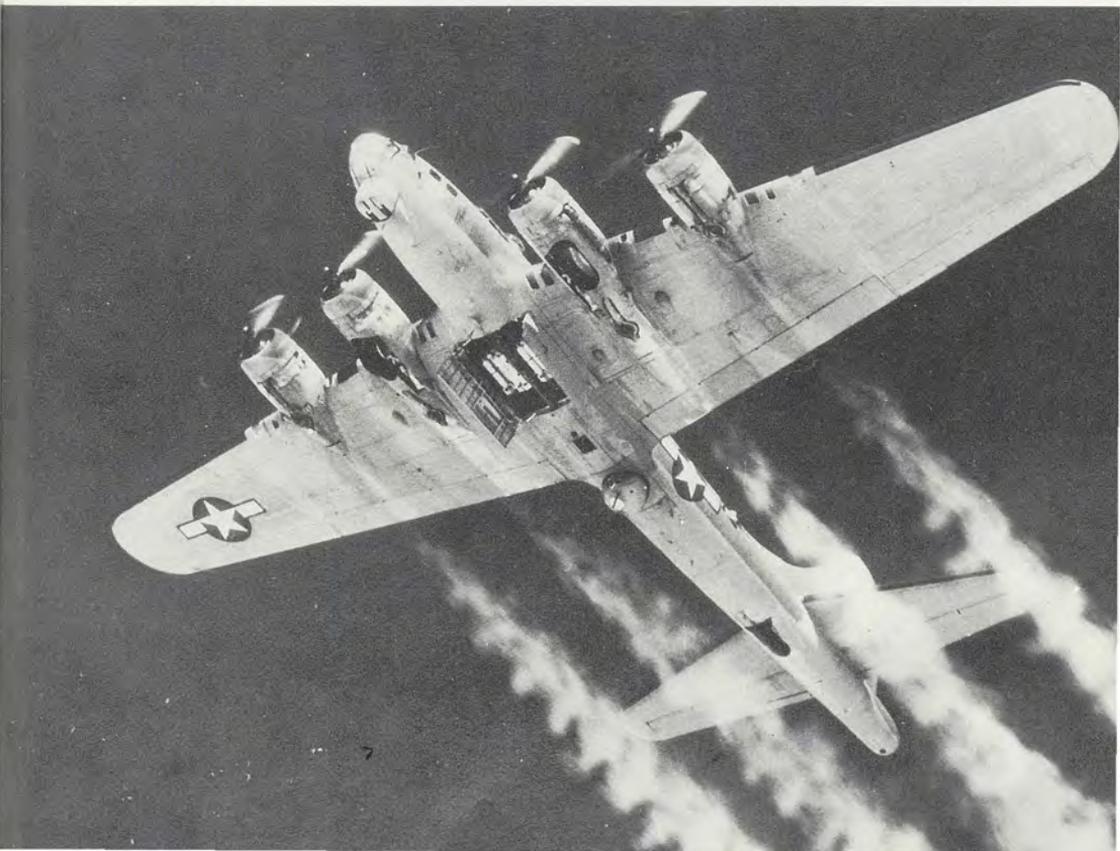
Abb. 20 ▽

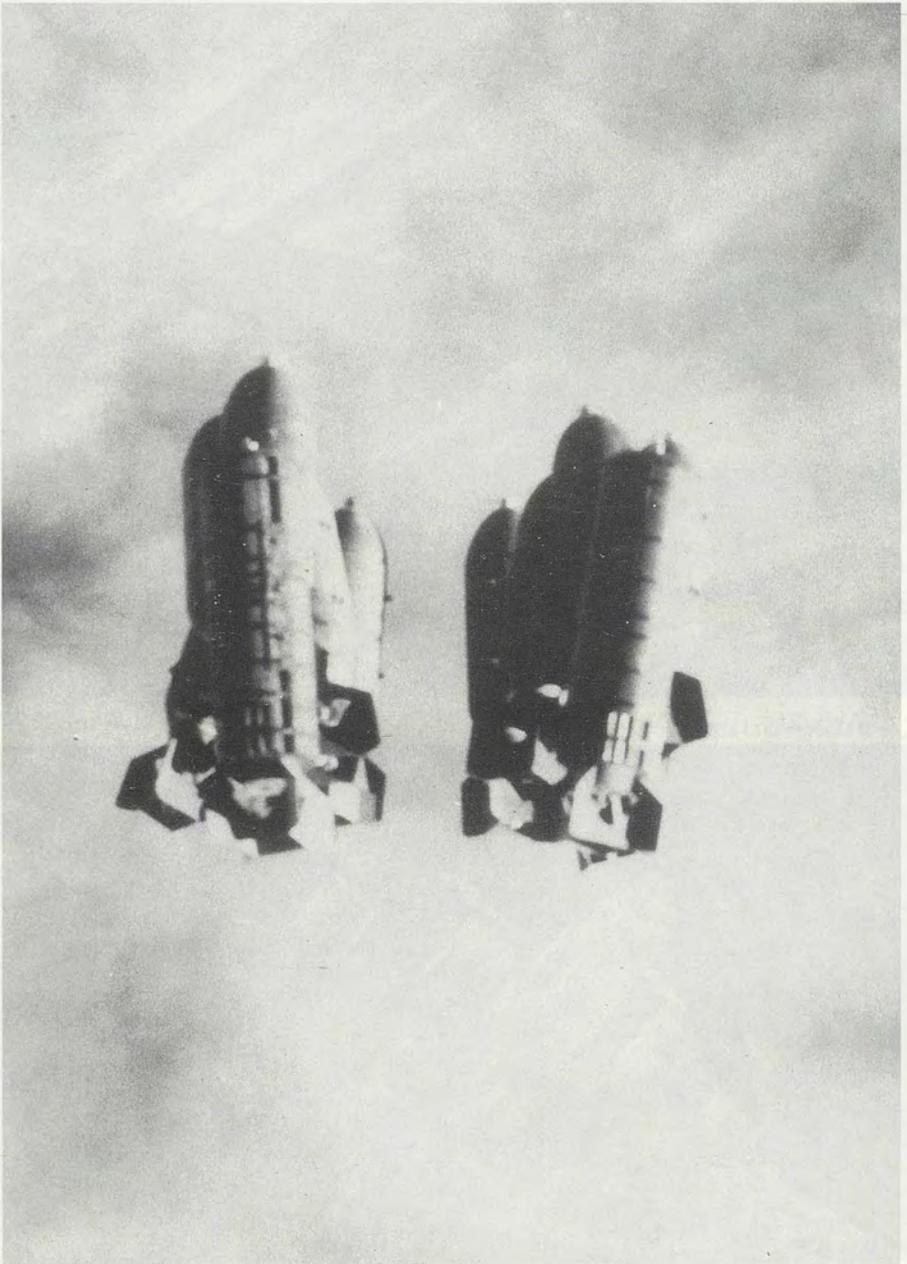




△ Abb. 21

Abb. 22 ▽





△ Abb. 23



Abb. 24



Abb. 25



Abb. 26

Abb. 27: Auf dem Stadtplan von Ludwigsburg eingezeichnete Schadstellen bei den Bombenabwürfen vom 16. 12. 1944.

Abb. 28: Am 17. Dezember 1944 wurden die Schadstellen in Kornwestheim von einem Lightning-Aufklärer aus Foggia/Italien fotografiert.

Abb. 29 bis 31: Fotos von Aufklärern am 17. 12. 1944 über die Schäden in Ludwigsburg. Die Rauchfahnen sind noch zu erkennen sowie Schäden bei den Kasernen.

Abb. 32: Aufklärer-Foto von Bombenabwürfen vom 16. 12. 1944 zwischen Mundelsheim und Ottmarsheim.

Abb. 33: Aufklärer-Foto vom 17. 12. 1944, das die Abwurfstellen zwischen Mundelsheim und Höpfigheim aus ca. 10 000 m Höhe zeigt.

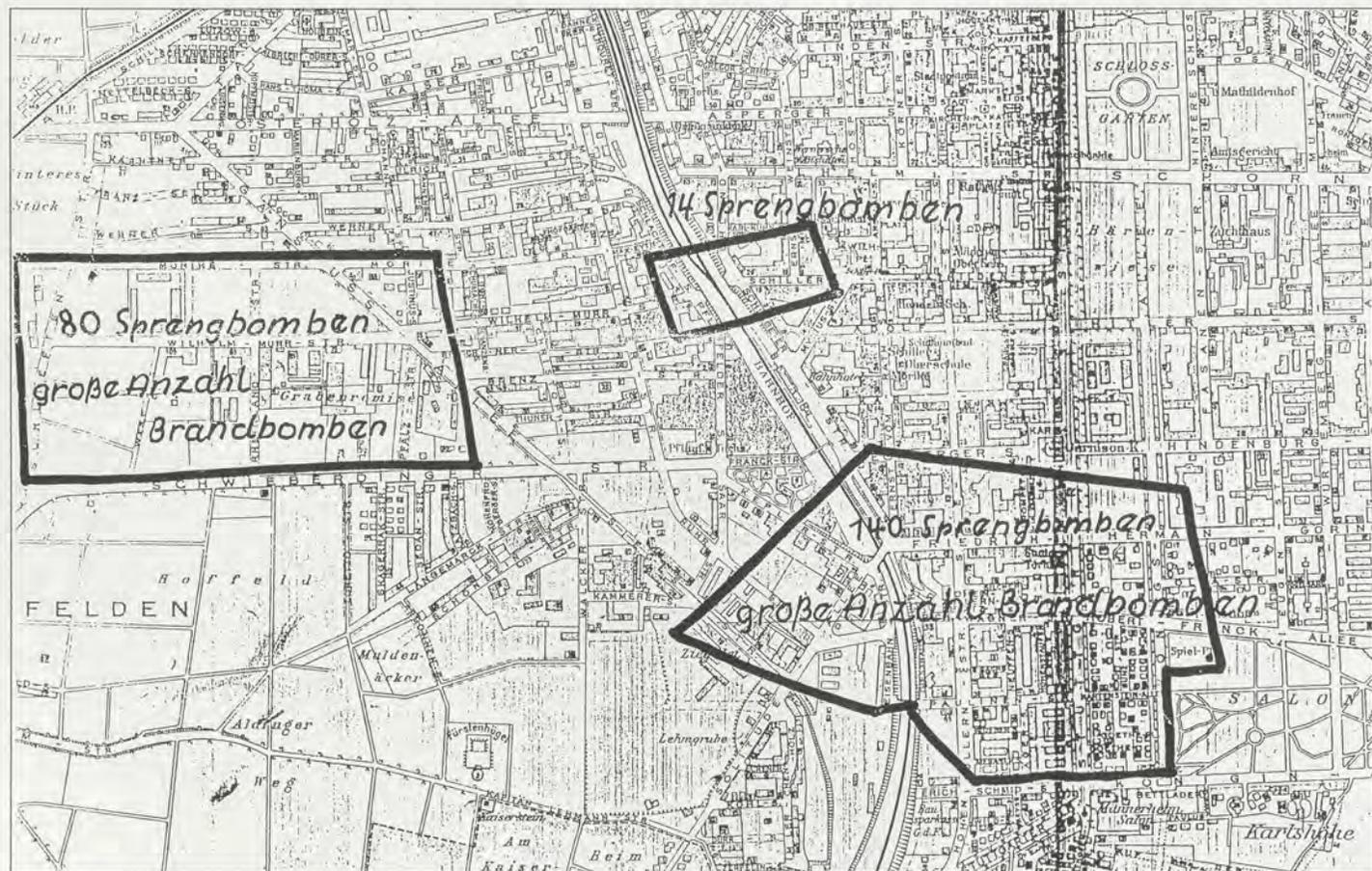
Abb. 34: Aufklärer-Foto von Bietigheim vom 19. 3. 1945. Bombentrichterfeld zum oberen Wald.

Abb. 35 und 36: Bilder von Bombenabwürfen des „Marauder“-Verbandes am 24. 3. 1945 auf den Bietigheimer Bahnviadukt.

Abb. 37: Der Bietigheimer Bahnviadukt umgeben von Trümmern; kurz vor Kriegsende wurde er von deutschen Truppen gesprengt.

Abb. 38: Tieffliegerangriff auf deutschen Nachtjägerflugplatz.

Abb. 39: Bergung einer englischen Luftmine in Kornwestheim nach ca. 45 Jahren.



△ Abb. 27





Abb. 28



Abb. 28



△ Abb. 29



Abb. 30 △



△ Abb. 31



Abb. 32 △





Abb. 33



Abb. 33



△ Abb. 34



△ Abb. 35

Abb. 36 ▽





△ Abb. 37

Abb. 38 ▽

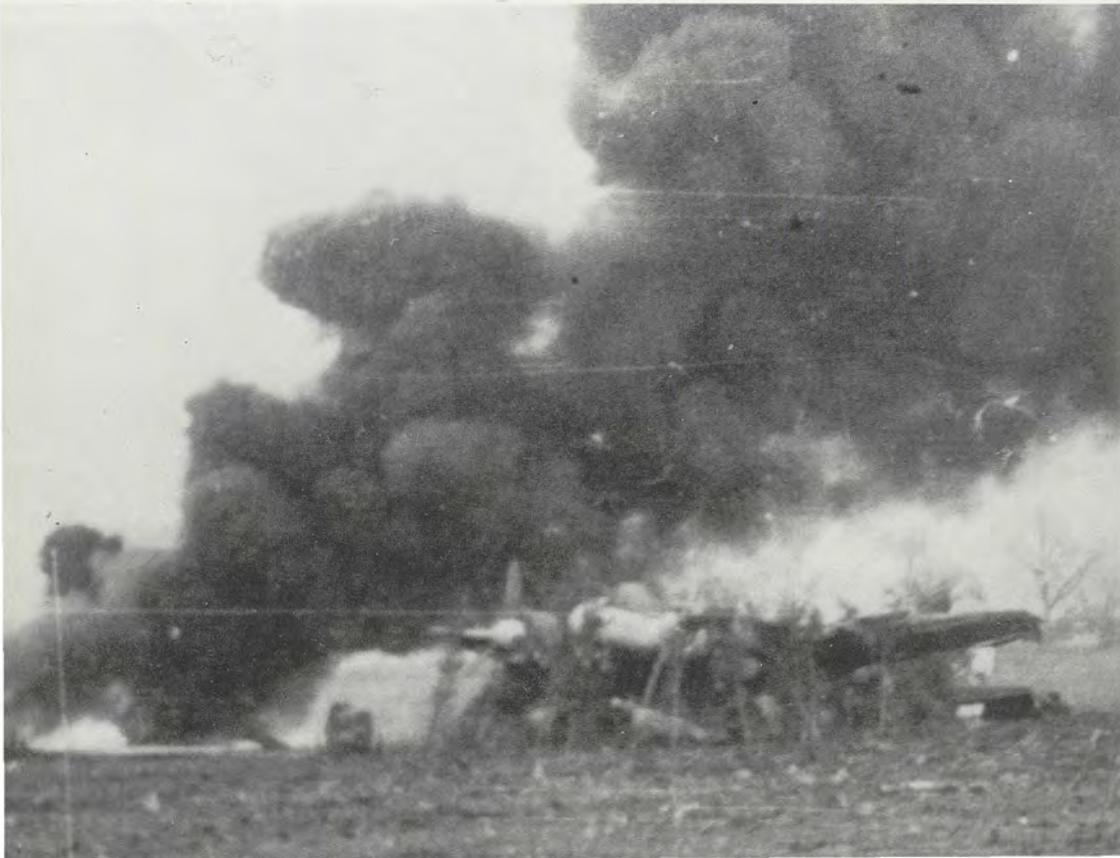




Abb. 39 △

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1993/94

I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1993/94 im Kulturzentrum

1. Donnerstag, 14. Oktober 1993: Zum Auftakt der Vortragsreihe im Winterhalbjahr und gewissermaßen als Abschlußveranstaltung zu den sich über 80 Jahre hinziehenden Ausgrabungen und zu der Anlage des kleinen Freilichtmuseums berichtete Dr. Matthias Klein mit einem Lichtbildervortrag über den römischen Gutshof im ehemaligen Gewann »Eglosheimer Burg« in Ludwigsburg-Hoheneck. Wie stark sich die Ludwigsburger für diesen Gutshof interessieren, zeigte der volle Saal im Kulturzentrum. Dieser Vortrag wird voraussichtlich im nächsten Heft der Geschichtsblätter gedruckt erscheinen.

2. Donnerstag, 11. November 1993: Dr. Erich Viehöfer, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, sprach in einem Lichtbildervortrag über das Thema »Vom Tollhaus zum Museum – die Geschichte des Hauses Schorndorfer Straße 38 in Ludwigsburg und seiner Bewohner«. Das Haus Schorndorfer Straße 38 war ein Teil der Ludwigsburger Strafanstalt und gehört zum ältesten Teil der noch bestehenden baulichen Anlagen des einstigen »Land-Zucht-Armen-Waisen- auch Tollhaus«, wie es Herzog Carl Alexander im Gründungsdekret vom 9. März 1737 verkünden ließ. Der mit großem Interesse aufgenommene Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter wiedergegeben (S. 33–52).

3. Donnerstag, 9. Dezember 1993: Beim letzten Vortrag des Jahres referierte Studiendirektor i. R. Dr. Hermann Schick aus Marbach über »Die Anfänge von Pietismus und Separatismus – kirchliche Unruhen im Kreis Ludwigsburg um 1700«. Der Pietismus war in Württemberg ab 1690 in breiter Form aufgekommen, und viele Jahrzehnte wurden im Für und Wider darum gerungen, welcher Platz der neuen Bewegung eingeräumt werden solle. Die Kirchenleitung brachte bis 1743 nicht weniger als sechs große Erlasse zur Frage des Pietismus heraus. Als 1743 mit dem »Pietisten-Reskript« der Pietismus in der Württembergischen Landeskirche das Heimatrecht bekam, wurde ein Schlußstrich unter einen beinahe 50 Jahre dauernden Kirchenkampf gezogen. Dieser Vortrag wurde bereits in Heft 47/1993 der Ludwigsburger Geschichtsblätter (S. 79–85) abgedruckt.

4. Donnerstag, 13. Januar 1994: Über den großen schwäbischen Afrikaforscher und Entdecker der Ruinen von Simbawe, Carl Mauch, sprach Prof. Dr. Rother von der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd beim ersten Vortrag (mit Lichtbildern) im neuen Jahr.

Carl Mauch, am 7. Mai 1837 in Stetten im Remstal geboren, kam mit zwölf Jahren nach Ludwigsburg, wo sein Vater zuletzt Stabsfourier in der dort stationierten Infanteriebrigade war. Carl war das älteste von vier Geschwistern.

Bereits mit 17 Jahren bestand Carl als bester Kandidat das Eintrittsexamen am katholischen Lehrerseminar in Schwäbisch Gmünd, und zwei Jahre später, 1856, legte er die Abschlußprüfung ebenfalls mit glänzenden Noten ab. Die Zeit am Gmünder Seminar hat Mauch wesentlich geprägt, obwohl er sich über die man-

gelnde Kompetenz mancher Lehrer und die kümmerliche Verpflegung beklagte.

1858 erhielt er eine Hauslehrerstellung in Slowenien im damaligen Österreich-Ungarn. Bis 1863 war Carl Mauch nun Hauslehrer in der Familie des Eisenbahningenieurs Kment in Drauburg und Marburg. In dieser Zeit bereitete er sich zielgerichtet auf seine Afrikareise vor. Wann genau seine Pläne, Afrikaforscher zu werden, konkret geworden sind, ist nicht bekannt, aber in einem Vortrag nach seiner Rückkehr vom schwarzen Kontinent bekennt er: »In einem Schulatlas, der mir zum Weihnachtsfest in meinem 15. Jahr gegeben worden war, war es besonders die Karte von Afrika, die meine Neugierde rege machte. Ich wollte wissen, was innerhalb des einförmigen Küstensaumes zu sehen sein möchte. . . . Diese kindliche Neugier wuchs in mir heran und bemächtigte sich meiner so sehr, daß sich in mir im 15. Jahre der feste Gedanke bildete, Entdeckungsreisen in Afrika zu machen.«

In seinem 15. Jahre, also 1852, gab es auf der Afrikakarte noch große, weiße Flecken. Aber es war die Zeit der großen Entdeckungen. Namen wie David Livingstone, J. A. Grant, Forscher auf der Suche nach den Nil- und Kongoquellen, der Deutschen Heinrich Barth und Moritz von Beurmann waren in aller Munde. Die letzteren fanden auf einer Saharaexpedition den Tschadsee und kartierten Timbuktu. Zur gleichen Zeit beschrieben die schwäbischen Missionare Rebmann und Krapf die schneebedeckten Vulkankegel des Kilimandscharo und des Mount Kenya und ernteten Unglauben, denn Eisgipfel am Äquator konnte man sich damals nicht vorstellen. Es war daher auch nicht verwunderlich, daß in jenen Jahren junge, unternehmungslustige Menschen wie Carl Mauch alle Veröffentlichungen über Afrika begierig verfolgten und Pläne schmiedeten, jenen nachzueifern. Mauch tat dies, indem er neben dem Unterricht, den er erteilte, die örtlichen Bibliotheken und Naturaliensammlungen in Marburg/Drau und Graz benutzte, um sich weiterzubilden. Er studierte Sprachen – auch arabisch – und trainierte körperlich hart, wie aus einem Brief hervorgeht: »Ich suchte ihn (den Körper) zu stählen, durch Fußreisen von sechs Meilen und mehr pro Tag, . . . bei jeder Witterung . . . , öfters ohne Speis und Trank, bis zur Rückkunft . . . «

1863 sah Mauch nun den Zeitpunkt für gekommen, um nach Afrika aufzubrechen. Er nahm mit August Petermann in Gotha Verbindung auf. Ein Ereignis, das seine Laufbahn als Forscher wesentlich beeinflussen sollte. Petermann war Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift »Petermanns Mitteilungen«, die im Justus Perthes Verlag in Gotha erschien und damals wie heute zu den führenden Fachblättern gehörte. Am 7. August 1863 fragte Mauch aus Drauburg in Kärnten bei Petermann an, ob er ihm nicht die Teilnahme an einer Afrikaexpedition vermitteln könne und wies auch auf seine autodidaktisch erworbenen Fähigkeiten hin. Eine Antwort solle er ihm postlagernd nach Triest senden. Offenbar war er entschlossen, so oder so nach Afrika abzureisen. Petermanns Antwort kam umgehend. Am 10. August (!) schon schrieb er höflich und verständnisvoll, aber eindeutig ablehnend zurück. Immerhin hieß es darin, sollte er tatsächlich nach Afrika kommen, könne er ihm seine Berichte zur Publikation zusenden, was Mauch dann auch tat.

Zunächst aber fuhr er aus ungeklärten Gründen nach London, wo er die Zeit nutzte, um in den Museen und Bibliotheken weiteres über Afrika zu erfahren. Und es läßt sich denken, daß dort einiges mehr zu finden war als in den Sammlungen des Gymnasiums von Marburg. Von London aus verschlug es ihn nach Memel in Ostpreußen, und erst von dort aus gelang es ihm, auf einem Segler eine Passage

nach Durban zu erhalten, wo er am 15. Januar 1865 afrikanischen Boden betrat.

Fünfzehn Monate später, im März 1866, schrieb er zum ersten Mal an Petermann und übersandte ihm eine genaue Übersichtskarte der südafrikanischen Burenrepublik zur Veröffentlichung. Der Brief war in Potchefstroom geschrieben, einem kleinen Städtchen, ca. 100 km südlich von Johannesburg. Potchefstroom war damals die Hauptstadt der Burenrepublik. In nur wenigen Monaten war es Mauch gelungen, in das Landesinnere zu gelangen, aus vorhandenen, ungenauen Kartenskizzen und eigenen Vermessungen ein Kartenwerk zu schaffen, das die Unterstützung der Regierung bekam und – für seine Zukunft entscheidend – wohlhabende und einflußreiche Freunde zu finden. Petermann war hocherfreut, daß es der junge Mann aus dem Schwabenland geschafft hatte, und berichtete noch im gleichen Jahr über ihn. Er rief auch zu einer Sammlung für den kühnen Forscher auf, die ein unerwartet großes Echo fand und 2636 Taler erbrachte. Der Hauptspender mit 500 Talern war das Württembergische Königshaus.

Im Mai 1866 bot sich Mauch überraschend die Gelegenheit, mit einem Elefantenjäger und Freund des Matabelekönigs Mosilikatse in dessen Land zu reisen. So gelangte er bereits bei seiner ersten Expedition bis in die Gegend von Harare, der heutigen Hauptstadt von Simbabwe. Das Ergebnis seiner Forschungen teilte er umgehend Petermann mit. Gleich eingangs erwähnte er die geringe Ausrüstung, die er bei seinen Geländebegehungen einsetzen konnte, denn die Matabele glaubten, er wolle das Land militärisch auskundschaften. Damit er seine Forschungen dennoch weiterbetreiben konnte, erklärte ihn der Elefantenjäger Hartley schließlich für verrückt. Nun ließen ihn die Eingeborenen in Ruhe, und er konnte ungehindert seine Skizzen anfertigen, Steine und Pflanzen einsammeln, untersuchen und wieder wegwerfen.

Daß seine Tätigkeit in Südafrika Anerkennung fand, zeigt sich auch darin, daß er anläßlich einer Landesausstellung aufgefordert wurde, eine Mineralien- und Erzsammlung aufzubauen. Mauch hat in seiner siebenjährigen Tätigkeit eine große Anzahl von Lagerstätten entdeckt, die heute noch ausgebeutet werden, nicht zuletzt deshalb findet er in Südafrika und Simbabwe bis heute Anerkennung.

Carl Mauchs letzter Biograph, der Bergbauingenieur und Geologe W. A. Sommerlatte, ist bei geologischen Prospektionen im östlichen Transvaal auf ihn gestoßen, als er sich wunderte, warum ein alles überragender Gipfel mit 2115 Meter »Mauchberg« heißt. Sommerlatte begann, nach dem Namensträger zu suchen und stellte überrascht fest, daß der Name und das Wirken Mauchs im südlichen Afrika noch gut bekannt sind.

Auch die zweite Reise führte Mauch wieder mit dem Elefantenjäger Hartley in das Land der Matabele. Er entdeckte damals Goldadern, nachdem Hartley bei der Verfolgung eines verwundeten Elefanten auf alte Bergbauspuren gestoßen war und seinem Begleiter davon berichtet hatte. Die dritte und die vierte Reise führte Mauch allein und zu Fuß durch. Sie führten durch den nördlichen Transvaal in das heutige südliche Simbabwe. Pro Reise dürfte er 2000 bis 3000 Kilometer marschiert sein, beladen mit seinen Instrumenten, Botanisierbüchsen und dem Gewehr. Proviant trug er wenig mit. Wie die amerikanischen Jäger und Fallensteller ernährte er sich durch Jagen, wenn er nicht auf einheimische Buren oder Schwarzafrikaner stieß.

In Mauchs Tagebüchern findet sich auch mancher sorgenvolle Hinweis auf den erschreckenden Rückgang der Wildtiere, und er prophezeite ihr baldiges Aussterben, wenn nichts gegen den unkontrollierten Abschuß unternommen werde.

Mauchs fünfte Reise dauerte von Februar bis Oktober 1870 und war eigentlich ein Regierungsauftrag. Er mußte auf Bitten der Transvaalregierung den Sekretär der portugiesischen Delegation von Potchefstroom nach Laurencio Marques, dem heutige Maputo, begleiten. Carl Mauchs letzte Reise hatte das Ziel, die sagenhaften Ruinen des Goldlandes Ophir zu finden. Und er hatte Erfolg! Am 5. September 1871, sechs Monate nach seinem Aufbruch, stand er vor den mächtigen Ruinen von Simbabwe. Der Hügel war damals von einem Häuptlingskraal belegt. Die Einheimischen erzählten ihm, es müßten früher Weiße hier gelebt haben, denn sie selber verstünden nichts vom Steinbau und könnten auch keine so hochwertigen Eisengeräte herstellen, wie man sie in den Ruinen gefunden habe. Mauch selber glaubte, er habe die Ruinen der Goldlieferanten König Salomos vor sich, wenn er auch nach seiner Rückkehr nach Europa diese Meinung nicht mehr partout aufrecht erhielt. Heute weiß man, daß die ältesten Teile um 600 n. Chr. entstanden sind.

Als es Mauch nicht gelingen wollte, über den Sambesi nach Norden zum Äquator – und damit zu den noch unentdeckten Nil- oder Kongoquellen – vorzustoßen, schiffte er sich am 5. Oktober 1872 auf einem französischen Frachter in Quelimane in Mozambique ein und erreichte im Dezember Europa wieder, acht Jahre und zwei Monate nach seiner Abfahrt in Memel.

Zurück in Europa wollte ihn Petermann sofort wieder als Expeditionsleiter nach Afrika senden. Mauch aber lehnte ab. Er eröffnete nun einen weitverzweigten Briefwechsel mit anderen Gelehrten und begab sich auf Vortragsreisen, damals fast die einzige Möglichkeit für einen Mann wie ihn, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Auf eine Anstellung als Staatsbeamter, etwa als Leiter eines Naturkundemuseums, konnte Carl Mauch nicht hoffen: nicht die Leistung zählte hier, sondern der fehlende akademische Grad, damals wie heute.

Nach einer mißglückten Reise nach Westindien nahm er im August eine Stelle als Betriebsgeologe in der Zementfabrik Spohn in Blaubeuren an. Neun Monate später stürzte er nachts aus dem Fenster seines im dritten Stock gelegenen Zimmers im Bahnhofsgebäude von Blaubeuren und erlag am 4. April 1875 seinen schweren Verletzungen. Carl Mauch fand seine letzte Ruhestätte auf dem Stuttgarter Pragfriedhof, wo ein Grabstein noch an ihn erinnert. Bleibt noch nachzutragen, daß sich zwischen der Gemeinde Kernen im Remstal und der Stadt Masvingo in Simbabwe eine Partnerschaft entwickelt hat. Masvingo, das koloniale Fort Viktoria, liegt 30 Kilometer entfernt von den Ruinen von Simbabwe, die dem afrikanischen Land den Namen gaben. (ph)

5. Donnerstag, 10. Februar 1994: Wie üblich begann der Februar-Vortragsabend mit der Mitgliederversammlung. Der Vorsitzende Dr. Wolfgang Bollacher konnte eine große Zahl von Gästen und Mitgliedern – darunter Frau Ministerin a. D. Annemarie Griesinger – begrüßen. In seinem Tätigkeitsbericht gab Dr. Bollacher einen Überblick über die Aktivitäten des Vereins im abgelaufenen Jahr. Der Verein pflegte die Kontakte zu anderen Heimatvereinen im Landkreis und präsentierte kurz vor Weihnachten Oberbürgermeister Hans Jochen Henke den 47. Band der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Die Finanzlage des z. Zt. 398 Mitglieder zählenden Vereins ist noch befriedigend. Der Verein hat seinen Jahresbeitrag mit Wirkung von 1994 an auf 40,- DM erhöht, gleichzeitig hat aber der Landkreis seinen jährlichen Zuschuß im Zuge von Sparmaßnahmen um 20% gekürzt. Den Verein trifft dies hart. Er ist jetzt noch mehr als bisher auf Spenden angewiesen. Dr. Bollacher sah auch über den Verein hinaus und erwähnte Ereignisse des Jahres

1993, die bewegt haben und bewegen. Angesichts vieler bedrückender Zustände meinte er, daß sich gute und schlechte Potenzen einer Gesellschaft wohl immer die Waage halten. Wer in die Geschichte sehe, finde dies belegt und versuche, in tatsächlichen oder vermeintlichen Krisen Gelassenheit zu bewahren, keinen Kleinmut zu zeigen und dazu beizutragen, die schlechten Potenzen nicht virulent werden zu lassen. Zum Schluß dankte Dr. Bollacher den Freunden, Mitgliedern und Amtsträgern des Vereins für Teilnahme und Mitarbeit. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß die Veranstaltungen des Vereins durchweg gut besucht sind, was in einer Zeit, in der über Vereinsmüdigkeit geklagt wird, nicht selbstverständlich ist.

Den Kassenbericht erstattete Helga Schmidt, den Prüfungsbericht Karl-Heinz Schiller. Die anschließenden Wahlen bestätigten den alten Vorstand für weitere drei Jahre im Amt: Dr. Wolfgang Bollacher: Vorsitzender, Prof. Dr. Paul Sauer: Stellvertretender Vorsitzender, Wolfgang Läßle: Schriftführer, Helga Schmidt: Kassenverwalterin. Der erweiterte Vorstand wurde ebenfalls im Amt bestätigt: Friedrich Freiherr v. Gaisberg-Schöckingen, Helga Gengnagel, Edelgard v. Kalitsch, Walter Kirschler, Markus Otto, Dr. Wolfgang Schmierer, Dr. Thomas Schulz und Dr. Albert Sting. (*wb*)

Nach den Regularien und Wahlen folgte der mit vielen farbigen Details ausgeschmückte Vortrag von Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz über »Die altwürttembergischen Lateinschulen am Beispiel Markgrönings (1354–1800)«. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter auf S. 15–32 wiedergegeben.

6. Donnerstag, 10. März 1994: Zum Abschluß der Wintervorträge stellte Maria Heitland ihre bisher unveröffentlichten Forschungsergebnisse über das einst einflußreiche Ministerialengeschlecht der Nothaft von Hohenberg vor. Die Nachforschungen, noch unter dem unvergessenen Landeshistoriker Prof. Dr. Hans-Martin Decker-Hauff begonnen, gestalteten sich zu einer Sisypusarbeit, wie die Rednerin bemerkte. Denn die Familie Nothaft ist im Mannesstamm bereits 1687 ausgestorben und die Quellenlage dementsprechend dünn. In Württemberg erscheint das Geschlecht erstmals im Jahr 1300 in den Urkunden. Damals haben Wernher der Nothafft und seine Söhne Albrecht und Wernher den Stuttgarter Zehnten, den er von Graf Konrad von Württemberg zu Lehen trug, um 80 Pfund Heller an Graf Eberhard von Württemberg verkauft. Wann und unter welchen Umständen die Familie ins Land kam, ist ungeklärt. Man vermutet, daß der besagte Wernher oder ein Vorfahre mit einem Kriegszug oder als Begleiter des Königs nach Schwaben gekommen ist. Urkundlich nachgewiesen ist im frühen 12. Jh. ein Adelsgeschlecht gleichen Namens in Bayerisch Franken und im Egerland: 1123 wird ein Gremauldus, »dictus Nothafft« de Egerle in einer Urkunde genannt. Nothaft ist demnach ein damals üblicher Beiname.

Zurückgehend auf die große Genealogie über die Familie Nothafft von Oswald Gabelkofer aus dem 16. Jh. haben bisher alle Geschichtsschreiber eine Verwandtschaft mit den bayerischen Nothaft von Wernberg verneint. Frau Heitland ist es nun gelungen, diese Verwandtschaft nachzuweisen. Der Schlüssel hierzu lag in bayerischen Archiven und in der systematischen Auswertung der Turnierbücher, d. h. der Teilnehmerlisten der mittelalterlichen Ritterturniere. Dort ist z. B. 1296 ein Nothaft »de Rems« genannt. Die früheren württembergischen Chronisten und auch Otto von Alberti in seinem »Adels- und Wappenbuch« von 1889 haben diese Herkunftsbezeichnung als »ungeschichtlich« bezweifelt, weil die Burg Rems bei Waiblingen damals dem Hause Württemberg gehörte. Da die Nothaft damals

offensichtlich noch keine eigene Burg besaßen, gaben sie aber wohl sicher ihren Wohnort an. Erst 1340 kam das Geschlecht in den Besitz der Burg und der Herrschaft Hohenberg, heute Hochberg, Gemeinde Remseck a. N., und nannte sich fortan Nothafft von Hohenberg. Im Laufe des 14. Jh. stieg die Familie auf und hatte auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine glückliche Hand, denn sie konnte etliche Lehen an sich ziehen und Herrschaften und Höfe käuflich erwerben: 1344 ist der Kauf der einen Hälfte der Herrschaft Beihingen bezeugt (eigentlich sind es zwei Fünftel der Ganerben-Herrschaft). Bereits 6 Jahre zuvor hatte Wernher zusammen mit seinem Bruder Conrad und Einhart von Strubenhartd zu Beihingen eine ewige Messe gestiftet. Ein Epitaph in der Beihinger Amanduskirche zeigt noch heute Ritter Bernhard V. Nothafft, Herr zu Beihingen, dort verstorben am 28. Feb. 1467. (Dort und in der Stuttgarter Stiftskirche kann man auch das Familien-Wappen sehen, zwei silberne Flügel auf rotem Grund, von den Wappenkundigen »offener Flug« genannt.) Um das Jahr 1380 wurde die Stadt Backnang mit allen Rechten und Zubehörden an Peter Nothafft verpfändet und aus einer Erbteilung wissen wir, daß sie 1391 noch im Pfandbesitz seiner Söhne Wernher IV. und Hans II. war. 1435 wurde das Schloß Reichenberg bei Oppenweiler mitsamt den zugehörigen Weilern und Höfen an diese beiden verpfändet.

Wie reich begütert die Nothafft zeitweilig waren, kann man aus dem schon genannten Adels- und Wappenbuch von Alberti erschließen: Dort sind nicht weniger als 25 Oberamtsbeschreibungen zitiert, in denen das Geschlecht auftaucht.

Die Familie blieb von ihrem Auftauchen im Jahr 1300 bis zum Aussterben den Württembergern eng verbunden. Immer wieder ist sie in hohen Funktionen am Stuttgarter Hof anzutreffen. 1417 und 1422 wird Ritter Wernher Nothafft als Mitglied im Ratskollegium Eberhards des Gütigen erwähnt und 1468 begleitet Junker Johann den Grafen Eberhard im Bart auf der Fahrt zum Heiligen Grab nach Jerusalem und wird dort mit ihm zum Ritter geschlagen.

Als wichtigstes Indiz zum Nachweis einer Verwandtschaft gelten in der Genealogie die Vornamen. Die württembergischen Nothafft hießen in der Frühzeit Wernher, Peter und Johann, später dann Wolf, Caspar, Philipp-Jakob und – einmal – Heimeran. Maria Heitland hat nun bei den bayerischen Nothafft die entsprechenden Vornamen im zeitlichen Zusammenhang ebenfalls gefunden. Als schönes Beispiel nannte sie den Heimeran, der 1534 den obenerwähnten Freihof zu Groß-Aspach verkauft hat. Dieser ungewöhnliche Name mußte stutzig machen. Der Name ist eine lokale Verballhornung von Hieronymus, auch »Heimerl« genannt, und kommt in der bayerischen Linie der Nothafft von Wernberg im 16. Jh. mehrfach vor. Den Beweis für die Verwandtschaft erbrachten aber die Aufzeichnungen des Reichshofrates und Kammerherrn Graf Heinrich Nothafft von Wernberg an der Nab. Dieser machte um 1640 den Versuch, mit den württembergischen Vettern zu einer gemeinsamen Erbeinigung zu kommen. Die Verhandlungen scheiterten zwar, allein die Tatsache, daß sie überhaupt geführt wurden, spricht für Verwandtschaft. Der Reichshofrat wandte sich auch gegen die Behauptung, es bestünden keine verwandtschaftlichen Beziehungen, und machte geltend, man habe in der Familie immer gewußt, daß man die gleiche Abstammung habe und sei sich auch gegenseitig Pate gestanden.

Bleibt noch nachzutragen, daß die Nothafft von Hohenberg 1687 mit Philipp Jakob im Mannesstamm ausgestorben sind. (*ph*)

II. Sommerfahrten 1994

1. **Samstag, 23. April 1994:** Halbtagesfahrt nach Bönningheim. Am ersten warmen Frühlingstag im April begab sich der Verein zur ersten Unternehmung im Sommerprogramm. Der Besuch von Bönningheim, der Perle des Zabergäus, war angesagt. Die Führung hatte Heimatforscher und Hobbyarchäologe Kurt Sartorius übernommen. Im Januar 1992 hielt er vor dem Historischen Verein einen vielbeachteten Vortrag über neue archäologische Entdeckungen auf Bönningheimer Gemarkung. Nun wollte man die Stadt, die erst 1785 zu Württemberg gekommen war, näher kennenlernen.

Bönningheim gehört sicher zu den ältesten Siedlungen im Landkreis. Seine Anfänge reichen in die alemannische Landnahmezeit nach dem Fall des Limes 266 n. Chr. zurück. Die erste urkundliche Erwähnung verdankt es einer Schenkung der Nonne Hiltburg an Kloster Lorsch im Jahre 793. Beinahe 400 Jahre später wird unter den Besitzungen Kaiser Barbarossas eine Burg in Bönningheim aufgeführt und wieder 100 Jahre später, 1284, erscheint der Ort in einer Kaufurkunde erstmals als »civitas«, also Stadt. Zu gleicher Zeit setzte auch der Bau der Stadtmauer ein, kräftig unterstützt vom Kloster Bebenhausen, das sich mit jener Urkunde in Bönningheim eingekauft und volle Abgabefreiheit gegenüber dem Stadtherrn, Albrecht von Hohenberg, dem Schwager König Rudolfs I. von Habsburg, erlangte.

Direkt vor der staufischen Burg und einem noch vorhandenen Stadtmauerrest empfing Sartorius die Besucher und konnte so die Stadtführung mit den zeitlichen Anfängen beginnen. Am gleichen Platz steht auch die Kelter von 1949. Auf den Neubau wurde damals der Uhrturm der alten Kelter mit den Wappen der vier »Ganerben« der Stadt wieder aufgesetzt. »Ganerben« nennt man nach heutigem Recht Miterben oder Miteigentümer einer an sich unteilbaren Sache. Unter der Lehenshoheit des Erzbistums Mainz, das diese Rechte vom Kloster Lorsch übernommen hatte, teilten sich die Adelsfamilien der Neipperg, Liebenstein, Gemmingen und Sachsenheim die Herrschaft über die Stadt. Da die ummauerte Stadt durch zwei sich kreuzende Hauptstraßen in vier Teile geteilt wird, fiel jeder Pfandschaft auch ein Stadtviertel zu. Auf diese Weise war die Einheit Bönningheims auf Dauer gewährleistet, wenn es auch trotz umfangreicher Verträge nicht immer leicht war, die Sonderinteressen des Lehensherrn, der Ganerben und der Bürger unter einen Hut zu bringen. Zeitweise soll es sogar verboten gewesen sein, von einem Viertel in das andere zu heiraten. Auch die Burg gehört zum Ganerbiat und da jeder Miteigentumsanteil wieder separat vererbt und geteilt werden konnte, gab es zeitweise Anteile von $\frac{1}{32}$!

Der Weg in die Innenstadt führte durch das »Kesselbrühgäßchen« – offiziell »Schmale Straße«, das auf dem ehemaligen aufgefüllten Graben zwischen Burg und Stadt verläuft; seinen Namen hat es vom alten Gerichtstag der Ganerben, an dem es Metzelsupp für das zusammengeströmte Volk gab.

Der noch stehende obere Torturm, »Köllesturm« genannt, stammt in seinem unteren Teil aus der ersten Ausbauphase und erhielt 1772 mit dem Fachwerkaufsatz seine heutige Gestalt. Bei Tiefbauarbeiten vor dem Turm stieß man auf »gewölbte Keller«, die den Archäologen wegen ihrer Lage Rätsel aufgaben: Wie konnte vor dem Torturm, wo die Straße über den Stadtgraben führte, ein Haus gestanden haben? Bald war klar, daß es sich um den steinernen Brückenbogen handelte, der den Stadtgraben überspannte; vom Landesdenkmalamt durchge-

führte Notgrabungen erbrachten den Beweis, daß vor dem großen Torturm im Spätmittelalter eine Zwingermauer gestanden hatte. Mit Hilfe von alten Stichen gelang es sogar, eine Ansicht des oberen Bönningheimer Tores zu rekonstruieren.

Bei der Ausgrabung des aufgefüllten Stadtgrabens stießen die Archäologen auf große Mengen von Glasscherben aus dem Mittelalter: Butzenscheiben, geschnittene Flachgläser, Noppengläser und – zu aller Überraschung – kunstvoll geblasene Pilgerflaschen. Die wissenschaftliche Auswertung der Funde ist noch im Gange. Von den 130 in ganz Deutschland bisher gefundenen Pilgerflaschen stammen allein 15 von hier. Bönningheim als Etappenort auf der Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela? Eine dem Pilgerheiligen Jodokus geweihte, heute abgegangene Kapelle und in Gräbern gefundene spanische Pilgerzeichen erhärten die Vermutung. Die Stadt lag an einer wichtigen Handelsstraße und daß sie als kurmainzisches Territorium inmitten Württembergs lag, mag den Handelsplatz noch gefördert haben. Darauf deuten die zahlreichen aufwendig gebauten Häuser von Kaufleuten. Ein Beispiel ist das 1760 von einem italienischen Pomeranzenhändler als Handelsniederlassung und Wohnhaus erbaute Gebäude in der Hauptstraße. Überhaupt war in Bönningheim der Anteil an Kaufleuten und Handwerkern wesentlich höher als in den umliegenden Ackerbürgerstädten.

Der Stadtrundgang führte durch die Hauptstraße hinunter zum ehemaligen unteren Tor, wo jetzt das Stadion'sche Schloß steht. Reichsgraf Friedrich von Stadion, Großhofmeister beim Erzbischof von Mainz und zeitweise kaiserlicher Gesandter in London, ließ es 1776 anstelle des alten Liebensteiner Schloßchens erbauen. Die Reichsgrafen waren seit 1727 Herren über drei Ganerbenanteile und als 1751 auch noch der Gemmingen'sche Anteil zurückfiel, löste der Erzbischof das Ganerbiat auf und übertrug die gesamte Herrschaft an die Stadion. Nach wechselvoller Geschichte, u. a. als Sitz des Oberforstamts und über 77 Jahre als Heim für Gehörlose, soll das Schloß künftig als Museum für Werke der naiven Malerei dienen.

Nicht im Mittelpunkt Bönningheims, aber inmitten des ehemaligen geistlichen Besitzes liegt die Cyriakus-Kirche auf einer leichten Anhöhe. Der heutige Bau geht im Kern auf 1359 zurück. Obwohl kurmainzisches Territorium, wurde die Stadt schon 1525 evangelisch. Dem katholischen Oberherren ist aber zu verdanken, daß die gotische Ausstattung mit Hochaltar und Lettner noch vollständig erhalten ist. Dieser Lettner ist der einzige im Kreis Ludwigsburg und neben dem in Maulbronn, Tübingen und Esslingen eine der größten Kostbarkeiten im Unterland.

Vorbei an qualitätsvollen Fachwerkhäusern und am Apothekenlabor, das vermutlich auf das 18. Jh. zurückgeht, aber noch der genauen Untersuchung und Restaurierung harrt, führte Sartorius die Besucher dann zum Steinhaus von 1296. Vermutlich als Palas einer Stadtburg erbaut, diente das Steinhaus später als Küferwerkstatt, als Bauernhaus und beherbergt heute ein Schnapsmuseum; ein Besuch lohnt sich, denn neben einer gut aufgebauten Ausstellung mit Brennrezepten aus dem 13. Jh. sind Kostproben der hochprozentigen Erzeugnisse der einheimischen Kleinbrenner zu genießen.

Nach dem Schnapsmuseum galt es noch den Michaelsberg zu besuchen, von wo aus das klare Wetter einen schönen Rundblick auf das Unterland gestattete. Der Michaelsberg war seit früher Zeit kultischer Mittelpunkt des Zabergäus. Er kam 793 mit Bönningheim durch die Schenkung der Nonne Hiltrud an Kloster Lorsch und dann an das Erzbistum Mainz. Die Michaelskirche war damals Mittelpunkt

eines frühchristlichen Sprengels, dessen Funktion im 15. Jh. von Bönningheim übernommen wurde. Graf Stadion ließ das Gotteshaus wieder herrichten und als katholische Kirche weihen. Er gründete daneben ein kleines Kapuzinerhospiz, das heute als Jugendheim dient. Diese »Rekatholisierung« ging nicht reibungslos vonstatten, denn die evangelische Bevölkerung verhinderte öffentliche katholische Gottesdienste. So blieb die Kirche Hauskapelle für den katholischen Ortsherrn und sein Gesinde; heute ist sie ein beliebter Platz zum Heiraten. (ph)

2. Samstag, 18. Juni 1994: Halbtagesbesichtigung Ludwigsburg. Der zweite Ausflug im Sommerprogramm ging in die eigene »Kreishauptstadt«. Die Besichtigungen galten zwei neuen Museen und dem alten Friedhof. Erstes Ziel war die Friedenskirche, wo der Verein vom Leiter des neu eröffneten Landeskirchlichen Museums, Eberhard Gutekunst, empfangen wurde.

Die Führung durch die Ausstellung »Zwischen Kanzel und Kehrwoche« gestaltete sich als Konfrontation mit dem eigenen täglichen Leben, zumindest jedoch mit dem sonntäglichen Erleben in der Jugendzeit. Eberhard Gutekunst konnte auch die sozialen Hintergründe der Ausstellungsthemen erklären. So war z. B. der wichtigste Akt einer bäuerlichen Heirat nicht die Trauung, sondern die Verlobung, bei der zwischen den Familien geklärt wurde, »wer welches Sach« in die Ehe einbringt. Die Ausstellung enthält viele kleine und große Kunstwerke der Frömmigkeit aus den Kirchen unseres Landes: »Sie zeigen dem Betrachter den Weg zu den Quellen des Glaubens«, heißt es im Katalog. Ein Beleg dafür ist z. B. eine geschnitzte Figur des heiligen Anatolian aus der Kirche von Plattenhardt: sie war in der Reformationszeit in der Sakramentsnische im Chor so eingemauert worden, daß sie auf den Altar blickte; so stand sie 400 Jahre im Dunkeln, bis man sie 1964 wieder entdeckte. Großen Eindruck machten auch die bekannten Schlafzimmerbilder mit dem guten Hirten und die Schutzengelbilder, die keineswegs nur für Kinder gedacht waren, wie etwa eine Widmung »Zum Andenken an Deinen Hochzeitstag« zeigt.

Die zweite Station der Stadtbesichtigung galt dem einzigen Strafvollzugsmuseum in Deutschland. Es befindet sich im Haus Schorndorfer Straße 38, im ältesten Bau des von Herzog Carl Alexander 1737 gegründeten »Land-Zucht-Armen-Waisen auch (und) Tollhaus«, aus dem dann die Strafvollzugsanstalt hervorging. Im Museumseingang hängt die große »Gefängnisuhr« aus dem abgebrochenen Zellenstrakt. 8.39 Uhr zeigt sie: an einem nicht mehr feststellbaren Tag im Juni 1990 hat der letzte Beamte beim Verlassen der Anstalt die Sicherungen herausgeschraubt und damit ein 253 Jahre dauerndes Kapitel württembergischer Strafjustiz beendet.

Zu Beginn der Führung räumte der Museumsleiter Dr. Erich Viehöfer mit dem Vorurteil der »mittelalterlichen Blutjustiz« auf. Anhand eines ausgestellten »Sühnevertrages« von 1496 erklärte er die damalige Auffassung von Strafe, die nicht von der Rache ausging, sondern Wiedergutmachung und Wiedereingliederung des Täters in die Gemeinschaft als Ziel hatte. Betroffenheit löste der Anblick der im Museum aufgestellten Guillotine aus, die am 18. Februar 1949 im Hof des Tübinger Landgerichts zum letzten Mal eingesetzt wurde. Daneben steht, weniger spektakulär, aber nicht weniger gruselig der originale Richtblock aus dem Berliner Gefängnis Moabit; auch er war bis 1949 im Gebrauch und die Spuren des Henkerbeils sind gut zu sehen.

Im gleichen Raum ist auch das Menu der »Henkersmahlzeit« angeschlagen, eines Essens, das dem Henker und dem Verurteilten vor der Hinrichtung zustand;

letztere nahmen nach den Akten allerdings in der Regel nur wenig zu sich; »Jud« Süß Oppenheimer habe nur ein Glas Wasser getrunken, berichtete Viehöfer.

Wesentlich zeitnäher ist der Nachbau einer Zelle, in der die Gefangenen bis 1990 untergebracht waren. Auf 15 m² gibt es ein Bett (am Tage hochgeklappt), ein Tischchen, einen Stuhl und ein kleines Kästchen für die persönlichen Utensilien. Vorn am Eingang ein Wasserklosett ohne Deckel. Selbst die Düfte, die dem WC entsteigen, sind real.

Der letzte Teil der Stadtbegehung galt dem alten Friedhof. Die Stellung Ludwigsburgs als Residenzstadt hat bewirkt, daß dort viele eng mit der Landesgeschichte verbundene Persönlichkeiten ruhen. Dr. Albert Sting konnte deshalb nur einige ausgewählte Gräber zeigen.

Gleich hinter der 1868 geweihten Friedhofskapelle stehen die Grabmäler der Freiherren von Maucler (Vater und Sohn). Bevor die Kapelle gebaut wurde, waren dies die vordersten Gräber am Hauptweg, standen also an besonderer Stelle. Friedrich Freiherr von Maucler (1755–1796) war Erzieher der Söhne von Herzog Friedrich Eugen, u. a. also des späteren Königs Friedrich I. Sein Sohn Paul Friedrich Theodor Eugen Freiher von Maucler (1783–1859) entwarf als Staatsminister unter König Friedrich I. eine neue Verfassung, die gleiche Bürgerrechte für alle und ein allgemeines Wahlrecht enthielt; sein Entwurf wurde unter Wilhelm I. 1819 angenommen.

Am Grab der Kammerfrau von Königin Mathilde, Marie Hermann geb. Baumann (1764–1846), bedauerte Dr. Sting, daß damals Kammerfrauen keine Memoiren geschrieben haben: die Werke dieser bedeutenden Königin seien zwar bekannt, aber über ihr Leben wisse man praktisch nichts.

Auf dem schon stark verwitterten Grabmal von General Karl von Reinhardt sind alle Schlachten verzeichnet, an denen er teilgenommen hat. Und es fehlt kein Name zwischen Austerlitz und Waterloo. Reinhardt war einer jener Offiziere, die in den napoleonischen Kriegen rasch aufgestiegen sind und den Generalsrang noch vor dem 30. Lebensjahr erreicht haben. Gestorben ist er mit 36 Jahren an den Folgen eines Reitunfalls.

Nicht nur Gräber der Staatsdiener sind erhalten, sondern auch die von Geistesgrößen in der Opposition. Einer dieser Art war der Theologe und Philosoph David Friedrich Strauß (1808–1874), wohl einer der größten Söhne Ludwigsburgs, auch wenn er sich zuletzt als Hauslehrer durchschlagen mußte. Sein Werk über das »Leben Jesu« hatte internationale Wirkung und hat ihn zu einer Figur von weltweiter Bedeutung gemacht. Den Abschluß fand die Exkursion in die eigene Kreisstadt am Grabe von König Wilhelm II., der 1921 in seinem Exil in Bebenhausen verstorben und in Ludwigsburg zu Grabe getragen worden ist. (ph)

3. Samstag, 27. August 1994: Ganztagesfahrt zum Ipf und nach Bopfingen. »Vom Ipf zum Goldberg« heißt Band 16 der Führer zu den archäologischen Kulturdenkmälern Baden-Württembergs (Hg. vom Landesdenkmalamt u. a. Stuttgart 1992). Dieser Empfehlung folgte der Historische Verein bei seiner dritten Studienfahrt. Als Führer fungierte der Verfasser des genannten Führers: Dr. Rüdiger Krause, Konservator beim Landesdenkmalamt. Weil der Verein aber nicht ins Ries fahren wollte, ohne die jüngere Geschichte auch »mitzunehmen«, saß der stellv. Vereinsvorsitzende, Prof. Dr. Paul Sauer, als »Lehrer« für die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit ebenfalls vorne im Bus. Schon während der Fahrt von Ludwigsburg über Schwäbisch Gmünd und Aalen nach

Bopfingen wechselten sich beide mit Erklärungen ab, die von der Steinzeit bis zur Gegenwart reichten.

Erstes Ziel war der Ipf mit seinem markanten Plateau und den umlaufenden vorgeschichtlichen Schutzwällen. »Der schönste Berg Württembergs« wie König Friedrich I. bei seinem Anblick feststellte; er besuchte 1811 seine neu erworbenen Territorien im Osten und ließ sich bei dieser Gelegenheit auch auf den Ipf tragen. »Wären meine Beamten nicht solche Esel gewesen, würde das alles zu Uns gehören«, soll er geseufzt haben, als er von dort auf das Nördlinger Ries ausblickte. Das Ries, eine fast kreisrunde Tiefebene mit einem Durchmesser von ungefähr 25 km, ist der heute noch erkennbare Krater eines riesigen Meteors, der vor ca. 15 Millionen Jahren hier einschlug.

Der Ipf ist neben der Heuneburg wohl die bekannteste vorgeschichtliche Bergfestung in Südwestdeutschland. Mit seinen nach drei Seiten steil abfallenden Flanken bot er hervorragenden natürlichen Schutz. Nur die flache Ostseite mußte mit zusätzlichen Befestigungen verstärkt werden. So entstanden von der späten Bronzezeit bis zur spätkeltischen Besiedlung, bevor die Römer kamen, ausgedehnte Wall- und Grabensysteme, die das Gipfelplateau und die Ostflanke schützten. In den heute noch meterhohen Wällen finden sich bis zu 5 m breite Holz- und Steinmauern, die sich jedoch nur ungenau den verschiedenen Zeitperioden zuordnen lassen. Der Berg ist archäologisch noch beinahe unerforscht. Deshalb ist auch die Funktion des Ipf in vorgeschichtlicher Zeit ungewiß. Glücklicherweise sei hier nur wenig gegraben worden, stellte Dr. Krause fest. Denn eine archäologische Grabung sei immer mit der Zerstörung des untersuchten Befundes verbunden und was man vor 80 Jahren mit den damals bekannten Methoden ergraben habe, würde heute ein zehnfaches an Erkenntnis bringen. Deshalb seien auf dem Ipf in der nahen Zukunft auch keine Grabungen vorgesehen. Die Frage, ob der Berg eine Fluchtburg, ein hallstatt-zeitlicher (8.–5. Jh. v. Chr.) Fürstensitz oder ein keltisches Oppidum gewesen ist, muß deshalb weiter offen bleiben.

Zu Füßen des Ipf liegt Oberdorf, ehemals Besitz der Grafen von Oettingen, dann selbständige Gemeinde und heute Ortsteil der Stadt Bopfingen. In diesem Dorf haben die Grafen von Oettingen 1510 Schutzjuden aufgenommen, die aus den benachbarten Reichsstädten Bopfingen und Nördlingen ausgewiesen wurden. In der ehemaligen Synagoge erläuterte Prof. Dr. Sauer die wechselvolle Geschichte der Juden im heutigen Ostalbkreis, die sich auch im Schicksal dieser Synagoge spiegelt: 1812 erbaut, wurde sie 1828 Sitz des Rabbinats, 1843 renoviert und mit den heute wieder sichtbaren Wandmalereien und Inschriften in hebräischer Sprache geschmückt. Am 9. November 1938 legten vier auswärtige SA-Männer einen Brand im Inneren, der aber von den Nachbarn schnell gelöscht wurde. Danach wurde die Synagoge von der Gemeinde erworben und zuerst als Turnhalle, dann als Kriegsgefangenenunterkunft genutzt. Nach dem Krieg erhielt das Haus einen Dachreiter mit Glocke und diente 18 Jahre als katholische Kirche, bis es an einen örtlichen Handwerker verkauft wurde und als Lagerraum verkam. Erst 1989 gelang es einem inzwischen gegründeten Trägerverein, die Synagoge zu erwerben und mit kräftiger Unterstützung durch die Stadt Bopfingen und die Denkmalpflege zu restaurieren und einer würdigen Nutzung als Gedenk- und Begegnungsstätte zuzuführen.

Von der Steinzeit bis in das 20. Jh. reichen die archäologischen Funde und historischen Quellen der ehemals freien Reichsstadt Bopfingen, die im 1504 erbauten »Seehaus« ausgestellt sind. Im Mittelpunkt der archäologischen Sammlung

dieses Stadtmuseums steht naturgemäß der Ipf: Modelle und Darstellungen in moderner Museumstechnik vermitteln ein plastisches Bild der schon gut faßbaren Gesellschaftsstrukturen der keltischen Zeit. Nach dem Ende der 300jährigen römischen Herrschaft erwuchs aus der alemannischen Siedlung ein fränkischer Marktort. Im alten Kernland der Staufer erlangte die Stadt bald Reichsfreiheit und eine kurze wirtschaftliche Blüte. Mit den Wirren der Reformationszeit begann aber im 16. Jh. eine mehr als 200 Jahre dauernde Periode häufiger Bedrohungen und existentieller Bedrängnisse. Vom Schmalkaldischen Krieg 1546, über den 30jährigen Krieg bis ins 18. Jh. beraubten Unruhen, Seuchen und Kontributionen die Stadt fast ihrer gesamten wirtschaftlichen Grundlagen. Fernab von den großen Verkehrsströmen und den Ballungszentren hat die Stadt auch heute noch zu kämpfen, um den Anschluß nicht zu verlieren.

Der Nachmittag begann mit einem kurzen Stadtrundgang und Besuch der evangelischen Stadtkirche mit dem 1472 von Friedrich Herlin aus Nördlingen geschaffenen Hochaltar. Die anschließende Begehung einer noch unerforschten Viereckschanze (mit heute noch 3 m hohen Wällen) gab Dr. Krause die Gelegenheit zur Erläuterung der neuesten Interpretationen dieser geheimnisumwitterten Relikte der keltischen Vorfahren. Gewonnen wurden diese Erkenntnisse bei der vierjährigen Grabungskampagne in den Bopfinger Industriegebieten im Egertal. Zum erstenmal konnte im Verbreitungsgebiet der Viereckschanzen von Böhmen bis nach Frankreich eine Anlage mit ihrem Umfeld ausgegraben werden. Bisher hatte man nur im Inneren der Schanzen gegraben und die Wallanlagen untersucht. In Bopfingen sind im weiten Umkreis davon die Reste von keltischen Vorgängersiedlungen gefunden worden und aus diesen Zusammenhängen haben sich so eindeutige, neue Erkenntnisse herausgeschält, daß die bislang geltende Lehrmeinung, die Viereckschanzen seien überwiegend kultische Anlagen gewesen, nicht mehr aufrechterhalten werden kann. In immer mehr Anlagen verdichteten sich die Anzeichen, so Dr. Krause, daß es sich um umwallte Höfe gehandelt habe, in denen herrschaftliche und wirtschaftliche Funktionen sowie auch kultische Anlagen ihren Platz gehabt hätten.

Über das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Kirchberg, von den Grafen von Oettingen 1267 als Hauskloster und Familiengrablege gegründet, ging es zum Goldberg, auf den man am Morgen vom Ipf heruntergeblickt hatte. Das 50 m über die Riese ebene hinausragende Plateau von 4 ha hat großen archäologischen Stellenwert: Bei flächendeckenden Grabungen in den 1920er Jahren gelang es, vollständige Siedlungsgrundrisse mehrerer Besiedlungsphasen von der Jungsteinzeit bis zur Eisenzeit (5000–500 v. Chr.) aufzudecken. Eine sichere Erkenntnis der Beziehungen zwischen dem Ipf und dem Goldberg in der Zeit der gemeinsamen Besiedlungszeiten besteht noch nicht. Aber wenn man die archäologisch gewonnenen Erkenntnisse über das weitere Umland aus der vorrömischen Zeit betrachtet, ist wohl die Gewinnung von Eisen, das aus oberflächlich anstehenden Rasenerzen gewonnen wurde, ein wesentlicher Faktor für die dichte Besiedlung des Rieses und der Ostalb gewesen. *pb*

(Nach den Zeitungsberichten von Dr. Wolfgang Bollacher [wb] und Paul Hänslers [ph]).

Wolfgang Läßle

Jahresbeitrag

Die Mitglieder werden gebeten, sofern noch nicht geschehen, den Jahresbeitrag für das Jahr 1994 (sowie etwa rückständige Beiträge) auf das Vereinskonto Nr. 53514 bei der Kreissparkasse Ludwigsburg (BLZ 60450050) zu überweisen.

Seit 1994 beträgt der Jahresbeitrag für Einzelmitgliedschaft 40,- DM und für Körperschaftliche Mitglieder je nach Selbsteinschätzung mindestens das Zweifache der Höhe der Einzelmitgliedschaft. Schüler, Studenten und Auszubildende zahlen einen ermäßigten Beitrag von 20,- DM.

Falls Sie irrtümlich noch den alten Jahresbeitrag bezahlt haben sollten, bitten wir um Nachüberweisung des Differenzbetrages.

Wolfgang Läßle

Rückblick auf das Jahr 1993

Januar

1. Die Einwohnerschaft Ludwigsburgs ist um 666 Personen auf 84 351 um 0,8% gegenüber dem Vorjahr angewachsen (Stand November 1992). Der Dachstuhl im ehemaligen Gefängnis brannte. Dem raschen Eingreifen der Feuerwehr ist es zu verdanken, daß die Flammen nicht bis auf die Schorndorfer Straße übergreifen haben. Ursache ist Brandstiftung.
Zwei Tote forderte ein Brand in der Bietigheimer Asylunterkunft. Ein 19jähriger Mann aus dem früheren Jugoslawien soll den Brand verursacht haben.
2. Der Monrepos-See war zugefroren. Ein lebhaftes Treiben der Schlittschuhfahrer war über das Wochenende zu erleben.
5. Bei zwei Bränden in der Bietigheimer Werkstatt für Behinderte und in einem Mehrfamilienhaus in Ditzingen wurden zwei Männer verletzt.
8. Das Arbeitsamt berichtete, daß im Kreis Ludwigsburg die Zahl der Arbeitslosen die 10 000-Hürde übersprungen und 4,5% erreicht habe.
9. Zu den 10. Internationalen Volkswandertagen kamen 2000 Wandersleute nach Hoheneck.
Der Neujahrsempfang des Landrats stand unter dem Motto »Europa im Aufbruch«. Der frühere Botschafter in den USA, Bernd von Staden, referierte.
13. Die 104 Jahre alte Chemische Fabrik Zeh wird Ludwigsburg verlassen, weil sich kein geeigneter neuer Standort fand.
Einen modernen Glaspavillon als Aufenthaltsraum konnte Bürgermeister Kuhn in Remseck im Bildungszentrum Wilhelm-Keil-Hauptschule und Lise-Meitner-Gymnasium einweihen.
14. Bis Ende des Monats werden alle noch freien Parkplätze in der Ludwigsburger Innenstadt mit 400 weiteren Parkuhren versehen sein.
16. Bönningheim feierte zum Auftakt seines 1200-Jahre-Jubiläums die Verleihung der Ehrenfahne des Europarates in Anwesenheit einer Delegation aus Rouffach.
17. Drei Männer des 1. Pool-Billard-Clubs in Ludwigsburg haben in Bietigheim-Bissingen den Weltrekord in dieser Disziplin, der auf 312 Stunden stand, mit 360 Stunden gebrochen.
Durch eine Änderung der Markungsgrenze zwischen Ludwigsburg und Remseck kamen acht Bürger von Ludwigsburg nach Aldingen bzw. nach Hochberg.
Mit der Rekorszahl von 86 Schwimmern und Schwimmerinnen wurde das 32. Winterschwimmen im Neckar bei der Poppenweiler Schleuse und bei 6,7 Grad Wassertemperatur zu einem Volksfest.

18. Annähernd 5000 Bürger aus Ludwigsburg und Umgebung bildeten mit Kerzen in der Hand eine beeindruckende Lichterkette um das Schloß aus Solidarität mit Ausländern unter dem Motto »Mein Freund ist ein Ausländer«. Ein »Arbeitskreis gegen Ausländerhaß« hat sich aus mehr als 30 Gruppen zusammengeschlossen.
19. MdB Matthias Wissman (CDU) wurde zum Forschungsminister ernannt.
20. Neujahrsempfang der Industrie- und Handelskammer Ludwigsburg. VW-Manager Daniel Goeudevert diskutierte mit den 400 Gästen im Bürgersaal des Forums Probleme des Industriestandorts Deutschland.
21. Zum 30. Jahrestag des Deutsch-Französischen Vertrags, den am 22. Januar 1963 Staatspräsident de Gaulle und Bundeskanzler Konrad Adenauer im Elysee-Palast unterzeichnet hatten, trafen sich die Außenminister Roland Dumas und Klaus Kinkel zu einer Podiumsdiskussion im Ludwigsburger Forum.
Etwa 2000 Menschen, Deutsche und Ausländer, zogen mit Fackeln, Lampions, Kerzen und Taschenlampen von Markgröningen auf den Hohenasperg, um dort, ebenso wie in Steinheim und Bietigheim-Bissingen, gegen Fremdenhaß zu demonstrieren.
In Ludwigsburg ließen Schüler der innerstädtischen Gymnasien Luftballons mit Zetteln steigen: »Ich bin Ausländer – fast überall!«
23. Unbekannte hatten im Bahnhof Vaihingen einen Mülleimer mit Betonsockel auf die Schienen geworfen, so daß sich die Lok des mit 120 km/h auffahrenden D-Zugs Dortmund–Innsbruck beim Aufprall förmlich aufbäumte. Glücklicherweise blieb der Zug in den Schienen.
Die Pfarrstraße in Neckarweihingen ist die erste Spielstraße in Ludwigsburg.
Acht Stipendiaten des Cusanus-Werks zeigten in der Galerie der Stadt Kornwestheim ihre neuen Arbeiten.
Die Neckargröninger Feuerwehr erhielt ihr erstes Tanklöschfahrzeug LF 8/6.
3500 Hästräger von 60 Narrenzünften zogen durch Bietigheim.
25. Im Rahmen des Parkpflegewerks wurden am Monrepos 80 Obstbäume abgeholzt. Sie werden nach Wiederherstellung des Englischen Gartens durch Säuleneichen ersetzt werden.
26. Im Forum kamen auf Einladung des Landeswohlfahrtsverbands Vertreter von Industrie, Handel, Gewerbe, öffentlichem Dienst und sozialen Institutionen zusammen, um ein Modell zur »Integration Psychisch Behinderter auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt« vorzubereiten.
29. Eine Frau und vier Männer aus der chinesischen Provinz Hubei haben unter Führung von Prof. Li Quingqang, dem Chef des dortigen Gesundheitsamtes, das Klinikum Ludwigsburg besucht. Chinesische Gastärzte sollen später hierher kommen.
30. Die dritte Sendung von »Verstehen Sie Spaß?« wurde mit Harald Schmidt live aus dem vollbesetzten Ludwigsburger Forum gesendet.

Februar

1. Nach dem offiziellen Start wird das neue »Basketball Teilzeit Internat Stuttgart/Ludwigsburg« in zwei Wochen sein Angebot an talentierte junge Spieler machen. Neben dem Training wird ein Mittagessen und Unterstützung bei den Hausaufgaben angeboten.
2. In der Stadtmitte fiel sogenannter »Industrieschnee«, der sich bildet, wenn bei niedriger Temperatur und Luftverschmutzung sich Nebeltröpfchen an Schmutzpartikeln festsetzen und als Eiskristalle niedersinken.
Nach dreißigstündiger Fahrt traf eine Delegation aus Jevpatorija in Ludwigsburg ein. Zum Gedenken an Stalingrad legten sie mit OB Henke einen Kranz an den Gräbern russischer Kriegsgefangener nieder. Vier Praktikanten der Hotelbranche aus der Partnerstadt blieben ein halbes Jahr in Ludwigsburg.
5. Am fünften Arbeitsgespräch zwischen den Partnerstädten in Ludwigsburg nahm erstmals eine Delegation aus Jevpatroija teil. Thema war die allgemein schwierige Wirtschaftssituation.
Der Arbeitsmarktbericht des Arbeitsamts Ludwigsburg zählt erstmals über 11 000 Arbeitslose und knapp 10 000 Kurzarbeiter.
6. Ein Jubiläumskonzert zum 65. Geburtstag und 50. Dirigentenjubiläum von Gotthilf Fischer fand mit 500 Mitwirkenden im Ludwigsburger Forum unter Beteiligung prominenter Künstler statt. Das Konzert wurde live vom SDR-Fernsehen aufgenommen.
In der Kelter von Besigheim trafen sich die Jugendchöre, die zum Jugendpfarramt in Württemberg gehören, zur Jugendchorwoche und gaben ein vielbesuchtes und vielgestaltiges Konzert.
7. Bis 12. Februar arbeiten Schüler aus dem Lycée Cuvier in Montbéliard mit Schülern von vier Ludwigsburger Gymnasien in der »Internationalen Technologieklasse« am Problem »Auto und Umwelt«.
8. An zwei Suchtpräventionstagen der Mathilde-Planck-Schule vermittelten vor vollem Haus sieben ehemalige drogenabhängige Laiendarsteller mit kleinen Episoden ihre Botschaft zu den Schülern.
11. Eine große Zahl von Bürgern sucht Information bei einer Veranstaltung der Ludwigsburger Polizei in Oßweil wegen der in letzter Zeit gehäuften Eigentumsdelikte.
In der Schloßorangerie feiern Ludwigsburger den 265. Geburtstag des Herzogs Carl Eugen.
12. Ein Anbau an der Grundschule in Oberriexingen konnte Schülern und Lehrern übergeben werden. Drei Klassenzimmer, Töpferei, Druckerei und ein Musikraum wurden gewonnen.
14. Unter dem Motto »Nicht über, sondern mit den Ausländern reden« luden Msgr. Paul Kopf und Bürgermeisterin Cornelia Lange ins Kroatische Zentrum ein. Die deutsche Seite wolle hören; das Ergebnis wurde als sehr instruktiv und konzentriert betrachtet.
Neckarweihingen war zu einem Mekka der Narren geworden. Im Fasnetszug der Mistelhexen zogen 35 Gruppen durch die Straßen.
15. In der Nacht wurden abgebrannte Brennelemente vom Gemeinschafts-

- kraftwerk Neckarwestheim I nach Walheim zur Bahnverladung gebracht. Von dort wurden sie zur französischen Wiederaufbereitungsanlage La Hague gefahren.
16. In der Sporthalle der Karlshöhe wurde ein Fußballturnier für geistig Behinderte ausgetragen. Mit großem Einsatz kämpften die zehn Mannschaften aus verschiedenen Behinderteneinrichtungen des Raumes Mittlerer Neckar.
Mit der Mehrheit von 21 zu 11 Stimmen gab der Bietigheimer Gemeinderat trotz lebhaften Protests grünes Licht für die elf Meter hohe Plastik »Turm der grauen Pferde« von Jürgen Goertz.
18. Der Vorlesewettbewerb des Deutschen Buchhandels fand im Kreishaus in Ludwigsburg statt. Erster Sieger wurde Christian Girbhardt vom Mörike-Gymnasium Ludwigsburg.
Landrat Dr. Hartmann gedachte in einer kleinen Feierstunde mit Bürgermeister Alfred Ulrich und Ortsvorsteher Hermann Ringle der Vereinigung von Steinheim und Höpfigheim vor 20 Jahren.
20. Die Holzauktion im Stadtwald am Lemberg fand unter Leitung von Forstinspektorin Franziska Obermeier besten Zuspruch. Alle Lose wurden verkauft.
Werbedirektor Wiegand Braun überreichte dem Oberkurs der Krankenpflegeschule am Städtischen Krankenhaus Bietigheim-Bissingen den Braun-Bundespreis. OB List gratulierte zu der Arbeit von ausgezeichneter Qualität.
24. In Steinheim – Ortsteil Höpfigheim – wurde eine Benjes-Hecke aufgeschichtet; sie ist 120 Meter lang und fünf Meter breit. Sie wird allerlei Vögeln Nistplatz bieten.
26. Bis 2. März fanden die Dritten Ludwigsburger Frauentage in der Musikhalle statt.
28. Aus Anlaß des 50. Todestages der Geschwister Scholl, die zwei Jahre in Ludwigsburg gelebt hatten, veranstaltete die Stadtkirchengemeinde ein Kirchenkonzert, in dessen Programm auch die Kammeroper »Weiße Rose – Szenen für zwei Sänger und 15 Instrumentalisten« enthalten war.

März

1. Auf der unteren Ladenebene des Marstall-Center wurde erstmals eine Ausstellung eröffnet, die gemeinsam vom »Blühenden Barock«, der Porzellanmanufaktur und den »Venezianern« mit Karstadt gestaltet war.
3. Wirtschafts-Staatssekretär Brechtken (SPD) und OB Henke eröffneten im Kulturzentrum die Ausstellung »Stadtsanierung Ludwigsburg – Planen, Bauen, Erleben«. Es ging auch um die Nutzung frei gewordener militärischer Areale für Wohnraumversorgung und Gewerbeansiedlung. Der Ludwigsburger Gemeinderat hat beschlossen, die »Ludwigsburger Stadtmarketing und Touristik GmbH« (LuST) zu gründen, die alle Aktivitäten der Stadt und der Werbung bündeln soll.
5. Das Sternenbanner wehte zum letztenmal über der Krabbenlochkaserne. Mit dem Abschied und der Auflösung des 51. US-Fernmeldebataillons

- zog die letzte US-Einheit aus Ludwigsburg ab. Der Petitionsausschuß des Landtages traf sich in Ludwigsburg, um die Frage nach dem Bestand der Gärten beim »Gefängnis-Dörfle« zu klären.
6. Mit einem festlichen Auftakt feierte die Stadt Oberriexingen ihre 1200-Jahr-Feier. Nach neuester Erkenntnis wurde Oberriexingen im Jahr 793 zum erstenmal urkundlich erwähnt.
 8. Die Neckarwerke weihten die auf dem Dach ihrer Bezirksnetzleitstelle in Ludwigsburg installierte Photovoltaikanlage als Solarkraftwerk ein. Der Bundespräsident hat der Ortsgruppe des Schwäbischen Alpvereins in Beilstein aus Anlaß ihres 100jährigen Bestehens und wegen besonderer Verdienste die »Eichendorff-Plakette« verliehen.
 10. Die Geschwindigkeitsbegrenzung auf 120 km/h auf der Autobahn zwischen Ludwigsburg Nord und Leonberger Dreieck hatte im Vergleich von 1990 und 1992 einen Rückgang der Unfälle von 20% zur Folge. Die Zahl der Schwerverletzten hat sich halbiert und die der Toten ging um 75% zurück.
 11. Ein Ludwigsburger Autohändler fungierte für eine internationale Drogenhändler-Bande als »Geldwäscher« und Kurier. Der Internationale »Arbeitskreis für Audiovision in Psychiatrie und Psychotherapie« (IAAPP) hielt in Ludwigsburg unter der Leitung seines Vorsitzenden, Chefarzt Dr. Ronge, zum zweitenmal seinen Fachkongreß ab.
 13. Als Freilichtmuseum wurde der 1911 von Oskar Paret entdeckte römische Gutshof in Hoheneck-West gestaltet. Vor 90 Jahren wurde die Weingärtnergenossenschaft Mundelsheim gegründet; mit einem großen Fest wurde der Erfolge seitdem gedacht. Mit rund 1870 Ausstellern eröffnete die Ludwigsburger Frühjahrsmesse ihre Pforten.
 14. An fünf Orten im Kreis Ludwigsburg, in Besigheim, Großbottwar, Erdmannhausen, Korntal-Münchingen und Ludwigsburg wurde die Evangelisation von Billy Graham über Satellit ausgestrahlt.
 15. Die Bottwartal-Kellerei in Großbottwar hat zum erstenmal in Württemberg lebende Raubmilben in einem Weinberg ausgesetzt. Als natürliche Feinde der schädlichen Kräusel- und Spinnmilben sollen die Raubmilben die Schädlinge fressen und so die Bekämpfung mit Insektizid-Spritzmittel überflüssig machen. Zum erstenmal fand an der Sonderschule für Körperbehinderte in Markgröningen ein Schach-Treff statt. Rund 40 Schüler haben mit Erfolg an dem Wettkampf teilgenommen. Ein neues Jugendzentrum wurde im Evang. Gemeindezentrum in Hoheneck eingeweiht. Gleichzeitig wurde die Hohenecker Jugend-Projektwoche gestartet.
 16. Die Energie-Versorgung Schwaben (EVS) testete in ihrem Kraftwerk »Marbach III« den neuartigen Brennstoff »Orimulsion«.
 19. Bei strahlendem Sonnenschein wurde die 39. Saison des Blühenden Barocks eröffnet. Sonja Gräfin Bernadotte, die Präsidentin der Deutschen Gartenbaugesellschaft, übergab zum Gruß von der Mainau ein Bild als Geschenk. Neu war das computergesteuerte Kassensystem:

- Tickets mit Magnetstreifen öffnen die Türen und erfassen Daten der Besucher. Eine Zeit der Gewöhnung war erforderlich.
20. Mit einem kleinen Festakt wurde das fünfjährige Bestehen des »Forums am Schloßpark« (genau 18. März 1988) gefeiert. Alle anfängliche Kritik ist verstummt. 1,7 Millionen Besucher haben sich in den fünf Jahren eingefunden.
Eine 15köpfige Delegation aus Szekszárd/Ungarn fand sich in Bietigheim zum vielfältigen Erfahrungsaustausch ein.
21. Die »Schloß Liebenstein GmbH« übergab den Bergfried des Schlosses treuhänderisch dem Schwäbischen Alpverein. Der stattliche Steinturm aus dem 11. Jh. wird künftig für Besucher offen sein.
22. Zum 1200-Jahr-Jubiläum bot Unterriexingen 30 Veranstaltungen das ganze Jahr über an. Eine Gedenkmünze mit dem Bild der alten Brücke über die Glems wurde geprägt.
Eine Schülergruppe aus Obergaliläa erkundete Spuren der jüdischen Geschichte u. a. auf dem Friedhof und in der ehemaligen Synagoge von Freudental.
23. Anlässlich der Einweihung der Deutschen Bank in Bietigheim-Bissingen war Jenoptik-Chef Lothar Späth zu einem Vortrag gekommen.
26. Beim Richtfest für die neue Kulturhalle in Pflugfelden fand die Dachkonstruktion besondere Beachtung, weil sie, als Novum in Ludwigsburg, am Boden zusammengebaut und dann mit dem Kran als Ganzes aufgesetzt wurde.
Glücklicherweise kam keine Person zu Schaden bei einem Molotow-Cocktail-Anschlag auf ein Asylbewerber-Heim in Walheim. Das Feuer konnte rasch gelöscht werden.
31. In Besigheim brannte in der Hauptstraße eine Scheuer vollständig ab. Niemand wurde verletzt, es entstand auch kein weiterer Schaden im historischen Kern der Stadt.

April

1. Die Ludwigsburger Asyl-Außenstelle des Stuttgarter Verwaltungsgerichts hat ihre Büroräume in der Hoferstraße 17 bezogen und die Arbeit aufgenommen.
Der Bauausschuß des Ludwigsburger Gemeinderats hat sich nach langer Diskussion für Stühle vom Typ »München« als Sitzmöbel auf dem Marktplatz entschieden; sie sind beweglich und nicht zu teuer.
2. Erstmals trafen sich vollständig die Mitglieder des Arbeitskreises Europäischer Porzellanmanufakturen aus Berlin, Ludwigsburg, Meißen, Ungarn, Frankreich und Wien.
3. Der 1. Tanz-Club-Ludwigsburg wurde unter 22 Formationen aus 13 Nationen in der Olympiahalle in München Vizeweltmeister.
In Besigheim wurde die Partnerschaftsurkunde mit der ungarischen Stadt Bátorfő unterzeichnet.
5. Die neue Notaufnahme am Krankenhaus Ludwigsburg im Neubau 13 in der Erlachhofstraße wurde in Betrieb genommen.

7. Die Städte Ludwigsburg, Bietigheim-Bissingen und Kornwestheim haben das Projekt »Grüne Nachbarstadt« gestartet.
9. Mit der »Prozession de Christo morto« hat die italienische katholische Mission am Karfreitag den Leidens- und Kreuzweg von Jesus Christus nachvollzogen. Nach alter Tradition zogen die Gemeindeglieder in historischen Kostümen bei St. Johann durch die Straßen.
10. Ein Holzboot als historische Rekonstruktion wurde, wie zur Zeit des Königs Friedrich, auf dem Schüsselessee an seinen Ankerstein gelegt.
14. Ein neues Dach ist auf dem Herrenhaus des Hofguts Harteneck nach sieben Brandanschlägen wieder aufgerichtet worden.
15. Dem Ludwigsburger Gemeinderat wurden die Pläne zur Nutzung der von den amerikanischen Truppen und ihren Familien verlassenen Gebäude und Gelände an der Ecke Friedrichstraße/Jägerhofallee vorgelegt. 60 Sozialwohnungen sollen dort entstehen.
18. In der historischen Kelter wurde eine Ausstellung »Oberriexingen – so wie es früher war« mit wertvollen und seltenen Exponaten eröffnet.
19. Die Innenrenovierung der Stadtkirche in Ludwigsburg hat begonnen.
20. Hinter einer Backstein-Mauer der Stadtkirche in Ludwigsburg wurden wichtige, bis dahin unbekannte Schriftstücke, wie das jüdische Seelenregister, ein Konfirmationsbuch, Kirchenkonventsprotokolle und Kirchengemeindedokumente aus der ersten Zeit der Ludwigsburger Gemeinde gefunden.
23. Der Premierminister von New Brunswick in Kanada, Frank McKenna, war zu Gast bei Helmut Aurenz, dem Inhaber der ASB-Unternehmensgruppe, der in dem kanadischen Staat ein riesiges Torfwerk unterhält.
24. Der tschechische Präsident Vaclav Havel kam nach Ludwigsburg und wurde mit militärischen Ehren im Schloß empfangen. Im Forum wurde ihm von Frau Hamm-Brücher der Theodor-Heuss-Preis überreicht.
26. Knapp 15 000 Mitarbeiter brachten vor der Bosch-Hauptverwaltung in Gerlingen ihren Unmut über den geplanten Abbau von freiwilligen Sozialleistungen zum Ausdruck.
28. Die LKZ berichtete, daß sich die Nestor-Gruppe als Investor für den Bau eines Kongreß-Hotels am Schloßpark in der ehemaligen Bäckereikaserne gefunden habe.

Mai

1. Mehr Gerechtigkeit, Anerkennung und Achtung für Frauen forderten Ana Cuenca von der IG Metall und Gisela Kessler von der IG Medien als Hauptrednerinnen der DGB-Demonstration auf dem Marktplatz in Ludwigsburg.
3. Im Industriegebiet von Neckargröningem ist die erste Sortieranlage für Bauschutt und Baustellenmischabfälle im Kreis Ludwigsburg in Dienst gestellt worden. 15 Mitarbeiter der Wertstoffverwertung (GWV) sortieren im Auftrag der Abfallverwertungsgesellschaft des Landkreises im Jahr 90 Tonnen Bauschutt.
6. Finanzminister Mayer-Vorfelder erklärte nach einem mit hochrangigen

- Experten besetzten Hearing, daß das Ludwigsburger Residenzschloß einer seinem europäischen Rang entsprechenden Nutzung zugeführt werden soll.
7. Das Arbeitsamt Ludwigsburg hat jede Hoffnung auf eine Frühjahrsbelegung des Arbeitsmarktes aufgegeben. 2500 Personen haben sich neu arbeitslos gemeldet, das sind 38% mehr als im Vormonat. Baubürgermeister Bogner hat ein weiteres Stück Radweg von 1100 Metern in der Ludwigsburger Schloßstraße eingeweiht.
 8. Die Möglinger Volksbank feierte ihr hundertjähriges Bestehen und weihte ihre neue Schalterhalle ein. Bundespräsident Richard von Weizsäcker besuchte in kleinstem Kreis das Marbacher Schiller-Nationalmuseum und ging durch die Jahresausstellung 1993. Anschließend besichtigte er das Literaturarchiv.
 9. Hans Jochen Henke wurde bei der Oberbürgermeisterwahl mit 70,5% der Stimmen in seinem Amt bestätigt. Der Landtagsabgeordnete der Grünen, Jürgen Walter, errang einen Achtungserfolg mit 18,7%. 48 Karlshöher Diakone feierten ihre langjährigen Dienstjubiläen; 60 junge Diakone und Diakoninnen wurden in den Diakonieverband aufgenommen.
 12. Eine Ausstellung des russischen Malers Boris Birger wurde in der Halle der Kreissparkasse in Ludwigsburg im Beisein des Schriftstellers und Friedenspreisträgers des Deutschen Buchhandels, Lew Kopelew, eröffnet; Kopelew las aus seinen Werken.
 15. Prof. Wolfgang Gönnewein leitete mit einer hervorragenden Aufführung des »Fidelio« die Saison der Schloßfestspiele Ludwigsburg ein.
 16. Nach Fertigstellung eines Anbaus konnte die Evang. Kirchengemeinde Großbottwar in ein restauriertes, 200 Jahre altes Fachwerkhaus einziehen.
 18. Die fünfjährige Julia aus Jevpatorija mit einer schweren Gaumenmißbildung wurde in Herborn im Westerwald auf Initiative des DRK-Ortsvereins Ludwigsburg vom Team Prof. Dr. Josef Koch kostenlos und erfolgreich operiert.
 20. Die dreitägige Jahrestagung des Arbeitskreises für analytische Psychotherapie wurde mit einer Auftaktveranstaltung in der Musikhalle eröffnet. 300 Experten waren gekommen. Thema: »Diagnostik und Indikationsstellung in der analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie – im Spannungsfeld von Patienten, Therapeuten und Gutachtern«.
 23. Die erste Möglinger Umweltwoche wurde von Bürgermeister Weigele eröffnet. Das vielfältige Programm zur Information und Unterhaltung war besonders für die Jugend geplant.
 24. Sieben ehemalige Auffüllplätze sind auf der Markung Schwieberdingen bekannt und müssen untersucht werden.
 25. Höhepunkt des 225. Ludwigsburger Pferdemarkts war wieder der Festumzug mit vielen Pferden und Gespannen. Der Test mit dem neuartigen Brennstoff Orimulsion im Kraftwerk Marbach III ist zur Zufriedenheit abgeschlossen worden.
 27. Arbeiter fanden unter dem Boden der Stadtkirche ein Gewölbegrab mit Skelettresten.

28. Nach neunmonatiger Bauzeit konnte die neu gestaltete Kreisstraße K 1680 von Bönningheim nach Cleebronn von den Landräten Dr. Hartmann, Ludwigsburg, und Klaus Czernuska, Heilbronn, eröffnet werden.
In der Halle 12 auf dem Killesberg präsentierten die Gartenbaubetriebe der Spitzenklasse des Landkreises im Rahmen der »Internationalen Gartenbauausstellung« (IGA) eine prachtvoll e Blumensonderschau. Frau Astrid Henke fungierte als Taufpatin für eine neu gezüchtete Gerbera.
30. Nach mehrjähriger Renovierung wurde die Friedenskirche am Pfingstfest mit einem festlichen Gottesdienst und vielen Rahmenveranstaltungen wieder eingeweiht – genau 90 Jahre nach der ersten Fertigstellung des Gotteshauses als Garnisonskirche.
Höhepunkte der traditionellen Maientagsfeier in Vaihingen waren wieder das Treffen und die Spiele im Rondell.
Zum Internationalen Treffen des Heinkel-Clubs Deutschland fanden sich etwa 250 originale Viertakt-Heinkel-Roller in Hochdorf/Eberdingen ein. Der Konvoi fuhr zum ehemaligen Werk nach Zuffenhausen.

Juni

3. Aus Trauer um die Mordopfer von Solingen versammelten sich rund 300 Ausländer und Deutsche in der Fußgängerzone bei der Stadtkirche in Ludwigsburg. Sie fordern Zivilcourage aller Bürger.
5. Mit einem gemeinsamen Fest feierten die Stadtverwaltung Bietigheim-Bissingen und der Bund der Selbständigen den Abschluß der Arbeiten für die Neugestaltung des Straßenraums in der Ortsmitte von Bissingen. 3000 Sendungen haben die ehrenamtlichen Radiomacher der »Arbeitsgemeinschaft Krankenhausrundfunk« für die Patienten im Bietigheimer Krankenhaus in 16 Jahren ausgestrahlt.
6. Nach 37 Jahren fand wieder einmal ein »Seifenkistenrennen« in der Unteren Stadt statt. Über 50 Buben und Mädchen gingen an den Start zum Großen Preis von Baden-Württemberg. Das vom »Bürgerverein lebenswerte Innenstadt« und dem Motorsportclub Ludwigsburg ausgerichtete Rennen führte die Bietigheimer Straße hinab.
7. Bundesinnenminister Rudolf Seiters sagte in Marbach auf einer Veranstaltung in der Stadthalle dem organisierten Verbrechen den Kampf an. Nach einer Stunde des Zuwartens räumte die Polizei die Halle von etwa 50 störenden Demonstranten.
11. Im Innenhof des Schlosses von Ludwigsburg trafen sich etwa 1000 Teilnehmer der Europa-Sternfahrt mit 320 »Porsche 911«-Sportwagen zum Zwischenstop und zur Prämierung.
12. Beim Poppenweiler Kelterplatzfest konnte als Abschluß umfangreicher Sanierungsarbeiten im Ortskern als neues Wahrzeichen der »Apfelbrunnen« vor der Zehntscheuer der Bürgerschaft übergeben werden.
13. Im Beisein von Bundesverkehrsminister Wissmann wurde der 1300 Meter lange Lärmschutzwall und -zaun an der Autobahn im Bereich des

- Korntal-Münchinger Stadtteils Kallenberg seiner Bestimmung übergeben.
14. Die Karlskaserne wurde zum Schauplatz kreativen Spiels. Die Ludwigsburger Schultheatertage fanden weite Beachtung.
Auf dem Kornwestheimer Feuerwehrgelände fanden sich 14 Feuerwehr-Oldtimer aus sieben Ländern zum Stelldichein. Die knallroten Fahrzeuge stammten aus den 1920er und 1930er Jahren.
 16. Ministerpräsident Teufel besuchte das REHA-Zentrum für Produktions- und Informationstechnik in der Ludwigsburger Reuteallee.
 17. Der Bauausschuß des Ludwigsburger Gemeinderats hat dem Beschluß der Landesregierung zugestimmt, die Kapazität der Bezirksstelle Asyl in der Frommann-Kaserne von 540 auf 790 Personen zu erweitern.
In der Lugaufhalle in Freiberg fand eine Informationsveranstaltung zur Müllverbrennung im Landkreis statt. Die Bürgerinitiativen und Umweltschutzorganisationen hatten in den Tagen zuvor 4500 Unterschriften gegen das Vorhaben gesammelt. Die überwiegende Zahl der Besucher war gegen die Verbrennungsanlage am geplanten Ort nahe von Monrepos.
 19. Im Rahmen des Marktplatzfests in Ludwigsburg fand erstmals eine »Gautschfeier« statt, durch die, wie zu Gutenbergs Zeiten, den jungen Buchdruckergesellen und -gesellinnen die »Sünden der Lehrzeit« abgewaschen wurden.
Zwei Tage lang wurde nach 25 Jahren Partnerschaft zwischen Asperg und Lure in der französischen Stadt gefeiert.
Am Wochenende fanden sich hochkarätige Spezialisten zum »Kardiologischen Gespräch: Thoraxschmerzen – interdisziplinäre Probleme« der Kreisärzteschaft in der Ludwigsburger Musikhalle zusammen.
 20. Der MCV Aldingen und MCV Bietigheim haben miteinander ein Seifenkistenrennen auf dem »Soldatensträßle« in Neckarrems ausgerichtet; 30 Kinder waren am Start.
 23. Bis 27. Juni fand in Ludwigsburg das 59. Schwäbische Landesturnfest mit einer Fülle von Veranstaltungen statt.
Kultusministerin Marianne Schultz-Hector (CDU) besuchte auf einer Informationsfahrt den Kreis Ludwigsburg; dabei hat sie die Realschule Großbottwar als erste Bildungsanstalt in Baden-Württemberg mit der Urkunde »Rauchfreie Schule« ausgezeichnet.
 25. In der PH Ludwigsburg wurde, nachdem TÜV-Gutachter eine hohe Staubbelastung festgestellt hatten, ein Sanierungsprogramm vorgestellt; die Kosten werden auf 4,5 Millionen Mark geschätzt.
 26. In der Kelter wurde als Höhepunkt einer viertägigen Jubiläumsfeier der 30jährigen Städtepartnerschaft zwischen Bietigheim und Kusatsu/Japan mit einem Festakt gedacht, beide Städte versicherten sich der »zwischenmenschlichen Solidarität« und des »Willens zur Toleranz«.
 27. Die innen renovierte St.-Georgs-Kirche im Zentrum der 1200 Jahre alten Stadt Oberriexingen konnte mit einem Festgottesdienst wieder in den Dienst für die Gemeinde übergeben werden.
Auf der Karlshöhe hat Landesbischof D. Theo Sorg 44 Diakoninnen und Diakone in ihren Dienst am Nächsten berufen und eingesegnet.

29. Der Ludwigsburger Oberbürgermeister Henke eröffnete gemeinsam mit Finanzminister Mayer-Vorfelder (CDU) und Herzog Karl von Württemberg eine Ausstellung im Schloß über die Italienreisen des Herzogs Carl Eugen aus Anlaß seines 200. Todestages.

Juli

1. Die Ludwigsburger Kreiszeitung feierte mit einem großen Fest ihr 175jähriges Jubiläum. Viel Prominenz war zugegen. Aus diesem Anlaß erschien als Sonderausgabe die umfangreichste Ausgabe der gesamten Verlagsgeschichte.
Es gelten die neuen fünfstelligen Postleitzahlen. In der großen Post-Verteilzentrale im Wilhelmsbau können aber auch die alten Postleitzahlen noch beachtet werden.
Der Gemeinderat nutze die »Jahrhundertchance«, die Karlskaserne endgültig als Kunstzentrum zur Verfügung zu stellen.
3. 15 000 Besucher kamen zum Open-air-Konzert in den Schloßhof, zu Puppentheater, Maskenspiel, Spiel und Spaß in den Schloßgarten, zum Bach-Konzert in die Schloßkirche und zuletzt zum barocken Feuerwerk in sternklarer Nacht nach Ludwigsburg.
Rund 180 Besitzer alter Autos und Motorräder aus ganz Deutschland und der Schweiz trafen sich am Wochenende in Bietigheim zu einer Veteranenausfahrt.
11. Eine Ausstellung »Frauen in Bietigheim-Bissingen ab 1945« wurde im Stadtmuseum Hornmoldshaus eröffnet.
In Oberstenfeld erinnerte eine Ausstellung an den Einfall französischer Truppen und die Katastrophe vom 18. Juli 1693, deren Spuren noch heute an der städtischen Bausubstanz zu erkennen sind. Bis 1730 dauerte damals der Wiederaufbau.
13. Bei einem nächtlichen Hubschrauber-Landemanöver landeten auf dem Flugplatz bei Freudental mehrere schwere britische Hubschrauber. Der Lärm störte die Nachtruhe der ganzen Gegend; die Aktion hätte angekündigt werden müssen.
14. Der Pädagoge Valerij Pischtschikow aus Minsk hat ein Jahr lang am Friedrich-Schiller-Gymnasium als Fremdsprachen-Assistent für Russisch unterrichtet.
Nach monatelangen Ermittlungen wurde von der Polizei auch ein Wohnhaus in Pflugfelden durchsucht und dabei umfangreiches Beweismaterial gegen die verbotene »Heimattreue Vereinigung Deutschlands« sichergestellt.
16. Jugendliche haben in der Karlskaserne eine Performance gewissermaßen im leeren Raum gestaltet. Auch nach ihrem Weggang waren die Kunstwerke noch zu sehen.
Rund 1000 Radfahrer haben auf der »Tour de Ländle«, die 700 km durch ganz Baden-Württemberg führte, in Marbach Station gemacht.
17. Der Geschäftsführer der Kreishandwerkerschaft, Rudolf Stegmaier, befürchtete, daß jede zweite Lehrstelle nicht besetzt werden kann.

- Der Historische Zug mit der Dampflok Nummer 03001 sorgte bei seinem Halt in Marbach für Aufsehen.
19. Ein 42jähriger Mann fuhr mit seinem Auto auf der Wilhelmstraße und auf dem Stern in Ludwigsburg ungebremst in zwei Fußgängergruppen und verletzte 15 Passanten zum Teil lebensgefährlich; er hatte eine Frau 400 Meter weit auf der Motorhaube mitgerissen.
Der Hamburger Investor Horst Schulz, Inhaber der IHS Immobilien Horst Schulz & Co., hat das formale Baugesuch für ein Vier-Sterne-Hotel und eine Klinik in der Bäckereikaserne bei der Baugenehmigungsbehörde der Stadt Ludwigsburg eingereicht.
22. Frau Gretel Zülchner, 70 Jahre alt, ist den Verletzungen, die sie durch den rasenden Autofahrer auf dem Zebrastreifen in der Wilhelmstraße erlitten hatte, erlegen.
Die Baugenehmigung für den Bau eines Seniorenstifts mit 131 Appartements auf dem Gelände der ehemaligen Strafvollzugsanstalt in Ludwigsburg wurde erteilt.
24. Die 19. Butten-Olympiade wurde in Beilstein ausgetragen.
25. Kulturamtsleiter Dr. Eckhard Wulf eröffnete im Hof der Karlskaserne das Ludwigsburger Künstler-Symposium. Drei Wochen lang wurden die ehemaligen Kasernenanlagen zum Atelier.
29. Die kleine mongolische Sportler-Delegation ist in Kornwestheim angekommen, wo sie während der Leichtathletik-Weltmeisterschaft Unterkunft hatte.
31. Angesichts der schlechten Finanzlage des Landes wird der Plan, den Asperg gefängnisfrei zu machen und in ein Kulturzentrum zu verwandeln, in absehbarer Zeit nicht verwirklicht werden können.
Mit einem Festakt und einem Tag der offenen Tür wurde in Marbach der »Treffpunkt« der Seniorengesellschaft eröffnet. Das Motto der Arbeit, die dort geschehen soll, ist »Lebensgestaltung im Alter«. Das Projekt erfährt Unterstützung durch das Sozialministerium.

August

1. Ludwigsburg hat für die Athleten aus Senegal, die zur Leichtathletik-Weltmeisterschaft gekommen waren, die Patenschaft übernommen. Die afrikanischen Athleten hatten ihre Unterkunft in der Sportakademie und wurden von der SG Ludwigsburg betreut.
3. Der Student der Filmakademie, Moritz Seibert, drehte für den Südwestfunk den Film »Was heißt den Angst?« Zwei Buben aus Tamm und Murr spielten die Hauptrollen.
Zwei Fernwärmerohre wurden mit einem neuen Verfahren unter dem Marstall-Center hindurchgeschoben und trafen millimetergenau das vorgesehene Ziel auf dem Reithausplatz.
4. Drei Wochen nach dem Raubüberfall, bei dem zwei Täter 32 000 DM erbeutet hatten, wurde in der neuen Esso-Tankstelle an der B 27 in Besigheim an sechs Stellen gleichzeitig Brand gelegt.
6. Die konjunkturelle »Schlechtwetterphase« schlug sich in gestiegener

- Arbeitslosigkeit nieder. Im Arbeitsamtsbezirk Ludwigsburg hat sich die Arbeitslosenquote um 0,6 Prozentpunkte gegenüber dem Vormonat auf 5,8% erhöht.
7. Die amerikanische Sopranistin Jessye Norman begeisterte mit ihrem Festspielabend das Publikum im Forum in ganz besonderer Weise. Sie trug u. a. Stücke von Schumann und Berlioz vor.
 12. Die vierzehn im vergangenen Herbst restaurierten Figuren und Trophäen über der Südfront des Schlosses sind wieder an ihre alte Stelle gebracht worden. Damit wurde die erste Etappe des Ein-Millionen-Programms zur Sanierung der Figuren am Schloß Ludwigsburg abgeschlossen.
Die neue Umgehungsstraße um Murr wurde freigegeben. Der Leiter des Straßenbauamts Besigheim, Rolf Steinhilber, und der Bürgermeister Hollenbach von Murr räumten die Barrieren zur Seite. Drei Minuten später herrschte dort der neue Alltag.
Der Marathonlauf der Leichtathletik-WM führte durch Aldingen; die blaue Linie hatte dort ihr Wendemarke.
 15. Die bisher einzigartige Ausstellung »Genisa« über die in Speichern und Kammern verborgen gewesenen hebräischen Schriftstücke der jüdischen Gemeinden wurde in der ehemaligen Synagoge von Freudental eröffnet. Der letzte Lehrer der jüdischen Gemeinde in Freudental, Simon Meisner, und Innenminister Birzele (SPD) nahmen am Festakt teil.
Beim Trecker-Treck wurden in Sersheim tonnenschwere Bremswagen über den durch nächtlichen Regen aufgeweichten Ackerboden gezogen; 20 Fahrer nahmen in sieben Gewichtsklassen an dem Wettbewerb teil.
 18. Aus dem Jugendcamp der WM in Stuttgart kamen junge Sport aus 31 Nationen zu Besuch nach Besigheim und nahmen dort an der Stadtrallye und der abendlichen Jugend-Party zusammen mit Schülern und Schülerinnen von Realschule und Gymnasium teil.
 21. Am Ende der Lindenstraße in Ludwigsburg wurde ein neuer Brunnen in barocker Gestalt, »Lindenbrunnen« genannt, eingeweiht. Der »Bürgerverein Untere Stadt Ludwigsburg« hatte einen namhaften Geldbetrag dafür beigesteuert.
 22. 50 Kinder nahmen an dem 24. Seifenkistenrennen durch die Hohlgasse in Prevorst teil.
 25. In Hoheneck wurde das Richtfest für die zehnte Großsporthalle der Stadt Ludwigsburg gefeiert.
 27. Das Jubiläum »125 Jahre Standort Werk Ludwigsburg« der Zichorienfabrik Heinrich Frank Söhne hat der Nestlé-Konzern mit Ehrengästen und einem Tag der offenen Tür begangen.
 28. 63 Fahrer nahmen an der Demonstrationsfahrt »eva '93« von Ökofahrzeugen, Solar- und Elektro-Autos durch den Landkreis Ludwigsburg teil.
 29. Zum ältesten württembergischen Heimatfest, dem 550. Schäferlauf in Markgröningen, kamen 100 000 Besucher.
 30. In den Morgenstunden kamen 270 Polizeibeamte zu einer Razzia auf Drogen in die Sammelunterkunft für Asylbewerber in der Ludwigsburger Frommann-Kaserne.

3. Mitten in Sersheim wurde das siebte Kleeblatt-Pflegeheim mit 12 Einzelzimmern und sechs Doppelzimmern eingeweiht.
Die Talk-Show »Nachtcafé« aus dem Favoriteschloß wurde erstmals über den Satelliten »Astra« ausgestrahlt und erreichte damit doppelt so viele Zuschauer als vorher.
Pünktlich zur 275. Wiederkehr der Stadterhebung von Ludwigsburg wurde das renovierte Rathaus wieder in Dienst gestellt.
Zum erstenmal nach 55 Jahren wurde in der Synagoge in Freudental von Hochschullehrern aus Beit Berl und Tel Hai in Israel zeremoniell der Sabbath wieder begrüßt. Die Professoren haben u. a. auch die Ludwigsburger PH besucht.
4. Die Venezianische Messe auf dem Ludwigsburger Marktplatz wurde eröffnet. Sie soll zu einer neuen Tradition werden. Ein »Flanierprogramm« mit Kostproben der geplanten Attraktionen war vorgesehen auf einem Jahrmarkt skurriler Phantasie mit hohem künstlerischen Anspruch.
6. Der Pferdemarkt in Bietigheim-Bissingen fand mit vielen Veranstaltungen statt.
8. Im neuen Glanz erstrahlt das älteste archäologische Grabungsmuseum des Württ. Landesmuseums, der »Römische Weinkeller in Oberriexingen«. Nach monatelanger Restaurierung ist er jetzt wieder eröffnet worden. Tausende von Gästen waren anwesend.
10. Die Filmakademie in Ludwigsburg wurde von Kunstministerin Brigitte Unger-Soyka (SPD) eingeweiht. Die Akademie hat zukünftig 220 Studienplätze.
11. Ein Appell von Stab und Stabskompanie mit Flaggeneinholung waren als Zeichen der Auftragerfüllung das letzte militärische Zeremoniell des Unterstützungskommandos V in Ludwigsburg.
12. In Freiberg wurde die neue Sporthalle »Wasenhalle« nach zwei Jahren Bauzeit eingeweiht; die Baukosten betragen 8,5 Millionen DM.
Dem Ludwigsburger Wissenschaftler Jochen Hölzinger wurde von der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft in Stuttgart der Förderpreis der Werner-Sunkel-Stiftung zuerkannt.
Bei dem leider verregneten Lichterfest im Schloßgarten war die Ausstellung von etwa 100 Oldtimer-Autos und sogar von Oldtimer-Kinderautos im Schloßhof zur Hauptattraktion geworden.
16. Die Silcherschule Ludwigsburg wurde vom Vorsitzenden des Landesverbands Baden-Württemberg des Verbands Deutscher Sonderschulen, Erich Hohwieler, mit der »Rose« des Verbands für das anerkanntenswerte »Schulprojekt Silcherschule« mit ergänzenden Freizeitangeboten ausgezeichnet.
Mit nur einer Gegenstimme hat der Gemeinderat von Ludwigsburg den Bebauungsplan »Aldinger Straße-Ost« verabschiedet. Damit wurde der Weg frei gemacht für den Neubau einer Werkstatt für mehr als 200 Behinderte aus dem Landkreis.
19. 50 Gruppen und Kapellen zogen beim Winzerfest durch Besigheim.

Tausende von Schaulustigen säumten die Straßen. Drei Tage dauerten die traditionsreichen Festivitäten.

22. Der »Goldene Bobby« ist der Oscar für die Tonmeister; diese Auszeichnung wurde an den Tonmeister und Produzent Carl Sönke Albrecht, der im Ludwigsburger Bauer-Tonstudio arbeitet, vergeben.
24. Das ungewöhnliche Jugendhaus in Möglingen, »Jufo« genannt, wurde nach zweijähriger Bauzeit eingeweiht. Im Inneren finden sich als Zimmer lehmgebaute Hütten.
25. Der »Bürgerverein der Unteren Stadt Ludwigsburg 1893 e.V.« feierte als ältester Bürgerverein in Ludwigsburg sein 100jähriges Jubiläum mit einem eindrucksvollen Fest in der Musikhalle. Ein reich bebildertes Buch ist aus diesem Anlaß erschienen.
Am Wochenende tagte der Verein für Württ. Kirchengeschichte in der Friedenskirche von Ludwigsburg; Anlaß war das sog. »Pietistenreskript« vom 10. September 1743.
26. Bischof William Moses aus dem südindischen Coimbatore war bei der Evang. Kirchengemeinde in Ingersheim zu Gast. Pforzheim ist die Partnerstadt für die indische Diözese; von dort wurde der Kontakt aufgenommen.
Nach sechsmonatiger Bauzeit übergab Bürgermeister Singer die völlig umgestaltete Hauptstraße von Freudental wieder ihrer Bestimmung; im Ortskern gilt eine Geschwindigkeitsbeschränkung auf 30 km/h.
27. Ein Wasserrohrbruch hat die Bundesstraße 27 beim Fußgängerüberweg im Eglosheimer Altbach überschwemmt. Die Hauptleitung der Stadtwerke war gebrochen.
31. Aus dem Forum am Schloßpark wurde die Sendung »Verstehen Sie Spaß?« mit Harald Schmidt live übertragen.
Die Stadt Ludwigsburg hatte Ende September 85 083 Einwohner.

Oktober

1. In Marbach wurden die mit einer Fülle von Veranstaltungen angefüllten fünf »Frauentage« eröffnet.
2. Das erste Fahrzeug der Stadtbahn traf auf der neuen Linie U 6 in Gerlingen ein.
Eine neue Brücke und ein aus altem Material neu errichteter Fußgängersteg wurden in Steinheim von Bürgermeister Ulrich dem Verkehr übergeben.
3. Über 1000 Besucher kamen zum 117. Jahresfest auf die Karlshöhe. Diakon Bernhard Kurrle wurde nach 10jähriger Dienstzeit in den Ruhestand verabschiedet.
9. Eine Sonderschau alten Zinngeschirrs zeigte das Ortsmuseum in Schwieberdingen unter dem Titel »Bürger-, Bauern-, Herrschafts-Silber«.
Der 1. Tanzclub Ludwigsburg veranstaltet zum 25jährigen Bestehen einen großen Ball im Bürgersaal des Forums mit einer faszinierenden Tanzsportschau.

10. Beim Bundesendlauf der Mini-Cars (motorlose kleine Renner) von Hegnach nach Neckarrems nahmen 15 Fahrer teil; Deutsche Meister wurden die Brüder Henning und Armin Leonhardt. In der Kreuzkirche wurde die »Schöpfung« von Haydn durch den Kreuzkirchenchor und die polnische »Camerata Krakowska« aufgeführt.
11. Monsignore Kopf gab sein Amt als Dekan des Kath. Kirchenbezirks Ludwigsburg ab. Er bleibt Pfarrer in Neckarweihingen.
12. Neue Verkaufs- und Repräsentationsräume für die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur wurden im Schloß mit einem Festakt im Ordensaal in Dienst gestellt.
15. Etwa 120 Buben der Schloß-Oberschule in Stuttgart und der Jahn-Oberschule in Cannstatt waren am 15. Oktober 1943 nach Bönningheim evakuiert worden. Nun trafen sie sich wieder im Bönningheimer Rathaus.
16. Etwa 1000 junge Menschen sind auf dem Römerhügel in Ludwigsburg zum 5. Landesjugentreffen der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft (DLRG) zu abwechslungsreichem und kreativem Wochenende zusammengekommen.
18. Unter der Leitung von Oberstleutnant Bernd Faber spielte das Heeresmusikcorps 9 im Theater des Ludwigsburger Forums ein abwechslungsreiches, begeistert aufgenommenes Programm vor 1200 Zuhörern zugunsten der LKZ-Weihnachtsaktion.
20. Der seit langem erwartete überdachte Fahrradständer für 252 Räder am Bahnhof Ludwigsburg wurde installiert.
21. Die »Wüstenrot-Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V.« eröffnete ein Symposium im Forum unter dem Motto »Selbständigkeit durch betreutes Wohnen im Alter«.
23. Die Standardformation des 1. Tanzclub Ludwigsburg wurde in Bremerhaven Deutscher Meister.
27. Stadtkämmerer Bayer machte bei der Einbringung des Ludwigsburger Haushaltes 1994 klar, daß die Schulden der Stadt bei 30 Millionen DM gedeckelt und die Ausgaben um fast 10 Millionen DM zurückgefahren werden sollen.
28. 30 Naturschutzwarte aus dem Landkreis unternahmen eine Lehrwanderung durch das Leudelsbachtal. Thema des Fachtreffens war: »Die Überwachung der sogenannten 24-a-Biotope«.
29. Die Polizei teilte mit, daß es in Ludwigsburg keine »besorgniserregende Zunahme« und auch keine Brennpunkte der Straßenkriminalität gebe.
30. Nach Oberstenfeld kamen zur 3. Leistungsschau des Bundes der Selbstständigen rund 18 000 Besucher und schauten in das »Schaufenster des Gewerbes«, das 47 Aussteller für zwei Tage gefüllt hatten. Der Hobby-Modell-Sportverein (HMSV) Vaihingen präsentierte mit seiner Ausstellung 110 Modelle in Kleinglattbach. Auch der deutsche Meister Alexander Heindel mit seinem Erfolgsflugmodell »Ultimate« war dabei.
31. Ende Oktober waren im Arbeitsamtsbezirk Ludwigsburg 13 391 Frauen und Männer arbeitslos. Das entsprach einer Quote von 5,9%.

November

1. Der frühere Oberbürgermeister von Bietigheim-Bissingen, Karl Mai, ist im Alter von 84 Jahren gestorben.
4. Kinder warfen einen Knallkörper auf ein Lagerhaus in der Weststadt von Ludwigsburg, das danach völlig ausbrannte. Die Feuerwehr konnte das Übergreifen der Flammen auf Nachbargebäude verhindern.
5. Nach der Renovierung der 230 Jahre alten Bürgermühle in Großbottwar konnten die Bibliothek und der Seniorentreff dort einziehen. Ein Versammlungssaal wurde eingerichtet.
Nach einem Dreistufenplan soll die ehemalige amerikanische Siedlung Pattonville für 150 Millionen DM zum Bezug von Mietern hergerichtet werden.
Sämtliche Akten über die Verpachtung des Arsenalplatzes als Parkplatz in Ludwigsburg wurden von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt; es soll gerichtlich geprüft werden, ob der Pächter des Parkplatzes korrekt gehandelt habe oder nicht.
6. Mit einer außerordentlich gut besuchten Vernissage wurde die Ausstellung »... leuchtest mir zum frühen Tod« im Kulturzentrum Ludwigsburg eröffnet. Die Ausstellung setzte sich kritisch mit Kriegerdenkmälern auseinander.
13 junge Ehepaare pflanzten im »Hochzeitswäldle« in Heutingsheim je einen Baum zur Erinnerung an ihre Hochzeit in diesem Jahr. Die Baumgruppe soll Bestandteil einer Biovernetzung werden.
8. Über 1500 Bürger und Bürgerinnen haben in der Mehrzweckhalle in Eglosheim beim Erörterungstermin gegen eine Bodenwaschanlage des »Bodensanierungszentrum Ludwigsburg« beim Osterholz Einwendungen erhoben.
9. Eine 23köpfige Kreistagsdelegation besuchte Obergaliläa. Beide Seiten wünschten eine Stärkung ihrer Beziehungen durch Jugend- und Kulturaustausch. Die Delegationsmitglieder pflanzten einen »Wald der Freundschaft« an.
Das jetzt ein Jahr alte Solitude-Parkhaus in Ludwigsburg wurde mit dem ADAC-Preis für Besucherfreundlichkeit ausgezeichnet.
10. Am Vortag ihrer Hochzeit machten Herzog Friedrich von Württemberg und seine Braut Prinzessin Marie zu Wied der Stadt ihrer Vorfahren einen Besuch und gaben einen Empfang im Schloß.
11. Ein neues Bibliotheksgebäude für das Deutsch-Französische Institut ist in Ludwigsburg eröffnet worden. Dort finden sich über 20 000 Bücher, 270 Zeitschriften, eine Datenbank und eine Pressedokumentation.
13. In Marbach wurde ein Collegienhaus eingeweiht, das am Deutschen Literatur-Archiv arbeitenden Gästen konstengünstige Unterkunft anbietet. Landesbischof D. Theo Sorg hat bei einer Trauerfeier auf dem KZ-Friedhof im Vaihinger Wiesengrund der Hoffnung Ausdruck gegeben, die Stadt möge mit ihren Plänen zu einer KZ-Gedenkstätte rasch vorwärtskommen.
Im Hallenbad Bissingen haben 460 Schwimmer und Schwimmerinnen bei einem 24-Stunden-Schwimmen insgesamt 2 624 480 Meter zurückgelegt.

- Das ergab einen Durchschnitt von 5705 Metern je Teilnehmer.
15. Hinter dem Gerokheim der Stiftung »Evang. Altenheim« wurde der erste Baggerbiß getan für das »Geschwister-Cluß-Heim«, das nach seinen Stiftern genannt ist.
Ein genehmigter Transport abgebrannter Brennelemente aus dem Block I des Gemeinschaftskernkraftwerks Neckarwestheim wurde auf der Neckarbrücke von Demonstranten zweimal aufgehalten. Die Polizei mußte nicht eingreifen.
 16. Oberbürgermeister Henke begrüßte die Fußball-Nationalmannschaft aus dem Senegal. Die Sportler absolvierten ein Trainingsprogramm an der Staatlichen Sportakademie in Ludwigsburg.
 21. Werke von Bruckner und Brahms brachten der Motettenchor Ludwigsburg, der Chor der Stadtkirche und die Nordböhmische Philharmonie unter Leitung von Gerhard Heß in der Friedenskirche zur Aufführung.
 22. Auf den Straßen des Landkreises war wegen des ersten Schneefalls ein Chaos entstanden. Die Polizei zählte 55 Unfälle und Schäden in Höhen von 300 000 DM. Auf der Autobahn A 81 war ein Stau von 30 km entstanden.
 23. Bei einer Pressekonferenz der Stadt Freiberg berichtete Oberkonservator Dr. Ingo Stork über die Ergebnisse der abgeschlossenen Grabungen und beschrieb eine Filigranscheibenfibel, die als bedeutendster Fund zu werten ist.
 25. Die neue Schlammlleitung zwischen den Kläranlagen von Eglosheim und Hoheneck wurde im Pumpwerk in Gang gesetzt. Auch Asperg und Tamm sind an die Rohrleitung angeschlossen.
 26. In dem renovierten Stiftsgebäude in Oberstenfeld aus dem Jahr 1713 wurden 17 altengerechte Wohnungen untergebracht. Mit einer Festwoche wurde die Fertigstellung gefeiert.
 28. Der »Turm der grauen Pferde« von Jürgen Goertz am Ende der Bietigheimer Fußgängerzone wurde offiziell übergeben.
Mit einem Gottesdienst und Festakt wurde die innen gründlich renovierte Januariuskirche in Erdmannhausen zum Ersten Advent wieder eingeweiht. Die Außenarbeiten konnten der Witterung wegen noch nicht abgeschlossen werden.

Dezember

2. Der 20. Ludwigsburger Weihnachtsmarkt wurde auf dem Marktplatz eröffnet. Der ganze Platz ist belegt mit Buden aller Art.
Mit einer Protestaktion in Markgröningen haben Behinderte und ihre Vertreter vom Lebenshilfe-Verband beim Vorsitzenden des Landeswohlfahrtsverbands, Dr. Ulrich Hartmann, gegen die Vermögensanrechnung z. B. für Arbeitsplätze in einer Werkstatt Stellung genommen.
5. Die »Sport-Eins« ist im Ludwigsburger Forum zum sechsten Mal vergeben worden. Franziska van Almsick, Michael Stich und das Männer-Basketballteam erhielten die diesjährigen Auszeichnungen. Viel Prominenz von Politik, Kultur und Sport war wieder anwesend.

7. Eine Delegation palästinensischer Kommunalpolitiker machten auf ihrer Deutschlandreise die erste Station in Ludwigsburg. Sie wollen lernen, aber auch um Verständnis für ihre Situation werben.
9. Mit einer Geschwindigkeit von 90 km/h rasten regelrechte Orkanböen mit Regenschauern über Ludwigsburg hinweg. Auf dem Marktplatz wurde der Schmuck der Buden des Weihnachtsmarkts kräftig zerzaust. Eine Bude fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.
Drei Männer im Alter von 18, 19 und 20 Jahren wurden als Toto-Lotto-Räuber von der Ludwigsburger Polizei dingfest gemacht. Die heroin-abhängigen Männer standen im Verdacht, 20 Raubüberfälle, acht Auto-diebstähle, Scheckbetrügereien, Drogenschmuggel und Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz verübt zu haben.
10. Nach Verabschiedung des Haushaltsplans 1994 des Kreises Ludwigsburg lag die Kreisumlage bei 24%: niedriger als befürchtet, aber 1,5% höher als 1993.
In Pflugfelden wurden die neue Bürgerhalle und das Vereinsheim feierlich eingeweiht. Neben der Halle wurde ein kleines Biotop angelegt.
16. Prof. Siegfried Krauter wurde zum neuen Rektor der PH Ludwigsburg gewählt. Er trat damit die Nachfolge von Prof. Hartmut Melenk an. Die Amtszeit dauert vier Jahre.
17. Landrat Dr. Hartmann und Oberbürgermeister List unterzeichneten die Verträge zur Gründung der »Kliniken Ludwigsburg-Bietigheim gGmbH«. Zu der Gesellschaft gehören die Krankenhäuser Ludwigsburg, Marbach, Vaihingen und Bietigheim.
20. Verkehrsminister Wissmann verkündigte, daß die obere Enzbrücke in Besigheim wohl früher erneuert werden kann, als vorgesehen war.
Zwischen Unter- und Oberriexingen führte die Enz Hochwasser, ebenso die Murr zwischen Erdmannhausen und Steinheim.
21. Kultusministerin Schultz-Hector verlieh Preise an Schülerzeitungen. Unter den 21 Preisträgern des Landes war auch die Schülerzeitung »Wespe« der Silcherschule Ludwigsburg.
Ein Dammbbruch in Roßwag führte in kürzester Zeit zur Überschwemmung des Ortskerns. Auch in Vaihingen standen Teile der Altstadt unter Wasser.
Unweit vom Bahnhof Besigheim hat ein Erdbeben von den Weinbergen herab die Bahnlinie nach Heilbronn völlig verschüttet. Die S-Bahn fuhr daher bis Besigheim. Die Weiterfahrt geschah mit Omnibussen bis Walheim, wo wieder Züge bereitstanden.
26. Es ist schon eine Tradition geworden: Muslime gratulieren zum Christfest in der Friedenskirche. Eine Abordnung aus dem Türkisch-Islamischen Zentrum Ludwigsburg kam, um zum Fest und Neuen Jahr Glückwünsche zu bringen.
31. Die Luftqualität im Landkreis hat sich verbessert. So ist z. B. der Schwefeldioxydanteil in den letzten acht Jahren auf ein Viertel der vorigen Menge zurückgegangen. »Dies war der Erfolg vieler kleiner Schritte« wertete Landrat Dr. Hartmann diese Untersuchungsergebnisse.

Albert Sting

Buchbesprechungen

Volker Habermaier: Bibliographie zur Geschichte der Stadt Kornwestheim/ Register zu »Kornwestheim, Vom Alemannendorf zur Industriestadt« von Willi A. Boelcke. Hrg. von der Stadt Kornwestheim. Kornwestheim 1991, S. 1–60, 1–12, 1–19, 1–7 u. einige weitere.

Im Format DIN A4, broschürt, auf schlechtem Recycling-Papier (und daher unausweichlich bald in Krümel zerfallend) werden hier zwei Arbeitshilfen zur Lokalgeschichte geboten: 1. eine Bibliographie, die sich laut Vorwort »als ein work-in-progress« versteht, d. h. das Gebotene gibt den zum 31. 12. 1991 erreichten Stand einer Datei wieder, zu deren Ergänzung die Benutzer aufgerufen werden, 2. je ein Personen-, Orts- und Sachregister zu Boelckes 1973 erschienener Ortsgeschichte von Kornwestheim. Das Werk ist bei der Stadtverwaltung für DM 10,- erhältlich (falls es nicht inzwischen vergriffen ist). *Wolfgang Schmierer*

Kornwestheimer Geschichtsblätter: Hg.: Minner-Verlag/Heimat-Verlag Kornwestheim in Zusammenarbeit mit dem Verein für Geschichte und Heimatpflege Kornwestheim e. V.

1. Ausgabe 1991, 32 S. mit zahlreichen s/w Abb.

2. Ausgabe 1992, 48 S. mit zahlreichen s/w Abb.

Der Umstand, daß »in den letzten Jahren . . . das Interesse an der Geschichte unserer Heimat wieder wachgerufen« wurde – schreibt Doris Rittweger im Vorwort zu Heft 1 – hat den Verein für Geschichte und Heimatpflege Kornwestheim veranlaßt, diese nun jährlich erscheinenden Geschichtsblätter mit »wissenschaftlichen und heimatkundlichen Beiträgen« im Format 21 cm × 21 cm herauszugeben. Dementsprechend bringt Heft 1 eine Auswertung der Ausgrabungen am Viesenhäuser Hof von 1982 (M. Seitz), Beiträge über die beiden pietistischen Pfarrfrauen Beate Regina Hahn und Beate Paulus: Mutter und Tochter (R. F. Paulus), die Kornwestheimer Straßen und ihre Namen (R. Kienzle), die Museumskonzeption des Vereins (Chr. Mack) und altes Brauchtum in Kornwestheim (E. Nimsch und Arbeitskreis Brauchtum). Heft 2 enthält Beiträge über die Martinskirche (B. Scholkmann), den »Markungsschwund« seit dem 18. Jh. (R. Schuldt), Industriebauten (Chr. Mack), frühere Einkaufsmöglichkeiten (M. Nimsch), Erinnerungen an die evangelische Kirche (A. Retter/M. Nimsch) und Erinnerungen »aus dem Leben eines Kornwestheimer Lokführers« (A. Retter). Die Beiträge sind knapp gehalten und mit vielen Abbildungen versehen, gut lesbar und instruktiv. Vivant sequentes! *Wolfgang Schmierer*

Hermann Burkhardt: Schule im alten Württemberg: Das Beispiel Eglosheim. Texte zur württembergischen Schulgeschichte, Heft 4. Ludwigsburg 1993, 76 S.

In der kleinen Reihe »Texte zur württembergischen Schulgeschichte«, die der »Arbeitskreis Württembergische Schulgeschichte« an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg herausgibt, erschien das vierte Bändchen »Schule im alten Württemberg: Das Beispiel Eglosheim«. Der Verf. Hermann Burkhardt, selbst Professor an der Ludwigsburger Hochschule, gibt darin einen Ausschnitt wider aus seinem größeren Werk »Eglosheim – ein Ort im Wandel der Jahrhunderte«, das 1991 herauskam. Die Eglosheimer Schulgeschichte, so betonen Herausgeber und Autor in der Einleitung gleichermaßen, liefert sozusagen das lokale Exempel für die in Band 2 der Reihe vorgestellten allgemeinen Schulordnungen des Herzogtums Württemberg, und umgekehrt wird das örtliche Geschehen im Kontext von Landes- und Weltgeschichte leichter nachvollziehbar. Ähnlich dürfte es in vielen anderen Gemeinden der Umgebung zugegangen sein.

Die Quellenlage ist insofern äußerst günstig, als die Feststellungen der Schulaufsicht, d. h. die Visitationsberichte des evangelischen Dekans, in einer kürzeren und einer weiteren Fassung im Landeskirchlichen Archiv wie auch im Hauptstaatsarchiv Stuttgart erhalten geblieben sind und ebenso die örtlichen Quellen, darunter in erster Linie die Kirchenkonventsprotokolle im Eglosheimer Pfarrarchiv. Burkhardt konnte so ein anschauliches Bild aus knapp vierhundert Jahren – von der Einführung der Dorfschule nach der Reformation bis ins 19. Jh. – zeichnen. Die Lehrer, ihre Herkunft, ihre Vorbildung werden dabei ebenso vorgestellt wie die Schüler und deren Leistungen, dazu die ökonomischen Verhältnisse, d. h. nicht nur das Einkommen, das der Lehrer bezog bzw. z. T. bei den Eltern der schulpflichtigen Kinder einfordern mußte, sondern auch der meist schlechte bauliche Zustand des Schul- und zugleich Lehrerwohnhauses. Viele wörtlich übernommene Quellenzitate lockern den Text auf und verdeutlichen die jeweilige Thematik. Einzig der Unterrichtsstoff und die verfügbaren Lehrmaterialien werden nur mehr am Rande erwähnt; anhand der Heiligen- bzw. Schulfondsrechnungen hätte sich hier vielleicht das eine oder andere Detail einschieben lassen.

Der Anschaulichkeit dienen die beigegebenen Abbildungen und Schriftproben aus Protokollen der Jahre um 1790, die dann zusätzlich in paläographischer Umschrift widergegeben werden: Magister Kochhaf dürfte sich allerdings nicht als Pastor, sondern, wie das Kürzel zeigt, als Pfarrer bezeichnet haben (S. 57). Doch das ist fast kleinliche Kritik an einem auch in seiner äußeren Gestaltung gut gelungenen Werk.

Günter Cordes

Albert Sting: »Hopf ronter«. Marktplatz-Episoden. Geschichten einer Kindheit am Marktplatz in Ludwigsburg 1924–1932. Ludwigsburg (Verlag Ungeheuer und Ulmer), 1992, 111 S. und 23 Abb.

Wer auf dem weiträumigen und glücklicherweise wieder autofreien Ludwigsburger Marktplatz steht, wird sich vielleicht fragen, wie hier das Leben und Treiben einige Jahrzehnte früher ausgesehen haben mag. Damals war das Geviert nicht nur geschäftliches Zentrum, sondern in wesentlich stärkerem Maße als heute auch Wohn- und Lebensraum. Albert Sting hat an diesem Platz mit den umliegenden Straßen und Gassen seine frühe Kindheit verbracht. In dem vorliegenden Bändchen – ausstattungsmäßig dem 1987 erschienenen Ludwigsburger Geschichtskalender ähnlich – hat er dieser Zeit ein liebevolles Denkmal gesetzt. Anhand detaillierter Schilderungen erhält der Leser einen Einblick in die Erlebniswelt einer Bubenseele

mit Freud und Leid bei Spiel und Schule. Gleichzeitig entsteht vor ihm ein sehr plastisches Bild von den Erfordernissen täglicher Arbeit in Haus und Garten sowie sonntäglichen Spaziergängen (selbstverständlich im Bleyle'schen Matrosenanzug) und anderen Vergnügungen. Albert Sting möchte sein Büchlein als eine Huldigung an den Marktplatz und die Stadt Ludwigsburg verstanden wissen. Dies ist ihm wirklich gelungen, und man spürt, wie gern er sich an die hier verlebten Kindertage erinnert. Sorgfältig ausgewählte Fotografien runden das Ganze gefällig ab.

Regina Schneider

Jörg Fröscher: Große Zeit – kleines Leben. Leben in Ludwigsburg von der Kaiserzeit bis zum Wirtschaftswunder. Erdmannhausen (Ludwig Stark Verlag), 1991, 170 S., 216 Abb.

Eingebettet in die aus der einstigen Gegenwart erwachsene »große« Geschichte, die von vielen Zeitgenossen jeweils auch als »große Zeit« empfunden worden sein mag, zeichnet die mit umfangreichem Bildmaterial ausgestattete, sehr persönliche Dokumentation das »kleine Leben« des Großvaters von Jörg Fröscher und seiner Familie nach, ein Leben ohne große Höhen und Tiefen, ein »normales« Leben also, das jedoch weitgehend bedingt war durch jene einschneidenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Ereignisse, die die Entwicklung Deutschlands und Europas in unserem Jahrhundert so entscheidend bestimmt haben.

Vor nahezu 100 Jahren, 1896, in der Garnisonsstadt Ludwigsburg als Sohn eines Postbediensteten geboren, wächst Richard Fröscher in einer monarchistisch geprägten Zeit auf, die sich durch strenge Standesunterschiede und hierarchische Strukturen nicht nur im Bereich von Militär und Verwaltung auszeichnet. Schulbesuch, Mitgliedschaft bei den Pfadfindern des CVJM, Ausbildung und berufliche Tätigkeit als Expedient in der Ludwigsburger Niederlassung einer Brauerei sind die ersten Stationen seines jungen Lebens bis zur Einberufung zum Heer Anfang 1916. Dem Ersten Weltkrieg Ende 1918 glücklich entronnen, kann Richard Fröscher zunächst wieder bei seinem Arbeitgeber, später in anderen Firmen tätig sein. Doch bereits ein Jahr nach seiner Heirat 1925 steht der kaufmännische Angestellte einer chemischen Fabrik arbeitslos da, als sich die wirtschaftliche Situation der Weimarer Republik zu verschlechtern beginnt. Den Versuch, daraufhin als selbständiger Unternehmer chemische Reinigungsmittel für den Haushalt herzustellen und zu vertreiben, muß er bald wieder aufgeben. So bewirbt er sich erfolgreich bei Salamander in Kornwestheim und wird mit der kaufmännischen Leitung der chemischen Fabrik des Werks betraut, eine Aufgabe, die Richard Fröscher bis zu seinem Ausscheiden aus dem Berufsleben 1964 wahrnehmen wird.

Jene, dem Ruhestand vorausgehenden 37 Lebensjahre sind neben seinem beruflichen Engagement zunächst geprägt von der Fürsorge für die wachsende Familie und dem Bau eines Eigenheims, dann aber auch von Veränderungen, die seit der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 in immer stärkerem Maße Einfluß auf die Gesellschaft und den Einzelnen nehmen. Richard Fröscher versucht, sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen, wird Parteimitglied, Zellenwarter, Blockwart. Die damit verbundenen Aufgaben nimmt er jedoch mit wenig Eifer wahr, so daß er 1944 von der Parteileitung sogar aufgefordert wird, »wegen mangelnder Einstellung« aus der NSDAP auszutreten. Da er aufgrund seiner Tätigkeit in einem wehrwirtschaftlich wichtigen Betrieb für den Kriegsdienst

unabkömmlich gestellt ist, kann er das Ende des Zweiten Weltkriegs in Ludwigsburg mit dem Einmarsch der französischen Truppen im April 1945 selbst erleben. Spruchkammerverfahren und dadurch bedingter vorübergehender Verlust des seitherigen Arbeitsplatzes bis Anfang 1947 kennzeichnen den Neubeginn nach der Stunde Null. Sein 25jähriges Arbeitsjubiläum kann Richard Fröscher 1952 bereits im festlichen Rahmen feiern – das später als Wirtschaftswunder bezeichnete Phänomen bundesrepublikanischer Nachkriegsgeschichte läßt nun nicht mehr lange auf sich warten.

Wolfgang Schneider

Hermann Schick: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar. Band 2 (1871–1959). Marbach 1992, 324 S., zahlr. Abb.

Genau 20 Jahre nach der 1972 erschienenen »Geschichte der Stadt Marbach« von Eugen Munz und Otto Kleinknecht konnte der Marbacher Schillerverein die von Hermann Schick bearbeitete Fortsetzung herausbringen. Anders als das Buch von Munz und Kleinknecht präsentiert sich die Arbeit des Wahl-Marbachers seit 1967 als ausgewogen gegliedertes Werk aus einem Guß.

Chronologisch aufgebaute Ortsgeschichten orientieren sich im allgemeinen an den Epochen und Ereignissen der »großen« Geschichte, aus nachvollziehbaren Gründen oft auch da, wo es keine außergewöhnlichen Bezüge zum betreffenden Einzelfall gibt. Ein solches »historisches« Ereignis, die Reichsgründung von 1871, markiert denn auch den Beginn des von Schick bearbeiteten Zeitraums. Das Jahr 1959 dagegen, das am Ende dieser Spanne steht, nimmt Bezug auf ein Datum aus der Geschichte von Marbach selbst: Die damaligen Feiern zum 200. Geburtstag von Friedrich Schiller bildeten »zweifellos einen Höhepunkt in der Geschichte der Stadt und trugen ihren Namen erneut hinaus in alle Welt« (S. 12); damit habe Marbach sich »wirklich als die Schillerstadt« erwiesen (S. 287).

Marbachs Selbstverständnis und Ruf als »der« Schillerstadt (neben einer ganzen Reihe anderer Schillerstädte und -stätten) beruht nur vordergründig auf dem Umstand, daß der Dichter hier am 10. November 1759 geboren wurde und seine ersten vier Lebensjahre verbrachte. Die inzwischen als Selbstverständlichkeit erscheinende enge Verbindung zwischen dem Neckarstädtchen und seinem »größten Sohn« entwickelte sich vielmehr in maßgeblicher Weise in der Zeit zwischen 1871 und 1959, die der Verfasser in gleichgewichtige Abschnitte untergliedert hat: Nach einem Überblick zu »Marbach um 1870« (S. 15–38) folgen im darstellenden Teil die Kapitel »Von der Reichsgründung bis zur Eröffnung des Schillermuseums (1871–1903)« (S. 39–94), »Der Schritt ins 20. Jahrhundert (1903–1914)« (S. 95–130), »Im Ersten Weltkrieg (1914–1918)« (S. 131–148), »Die Zeit der Weimarer Republik (1918–1933)« (S. 149–184), »Im Dritten Reich (1933–1945)« (S. 185–234) und schließlich »Die Nachkriegszeit (1945–1959)« (S. 235–287).

Als herausragendes Ereignis der vom »Schillerkult« dominierten Marbacher Lokalgeschichte erscheint die Eröffnung des Schillermuseums im Jahre 1903, die von Schick als »Epochenschnitt« auf eine Ebene mit der Reichsgründung gestellt wird. Als einer der maßgeblichen Urheber des Museums wird neben Traugott Haffner, Stadtschultheiß von 1883–1903, der Politiker und Finanzier Kilian von Steiner (1833–1903) gewürdigt, der die wohl entscheidenden Verbindungen zum württembergischen König und seiner Umgebung knüpfen konnte (S. 70). Die Dankbarkeit der Stadt für die Verdienste dieses Mannes, der sich stets auch als

großzügiger, aber persönlich bescheidener Mäzen der »Schillersache« hervorgetan und Entscheidendes für die Identität Marbachs als Schillerstadt geleistet hat, wurde bereits 1936 von braunem Ungeist überlagert: Der Marbacher Gemeinderat beschloß am 29. Dezember 1936 der nach dem jüdischen Ehrenbürger benannten Straße einen anderen Namen zu geben (S. 201). Gab es Druck von außen? Wollte man sich den neuen Machthabern andienen, die den Schillerkult in Marbach schon früh als Plattform für die nationalsozialistische Propaganda entdeckt und genutzt hatten (S. 200 ff.)? Widersetzte sich jemand? Hier und an vielen anderen Stellen würde man gerne ein wenig genauer hinter die Kulissen schauen, hätte sich neben den überwiegend benutzten Lokalzeitungsartikeln und Gemeinderatsprotokollen die Auswertung weiterer, insbesondere archivalischer Quellen gewünscht. Doch ist damit bereits die Grenze zu dem überschritten, was eine breiter angelegte Orts-geschichte überhaupt zu leisten vermag. Mit Hermann Schicks fleißig und solide erarbeitetem Buch liegt eine gut lesbare Darstellung von Stadtgeschichte vor, die umfangreiches Material bereitstellt und zur weiteren, auch übergreifenden Beschäftigung mit der Marbacher Geschichte anregt.

Stephan Molitor

Woldemar Zurkan: Christian Lober – Kornwestheims Heimatforscher. Hg. im Eigenverlag, Kornwestheim 1993. 206 S. mit zahlreichen s/w und einer farbigen Abb.

Der Leinwebersohn Christian Lober (1859–1941) aus Kupferzell, dem dieses Buch gewidmet ist, absolvierte von 1876–1880 die Lehrerbildungsanstalt Lichtenstern und kam, u. a. nach Stationen auf der Karlshöhe und in Vorderbüchelberg, 1887 als 3. ständiger Lehrer nach Kornwestheim. Hier entfaltete er neben seiner Schultätigkeit nicht nur lebhaft kirchlich-gesellschaftliche Aktivität, u. a. als Gründer und Leiter des evang. Kirchenchors, Kirchenpfleger, Kirchengemeinderat und Rechner der Darlehenskasse, sondern beschäftigte sich auch – insbesondere nach seiner 1918 erfolgten Pensionierung – mit der Geschichte seiner Gemeinde: in sieben handschriftlich verfaßten »Büchern« (= 9 Bänden), die heute im Stadtarchiv verwahrt sind und als Nachschlagewerk genutzt werden, erfaßte er die Unterlagen zur »Geschichte, Orts- und Markungskunde von Kornwestheim« von »der grauen Vorzeit« bis um 1932. Sein Werk ist in den 1960er Jahren bei der Stadtverwaltung in Schreibmaschinentext umgesetzt worden, aber bis heute unveröffentlicht geblieben.

Der Verfasser, ebenfalls Lehrer in Kornwestheim, hat fleißig und erfolgreich die Spuren von Christian Lobers Lebensweg erforscht und zahlreiche interessante Dokumente und Bilder gefunden. Eingehend befaßt er sich auch mit der – pietistisch geprägten – Lehrerbildungsanstalt Lichtenstern (1839–1922) und deren Ausstrahlung auf die aus Württemberg ausgewanderten ehemaligen deutschen Kolonisten in Südrußland. Damit schließt sich dann ein Kreis, denn ein anderer Zögling aus Lichtenstern, Karl Baisch, wurde Gründer der einstigen Wernerschule (1844–1940) in Sarata/Bessarabien, in der wiederum der Verfasser seine Lehrerausbildung erhalten hat. Die Darstellung dieser Querverbindungen und das Schlußkapitel »Die Pietisten und ihre guten Werke« nehmen breiten Raum ein und verflechten sich mit der Vita des Christian Lober.

Einige selbständige Beiträge anderer Autoren (Maro Nimsch, S. 105–108; Otto Matt, S. 177–179 und 181–184) sind etwas unvermittelt in den sonstigen Text

integriert. Bedauerlich ist, daß die Bild- und Quellenherkunft gelegentlich nicht eindeutig nachgewiesen ist. Die Transkription des Visitationsberichts von 1897 (S. 140) muß lauten: »... Singen g[ut], auch zweistimmig [,] nur schreien die Buben arg.«

Wolfgang Schmierer

Oberstenfeld – Gronau – Prevorst in Geschichte und Geschichten. Band I, Horb a. N. 1989, 204 S. mit zahlreichen s/w und farbigen Abb. Band II, Horb a. N. 1993, 224 S. mit zahlreichen s/w und einigen farbigen Abb.

Dem als Verfasser bescheiden nicht im Titel angegebenen Gemeindecarchivar von Oberstenfeld und Rektor a. D. Ernst Schedler verdanken wir diese beiden schönen, im Format 20 × 21 cm erschienenen, mit farbigen Titelseiten – Kiesers Darstellung »Oberstenfeldt« von ca. 1685 und einer Ansichts-Postkarte »Gruß aus Oberstenfeld« von der Jahrhundertwende – zur näheren Beschäftigung lockenden Bände.

Wir haben es dabei nicht mit einer systematisch aufgebauten, chronologisch oder sachlich gegliederten Ortsgeschichte zu tun, nicht mit einem wissenschaftlichen Werk, sondern mit einer einzelnen Begebenheiten, Episoden oder Sachzusammenhänge aufhellenden Sammlung von Aufsätzen zur historischen Entwicklung von Oberstenfeld und dem zum 1. 1. 1972 eingemeindeten, ehemals selbständigen Gronau, das damals mit seinem Filialort Prevorst vom Landkreis Heilbronn zu Oberstenfeld kam.

Band I enthält 43 meist kleine, aber oft reich bebilderte Aufsätze, die der Verfasser in die fünf Kapitel eingeteilt hat: (1) Die Gemeinde und ihre Ortsteile, (2) Einige Straßen- und Flurnamen, (3) Stift und Kirchen, Geistliche und Geistliches, (4) Von Familien und alten Häusern, (5) Auch das noch! Seine Überschriften hat Schedler oft mit dem journalistischen Geschick formuliert, das zum sofortigen Aufschlagen und Nachlesen anregt; so z. B.: »Oberstenfeld – ursprünglich eine Lagebezeichnung« (S. 9), »Die Seherin von Prevorst« (S. 154), »Max Schmeling schlägt Adolf H. k. o.« (S. 159). Dabei findet man dann im ersten Fall eine nüchtern-sachliche Darlegung, daß Oberstenfeld einst von Großbottwar her besiedelt wurde und so talaufwärts gesehen eben bei Oberstenfeld das »oberste Feld« lag; im 2. Beispiel wird ein knappes Lebensbild der Förstertochter Friederike Wanner entworfen, die durch Justinus Kerners bekannten Roman verewigt wurde. Was aber hat der bis heute populäre einstige Boxweltmeister Schmeling mit Oberstenfeld zu tun? Wir erfahren: er trainierte dort 1939 für sein Stuttgarter Match gegen Adolf Heuser, das er dann in 71 Sekunden gewann; in einer Zeitungs-Sonderausgabe fand sich dann die falsche Schlagzeile »Max Schmeling schlägt Adolf Hitler in der Adolf-Heuser-Kampfbahn k. o.«

Band II enthält je eine farbige Luftaufnahme von Oberstenfeld, Gronau und Prevorst von 1991 und folgende Kapitel: (1) Oberstenfeld um 1900, (2) Flurnamen, (3) Stift und Kirchen, Geistliche und Geistliches, (4) Von Familien und alten Häusern, (5) Friede ernährt, Unfriede verzehrt, (6) Auch das noch, (7) Originelles und Originale.

»Spurensuche« nennt Bürgermeister Reinhard Rosner in seinem Vorwort zu Band II zu Recht die beiden Bände, mit denen »Ernst Schedler (...) uns allen unsere geschichtlichen Wurzeln deutlicher macht und näher bringt«. Man kann ihm nur zustimmen.

Wolfgang Schmierer

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–1994

Heft	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	„	„
3	1903	106	„	„
4	1905	186	„	„
5	1909	115	„	„
6	1911	88	„	„
7	1913	57	„	„
8	1916	48	„	„
9	1923	119	„	„
10	1926	107	„	„
11	1930	133	„	„
12	1939	46	„	„
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	„	„
15	1963	162	Heinrich Gaese	„
16	1964	203	„	„
17	1965	207	„	„
18	1966	192	„	„
19	1967	164	„	„
20	1968	196	„	„
21	1969	92	Dr. Willi Müller	„
22	1970	116	„	„
23	1971	195	„	„
24	1972	272	„	„
25	1973	141	„	„
26	1974	141	„	vergriffen
27	1975	199	„	„
28	1976	161	„	„
29	1977	179	„	lieferbar
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	vergriffen
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	lieferbar
32	1980	188	„	„
33	1981	256	„	„
34	1982	176	„	„
35	1983	180	„	„
36	1984	242	„	„
37	1985	245	„	„
38	1985	196	„	„
39	1986	224	„	„
40	1987	252	„	„
41	1988	200	„	„
42	1988	224	„	„
43	1989	188	„	vergriffen
44	1990	232	„	lieferbar
45	1991	236	„	„
46	1992	232	„	„
47	1993	168	„	„
48	1994	196	„	„

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, 71638 Ludwigsburg, Arsenalplatz